<36615529620019

Thomas Babington Macaulay's

ausgewählte Schriften

geschichtlichen und literarischen Inhalts.

Dritter Band:

Der spanische Erbfolgekrieg. Geschichte der Päpste. Johann Hampden. Geschichte der Revolution von 1688. Kirche und Staat.

Braunschweig,

Druck und Verlag von George Westermann.

1853.

Der spanische Erbfolgekrieg.

Geschichte der Päpste. — Johann Hampden.

Geschichte der Revolution von 1688.

Kirche und Staat.

Deutsch

von

Dr. Friedrich Steger.

Braunschweig,

Druck und Verlag von George Westermann.

1853.

Inhaltsanzeige des dritten Bandes.

Der spanische Erbfolgekrieg *).

Geschichte des spanischen Erbfolgekrieges, von Lord Mahon. London, 1832.

Die Tage, wo „Vermischte Aufsätze in Versen und Prosa, gesammelt von einem Mann von Ehre“, und Scuderi's Romane, „in's Englische übersetzt von einer Person von Stande“, für Leser große Anziehungskraft besaßen und ihren Verlegern vielen Nutzen brachten, sind längst vorüber. Die literarischen Privilegien der Lords sind jetzt eben so veraltet, als das Recht dieser Herren, auf ihrer Reise zum Parlamente das Wild des Königs zu tödten, oder als ihr alterthümliches Rechtsmittel des scandalum magnatum. Wir müssen indessen gestehen, daß wir stets für adelige Schriftsteller eine freundliche Stimmung hegen, obgleich unsere politischen Ansichten sich nicht zur Aristokratie hinneigen. Fleiß und Geschmack an geistigen Genüssen sind bei Männern, die sich ein müßiges Leben gestatten können und manchen Zerstreuungen ausgesetzt sind, besonders achtungswerth. Es ist ein natürliches Gefühl, daß wir einem Manne Erfolg wünschen, der ohne eine Anstrengung oder ein Verdienst von seiner Seite auf einen Platz hoch über der Masse der Gesellschaft gestellt wurde, und der von dieser Höhe freiwillig herabsteigt, um Auszeichnungen zu suchen, die er mit Recht sein persönliches Eigenthum nennen darf.

*) Der Aufsatz ist vom Januar 1833.

Es ist dieß, wenn wir nicht irren, das zweite Mal, daß Lord Mahon als Schriftsteller auftritt. Schon sein erstes Buch machte ihm Ehre, obgleich es hinter dem Werke, das jetzt vor uns liegt, in jeder Beziehung zurücksteht. Er besitzt ohne Zweifel mehrere der schätzbarsten Eigenschaften eines Geschichtsschreibers: großen Fleiß in Erforschung der Quellen, viel Beurtheilungsgabe beim Abwägen der Zeugnisse und eine schöne Unparteilichkeit bei dem Abschätzen der Charaktere. Wir wüßten nicht, daß er die Pflichten, welche dem Historiker obliegen, auch nur ein einziges Mal über verwandtschaftlichen Gefühlen vergessen hätte. Er läßt seinem Ahnherrn Stanhope nur Gerechtigkeit widerfahren, nichts weiter, und beurtheilt die Feinde und Nebenbuhler dieses Mannes mit voller Unparteilichkeit. Seine Erzählung ist höchst klar, und auch ein zweites Lob, dem moderne Schriftsteller selten nachstreben, darf er beanspruchen: das Lob, gedrungen zu schreiben. Dabei müssen wir übrigens zugeben, daß er neben manchen der wichtigsten Vorzüge des geübten Schriftstellers auch mehrere Fehler des Neulings besitzt. Er hat noch keine volle Herrschaft über das Wort erlangt. Sein Styl ist selten gefällig und hin und wieder unangenehm steif. Er ist ein so pedantischer Sprachreiniger, daß er den Abbé d'Estrées in einen Abt verwandelt. Wir haben nicht gern, daß französische Wörter in englische Bücher eingeführt werden, aber zuletzt gilt doch für die Schriftstellerei als höchstes, allen anderen Rücksichten übergeordnetes Gesetz die Regel, solche Wörter zu verwenden, welche die Meinung des Verfassers genau ausdrücken. Nun ist aber ein Abt der Vorstand eines Klosters, und ein Abbé ist eine durchaus verschiedene Person. Es ist unbedingt zu rathen, an die Stelle französischer Ausdrücke englische zu setzen, doch es ist besser, ein französisches Wort zu gebrauchen, als ein englisches Wort zu mißbrauchen.

Lord Mahon hat ferner eine zu starke Neigung, moralische Betrachtungen in einem zu spruchreichen und orakelmäßigen Style auszusprechen. Folgendes ist ein Beispiel: „So auffallend es zu sein scheint, lehrt uns doch die Erfahrung, daß wir gegen Die, welche wir

gekränkt haben, mehr Erbitterung empfinden, als gegen Die, welche uns beleidigten, und diese Beobachtung bewährt sich bei jedem Grade von Intelligenz, bei jeder Vermögensklasse, bei dem Fürsten wie bei dem Bauer, bei dem Jüngling wie bei dem gereiften Manne, bei dem Helden wie bei dem Herrscher." An dem Hofe Nimrod's oder Chedorlaomer's möchte diese Bemerkung ihr Verdienst gehabt haben, doch seit vielen Menschenaltern gilt sie mehr für einen Gemeinplatz als für ein Paradoxon. Jeder Schulknabe hat über das Thema: „Wen Du verletzt hast, den hassest Du", einen Aufsatz geschrieben. Vielleicht sind keine Zeilen der englischen Dichtkunst allgemeiner bekannt, als das kräftige Verspaar:

Du sollst vergessen, wenn Du wardst betrübt;
Wer Dich gekränkt, der nie Vergebung übt.

Die Geschichtsschreiber und Philosophen haben sich mit dieser Maxime vollauf beschäftigt und sie dann, gleich anderen Sätzen, an denen kein Glanz mehr haftet, den schlechten Romanschreibern überlassen, die sie bald zu Fetzen verarbeiten werden.

Wir üben nur Gerechtigkeit, wenn wir sagen, daß die Mängel von Lord Mahon's Buch solche sind, welche die Zeit fast unfehlbar heilt, und daß das Werk trotz dieser Schwächen eine werthvolle Bereicherung unserer geschichtlichen Literatur ist.

Wer die Krankheiten, denen Regierungen unterliegen können, genau kennen lernen will, oder wer zu erfahren wünscht, wie große Staaten schwach und elend gemacht werden können, der sollte die spanische Geschichte studiren. Das Reich Philipp's II. war ohne Zweifel eine der mächtigsten und glänzendsten Monarchieen, die es jemals in der Welt gab. In Europa beherrschte dieser Fürst Spanien, Portugal, die Niederlande auf beiden Ufern des Rheins, die Freigrafschaft, Roussillon, das Mailändische und beide Sicilien. Toscana, Parma und die anderen kleinen italienischen Staaten waren von ihm eben so vollständig abhängig, wie es gegenwärtig der Nizam und der Radscha von

Berar von der ostindischen Gesellschaft sind. In Asien besaß der König von Spanien die Philippinen und alle jene reichen Niederlassungen, welche die Portugiesen auf den Küsten von Malabar und Coromandel, auf der Halbinsel Malacca und auf den Gewürzinseln des östlichen Archipels gegründet hatten. In Amerika erstreckten sich seine Besitzungen auf jeder Seite des Aequators bis in die gemäßigte Zone hinein. Man kann mit gutem Grunde annehmen, daß seine Jahreseinkünfte in der Zeit seiner höchsten Macht die Summen, welche Elisabeth aus England bezog, zehnfach übertrafen. Er hatte ein stehendes Heer von funfzigtausend Mann vortrefflicher Truppen, und zwar zu einer Zeit, als England nicht ein einziges Fähnlein in seinem beständigen Solde hielt. Seine regelmäßige Seemacht bestand aus hundertundvierzig Galeeren. Er besaß, was kein Fürst der neueren Zeit jemals hat sein nennen können: die Herrschaft zu Lande und zur See. Während des größeren Theiles seiner Regierung war er auf beiden Elementen der Gebieter. Seine Soldaten zogen gegen die französische Hauptstadt, seine Schiffe bedrohten die englischen Küsten.

Es ist keine Uebertreibung, wenn wir sagen, daß Philipp verschiedene Jahre eine größere Macht über Europa ausübte, als selbst Napoleon besaß. Der Einfluß des französischen Eroberers reichte niemals über die Linie der Ebbe hinaus. Der schmalste Meeresarm war für seine Macht dasselbe, was ein fließender Strom nach der Meinung der Vorzeit für die Zaubereien einer Hexe war. Während seine Heere in jede Hauptstadt von Moskau bis Lissabon einzogen, hielten die englischen Flotten jeden Hafen von Danzig bis Triest belagert. Sicilien, Sardinien, Majorca, Guernsey genossen in dem ganzen Laufe eines Krieges, der jeden Thron des Festlandes in Gefahr brachte, der völligsten Sicherheit. Das siegreiche und gebieterische Volk, das seine Museen mit dem Raube von Antwerpen, Florenz und Rom füllte, litt den peinlichsten Mangel an Luxusgegenständen, die durch die Gewohnheit zu einem Bedürfnisse geworden waren. Während man Siegessäulen und Triumphbogen errichtete, um das Andenken der französischen

Eroberungen zu erhalten, machten die Sieger Versuche, aus Cichorien Kaffee zu brennen und aus Runkelrüben Zucker zu bereiten. Philipp hatte auf dem Festlande denselben Einfluß wie Napoleon. Der Kaiser von Deutschland war sein Verwandter. Frankreich, wo Religionszwiste wütheten, war zu keiner Zeit ein furchtbarer Gegner und zuweilen ein abhängiger Verbündeter. Zugleich besaß Spanien, was Napoleon erstrebte, nämlich Schiffe, Colonieen und Handel. Lange Zeit betrieb es den Handel mit Amerika und dem indischen Ocean als Monopol. Das ganze Gold des Westens und sämmtliche Specereien des Ostens sammelte und vertheilte dieses Land. Im Laufe vieler Kriegsjahre wurde sein Handel blos durch die Raubzüge einiger wenigen Seeräuber belästigt. Selbst nach dem Untergange der Armada flößte Philipp's Seemacht den englischen Staatsmännern noch große Furcht ein. „Der König von Spanien," sprach der Lord Siegelbewahrer im Jahre 1593 zu beiden Häusern, „hat nun auch das Königreich Portugal usurpirt und demnach Ostindien gewonnen, so daß er, der schon früher groß war, nunmehr ungleich furchtbarer geworden ist .... Er hält eine Flotte gerüstet, die allen Handelsverkehr zwischen England, der Gascogne und Guienne unterbrechen soll, was sie auch bei der letzten Weinlese zu thun versucht hat, und ist jetzt sowohl für den Westen von England, als für die sämmtlichen südlichen Theile, wie Sussex, Hampshire und die Insel Wight, ein Grenzfeind geworden. Ja, da er in St. Malo Anhang hat, wo es immer eine Menge für den Krieg geeigneter Schiffe giebt, so ist er auch ein gefährlicher Nachbar für der Königin Inseln Jersey und Guernsey, diese alten Besitzungen der Krone, die in den größten Kriegen mit Frankreich nie verloren gegangen sind."

In einer Beziehung war das Uebergewicht, das Spanien damals in Europa besaß, ein wohlverdientes. Diese Obmacht war durch eine unleugbare Ueberlegenheit in allen Künsten der Politik und des Kriegs erworben worden. Im sechszehnten Jahrhundert war Italien nicht entschiedener das Land der schönen Künste, Deutschland nicht vorzugs=

weiser die Heimath der kühnsten theologischen Speculation, als Spanien die Wiege der Staatsmänner und Soldaten war. Der Charakter, den Virgil seinen Landsleuten beilegt, konnte auch von den ernsten und stolzen Führern beansprucht werden, die den Thron Ferdinand's des Katholischen und seiner unmittelbaren Nachfolger umgaben. In den stolzesten Tagen ihrer Republik verstanden die Römer die majestätische Kunst, „die Völker durch den gebietenden Geist zu beherrschen" nicht besser, als die Gonsalvo und Ximenes, die Cortes und Alba. Die Gewandtheit der spanischen Diplomaten war in ganz Europa berühmt. In England erinnert man sich noch heutigen Tags des Namens Gondomar. Der herrschenden Nation kam keine andere in der regelrechten oder natürlichen Kriegsführung gleich. Die ungestüme Ritterschaft Frankreichs und die festgeschlossene Phalanx der Schweizer erprobten sich beide nicht, als sie dem spanischen Fußvolk die Spitze bieten sollten. In den Kriegen der neuen Welt, wo weder der General mit der gewöhnlichen Strategie, noch der Soldat mit der hergebrachten Disciplin ausreichte, wo es jeden Tag nöthig wurde, der wechselnden Taktik eines barbarischen Feindes mit neuen Auskunftsmitteln entgegenzutreten, in diesen Kriegen entwickelten die spanischen Abenteurer, die aus den unteren Volksklassen hervorgegangen waren, eine Fruchtbarkeit an Hülfsquellen und ein Talent für die Unterhandlung und den Heerbefehl, zu denen die Geschichte kaum ein Seitenstück liefern kann.

Die Castilianer jener Zeiten waren im Vergleich zu den Italienern dasselbe, was die Römer in den Tagen von Rom's Größe den Griechen gegenüber waren. Die Sieger besaßen weniger Aufklärung, Geschmack und feine Auffassungsgabe als die Besiegten, hatten aber dafür mehr männlichen Stolz, Festigkeit und Muth, ein feierlicheres Benehmen und einen stärkeren Sinn für Ehre. Der Unterthan war spitzfindiger in Speculationen, der Herrscher kräftiger im Handeln. Die Fehler des Ersten waren die eines Feiglings, die Laster des Letztern die eines Tyrannen. Wir können noch hinzufügen, daß die Spanier eben so wenig wie die Römer verschmähten, sich die Künste und Sprache des

unterdrückten Volks anzueignen. In der spanischen Literatur kam es zu einer Umwälzung, die sich dem Umschwung vergleichen läßt, der, wie Horaz uns erzählt, in der Dichtkunst Latiums stattfand: Capta ferum victorem cepit. Der Sklave machte den Herrn zu seinem Gefangenen. Die alten castilianischen Balladen wichen Sonnetten im Styl Petrarca's und epischen Gedichten in den Stanzen Ariosto's, wie die römischen Volksgesänge durch Nachahmungen Theokrit's und Uebersetzungen Menander'scher Stücke verdrängt worden waren.

In keiner modernen Gesellschaft, selbst nicht in England während Elisabeth's Regierung, hat es eine so große Zahl zugleich in der Literatur und in den Geschäften des praktischen Lebens ausgezeichneter Männer gegeben, als Spanien während des sechszehnten Jahrhunderts hervorbrachte. Fast jeder ausgezeichnete Schriftsteller that sich auch als Soldat oder Politiker hervor. Boscan trug mit hohem Ruhm die Waffen. Garcilaso de Vega, der Verfasser des lieblichsten und anmuthigsten Schäfergedichtes der neuern Zeit, fiel nach einer kurzen aber glänzenden kriegerischen Laufbahn an der Spitze einer Sturmsäule mit dem Schwerte in der Hand. Alonzo de Ercilla nahm an dem araucanischen Kriege, den er später in einem der besten epischen Gedichte der spanischen Literatur verherrlicht hat, einen hervorragenden Antheil. Hurtado de Mendoza, den man mit Horaz vergleicht, wie sein reizender kleiner Roman offenbar das Vorbild des Gil Blas war, erscheint in der Geschichte als einer der strengsten jener eisernen Proconsuln, die das Haus Oesterreich dazu verwendete, den dahinsterbenden öffentlichen Geist Italiens völlig zu ertödten. Lope segelte mit der Armada, Cervantes wurde bei Lepanto verwundet.

Jetzt ist es uns merkwürdig, mit welcher Scheu unsere Vorfahren jener Zeit auf einen Spanier blickten. Ein solcher Mann war nach ihrer Vorstellung eine Art von Teufel, ein furchtbarer Bösewicht, aber zugleich höchst scharfsinnig und mächtig. „Die Spanier sind höchst weise und politisch," sagte ein ehrlicher Engländer in einer an die Königin Marie gerichteten Denkschrift, „und können mit ihrer Kunst

ihre Natur eine Zeitlang verändern und verstellen, wie auch ihr Benehmen den Sitten der Menschen anpassen, mit denen sie in Freundschaft verkehren. Ihr boshaftes Wesen lernt der Mensch nicht eher kennen, als bis er in ihrer Gewalt ist, dann merkt und empfindet er es aber vollkommen. Solche Dinge wird ein Engländer nie thun, das verhüte Gott gnädiglich, denn in Verstellung, bis sie ihren Zweck erreicht haben, und hintennach in Tyrannei und Unterdrückung, wenn sie die Macht besitzen, übertreffen die Spanier alle Völker der Erde." Dieß ist genau die Sprache, in der Arminius von den Römern gesprochen haben wird, oder die ein indianischer Staatsmann unserer Tage über die Engländer führt. Es ist die Sprache eines Mannes, der von Wuth kocht, aber sich von Denen, die er haßt, einschüchtern läßt und ihre Ueberlegenheit an Macht und Verstand schmerzlich empfindet.

Doch wie tief bist Du vom Himmel herabgestürzt, o Lucifer, Sohn des Morgens! Wie hart bist Du zu Boden geschleudert worden, Du, der die Völker schwach machte! Wenn wir hundert Jahre überspringen und am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts auf Spanien blicken, welcher Wechsel tritt uns da entgegen! Der Contrast ist eben so groß wie ihn das Rom des Gallienus und Honorius im Vergleich zu dem Rom des Marius und Caesar darbietet. Jetzt hatten Eroberungen fremder Mächte in jeden Theil jener riesenhaften Monarchie, in der die Sonne nicht unterging, hineingebohrt. Holland war verloren gegangen, nicht minder Portugal und Roussillon und Artois und die Freigrafschaft. Im Morgenlande ragte das von den Holländern gegründete Reich an Wohlstand und Glanz weit über das Gebiet hervor, das seinen alten Tyrannen noch geblieben war. Im Westen hatte England mitten im mexikanischen Meerbusen Colonien an sich gerissen und behauptet.

Der bloße Gebietsverlust war übrigens von geringer Bedeutung. Der widerstrebende Gehorsam ferner Provinzen kostet gewöhnlich mehr, als er werth ist. Es geschieht oft, daß Reiche, die sich weithin ver-

zweigen, frisch aufblühen, wenn man sie zu rechter Zeit etwas beschneidet. Hadrian handelte verständig, als er Trajans Eroberungen aufgab, und England war nie so groß, reich, fremden Mächten furchtbar und zur See gebietend, als nach dem Verlust seiner amerikanischen Niederlassungen. Das spanische Reich konnte dem äußern Anschein nach noch für groß und prächtig gelten. Die europäischen Besitzungen, die dem letzten schwachen Fürsten aus dem Hause Oesterreich gehörten, waren weit ausgedehnter als das Reich Ludwig's XIV. Die amerikanischen Zubehöre der castilianischen Krone erstreckten sich noch weithin bis zum Norden des Wendekreises des Krebses und bis zum Süden des Wendekreises des Steinbocks. Aber innerhalb dieses unermeßlichen Körpers herrschten ein unheilbarer Verfall, ein gänzlicher Mangel an Lebenskraft und eine unglaubliche Machtlosigkeit. Eine geistreiche und fleißige Bevölkerung, die in Künsten und Manufacturen das höchste Geschick besaß, war von einfältigen und gewissenlosen Frömmlern in die Verbannung gejagt worden. Der Ruhm des spanischen Pinsels war mit Velasquez und Murillo erblichen. Das glänzende Zeitalter der spanischen Literatur hatte mit Solis und Calderon sein Ende erreicht. Im Laufe des siebenzehnten Jahrhunderts hatten viele Staaten große Heere gegründet. Dagegen war das spanische Heer, das unter einem Alba und Farnese sich so furchtbar gemacht hatte, zu einigen tausend Mann schlecht bezahlter und ungenügend geschulter Truppen herabgesunken. England, Holland und Frankreich besaßen große Schiffsgeschwader. Die spanische Flotte betrug kaum noch den zehnten Theil der herrlichen Seemacht, die in Philipp's II. Zeit der Schrecken des atlantischen Oceans und des Mittelmeers gewesen war. Die Arsenale standen leer, die Magazine hatten keine Vorräthe, die Grenzfestungen keine Besatzungen. Die Polizei war völlig unwirksam, das Volk zu beschützen. Am hellen Tage wurden ungestraft Morde verübt. Jeden Tag stolzirten Meuchelmörder von Profession und entlassene Soldaten mit dem Degen an der Seite in den Straßen und auf den Plätzen der Hauptstadt einher, störten die öffentliche Sicherheit und boten den

Dienern der Gerechtigkeit Trotz. Die Finanzen waren in der furchtbarsten Unordnung. Das Volk bezahlte viel, und die Regierung nahm wenig ein. Die amerikanischen Vicekönige und die Steuerpächter wurden reich, während die Kaufleute Bankerott machten, die Bauern vor Hunger starben, die Leibdiener des Königs keinen Lohn bekamen, während die Soldaten der königlichen Garde täglich an den Thüren der Klöster erschienen und den Bettlerhaufen eine Schüssel Suppe und einen Bissen Brot streitig machten. Jedes Heilmittel, mit dem man einen Versuch machte, verschlimmerte die Krankheit nur. Die Münzen wurden schlechter ausgeprägt, und diese wahnsinnige Maßregel brachte ihre nie ausbleibende Wirkung hervor. Sie vernichtete den ganzen Credit und vermehrte das Elend, dem sie abhelfen sollte. Es war, wie Ortiz sagte: das amerikanische Gold entsprach so den Bedürfnissen des Staates, wie ein Wassertropfen dem Unglücklichen hilft, der vor Durst wahnsinnig wird. In den Amtsstuben thürmten sich Berge uneröffneter Depeschen auf, während die Minister mit Kammermädchen und Jesuiten Berathungen hielten, wie sie einander ein Bein stellen könnten. Jede fremde Macht konnte den Erben Karl's V. ungestraft beleidigen und plündern. Bis zu diesem Zustande war das mächtige spanische Reich herabgekommen, während eines seiner kleinsten Anhängsel, ein Land nicht so groß als die Provinz Estremadura oder Andalusien, das unter einem unfreundlichen Himmel lag und durch künstliche Mittel gegen den Einbruch des Meeres geschützt werden mußte, eine Macht ersten Ranges geworden war und mit Versailles und London auf dem Fuße der Gleichheit unterhandelte.

Die Art, wie Lord Mahon die finanzielle Lage Spaniens erklärt, befriedigt uns in keiner Weise. „Man wird stets finden," sagt er, „daß solche Individuen, welche ihr Haupteinkommen aus dem Bergbau beziehen, deren jährliche Einkünfte mithin ungewiß und schwankend sind und eher aus Glücksumständen zu entspringen als vom Fleiß abzuhängen scheinen, gewöhnlich sorglos, unwirthschaftlich und in ihren Ausgaben unregelmäßig sind. Das Beispiel Spaniens könnte uns in

Versuchung führen, diese Bemerkung auf Staaten anzuwenden." Lord Mahon, fürchten wir, würde es schwierig finden, seine Analogie durchzuführen. Es giebt gewiß nichts Ungewisseres und Schwankenderes, als den Gewinn und Verlust Derer, welche die Gewohnheit haben, in Staatslotterieen zu setzen. Dennoch ist kein Theil des öffentlichen Einkommens sicherer, als der, welchen die Lotterien liefern. Wir glauben, daß die amerikanischen Bergwerke in dem gleichen Falle waren. Einige Erzadern übertrafen die Erwartungen, andere blieben dahinter zurück. Mehrere Privatunternehmer zogen Nieten und andere hatten Gewinnnummern. Allein das Einkommen des Staates hing nicht von einer bestimmten Ader ab, sondern von dem ganzen jährlichen Ertrage zweier großer Continente. Dieser Jahresertrag scheint während des siebenzehnten Jahrhunderts fast beständig im Wachsen begriffen gewesen zu sein. Die mexikanischen Bergwerke entwickelten sich durch die ganze Regierungszeit Philipp's IV. und Karl's II. mehr und mehr, und was Südamerika betrifft, so war hier freilich der Bezirk von Potosi nicht mehr so reich als früher, aber andere Plätze ersetzten den Ausfall mehr als reichlich. Wir zweifeln sehr, ob Lord Mahon den Beweis liefern können wird, daß das Einkommen, welches die spanische Regierung aus den amerikanischen Bergwerken bezog, mehr geschwankt habe, als der Ertrag der einheimischen spanischen Steuern.

Alle Ursachen des Verfalls von Spanien lösen sich in die eine auf: schlechte Regierung. Die Tapferkeit, Intelligenz und Energie, welche die Spanier am Schluß des funfzehnten und zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts zum ersten Volk der Welt gemacht hatten, waren die Früchte jener alten Institutionen Castiliens und Aragons, welche die öffentliche Freiheit so außerordentlich förderten. Die ersten Fürsten des Hauses Oesterreich griffen diese Einrichtungen an und vernichteten sie fast gänzlich. Ihre Nachfolger hatten für das Verbrechen zu büßen. Die Wirkungen eines Uebergangs von guter zu schlechter Regierung werden immer erst einige Zeit später empfunden. Die Talente und Tugenden, welche eine gute Verfassung erzeugt, pflegen ihre

Mutter eine kürzere Periode zu überleben. So kommt es, daß die Regierungen von Fürsten, die auf den Trümmern volksthümlicher Staatsformen eine unumschränkte Monarchie errichtet haben, in der Geschichte häufig mit einem besondern Glanz hervortreten. Wenn aber eine oder zwei Generationen vorübergegangen sind, dann zeigt sich deutlich, was Montesquieu sagte, daß despotische Regierungen jenen Wilden gleichen, welche den Baum umhauen, um bequem zu den Früchten zu gelangen. Während der ersten Jahre der Tyrannei reift die Ernte, welche die letzten Jahre der Freiheit aussäeten. So war das augusteische Zeitalter an großen Geistern reich, die sich während der Generation Cicero's und Cäsar's gebildet hatten. Die Früchte der Politik des Augustus blieben der Nachwelt vorbehalten. Philipp II. war der Erbe der Cortes und der Justiza Mayor, und diese hinterließen ihm ein Volk, das die ganze Welt erobern zu müssen schien. Was Philipp auf seine Nachfolger vererbte, ist wohlbekannt.

Die Erschütterung, welche die große Kirchenspaltung des sechszehnten Jahrhunderts in Europa hervorrief, wurde in Spanien kaum gefühlt. In England, Deutschland, Holland, Frankreich, Dänemark, Schweden, der Schweiz hatte jenes Ereigniß neben manchen vorübergehenden Uebeln viel dauernd Gutes gestiftet. In einigen dieser Länder waren die Grundsätze der Reformation durchgedrungen, in andern hatte die katholische Kirche ihre Obmacht behauptet. Aber alle Länder waren wenigstens aufgerüttelt worden, wie übrigens der Ausgang gewesen sein mochte. Selbst in Frankreich, Süddeutschland und den katholischen Kantonen der Schweiz waren die Gemüther in ihren innersten Tiefen aufgeregt worden. Die Stützen des alten Aberglaubens hatten sich etwas gelockert. Durch die Gefahr, der sie mit Mühe entgangen war, gewarnt, hatte die römische Kirche in diesen Theilen ihres Gebiets einen milderen und freisinnigern Charakter angenommen. Zuweilen ließ sie sich sogar herab, ihre hohen Ansprüche dem forschenden Urtheil der Vernunft zu unterwerfen, und nahm die Hülfe der weltlichen Macht sparsamer als früher in Anspruch. Selbst wenn sie ver-

folgte, vermied sie die schlimmsten und wildesten Erscheinungen der Vergangenheit. So gehässig die Grausamkeiten Ludwig's XIV. waren, können sie doch nicht mit den Schändlichkeiten verglichen werden, die man nach dem ersten Aufdämmern der Reformation in vielen Theilen Europa's gegen die Ketzer verübte.

Die einzige Wirkung, welche die Glaubensverbesserung in Spanien hervorrief, bestand darin, daß die Inquisition wachsamer und der Pöbel fanatischer wurde. Durch alle benachbarten Länder zog ein frischerer Lufthauch. Es gab nur ein Volk, das gleich dem Vließ des hebräischen Kriegers mitten in diesem wohlthätigen und befruchtenden Thau trocken blieb. Während andere Nationen alle kindischen Dinge von sich thaten, dachten die Spanier noch immer wie Kinder und faßten wie Kinder auf. Unter den Völkern des siebenzehnten Jahrhunderts blieben sie das Volk des funfzehnten oder eines noch dunklern Jahrhunderts, freuten sich ihrer Auto da fe's und hätten noch bereitwillig einen Kreuzzug unternommen.

Die Uebel, die eine traurige Regierung und eine schlechte Religion hervorgerufen hatte, schienen in den letzten Jahren des siebenzehnten Jahrhunderts ihre größte Höhe erreicht zu haben. Während sich das Königreich in diesem beklagenswerthen Zustande befand, eilte der König Karl, der zweite seines Namens, einem frühen Grabe zu. Er hatte wenige und schlimme Tage verlebt. Er war in allen seinen Kriegen, in allen Theilen seiner innern Verwaltung und in allen seinen häuslichen Beziehungen unglücklich gewesen. Seine erste Gemahlin, die er zärtlich liebte, starb im jugendlichen Alter. Seine zweite Gattin, die einen großen Einfluß auf ihn ausübte, scheint er mehr mit Furcht als mit Liebe betrachtet zu haben. Er hatte keine Kinder, und seine Gesundheit war so vollständig zerrüttet, daß er in einem Alter von wenig mehr als dreißig Jahren jede Hoffnung auf Nachkommenschaft aufgab. Um seinen Geist stand es schlimmer als um seinen Körper. Zuweilen versank er in lautlosen Trübsinn, und dann wurde er wieder von den wildesten und ausschweifendsten Phantasien gequält. Er

war übrigens den Gefühlen, die seiner Stellung zukamen, nicht gänzlich fremd. Seine Leiden wurden durch den Gedanken gesteigert, daß seine eigene Auflösung wahrscheinlich auch die Zerstückelung seines Reichs zur Folge haben werde.

Verschiedene Fürsten erhoben auf die Thronfolge Ansprüche. Die älteste Schwester des Königs hatte sich mit Ludwig XIV. vermählt. Demnach würde die Krone nach dem gewöhnlichen Erbgange dem Dauphin anheimgefallen sein. Allein die Infantin hatte zur Zeit ihrer Verlobung allen Ansprüchen auf die Erbfolge sowohl in ihrem eigenen Namen als für ihre Nachkommenschaft feierlichst entsagt. Dieser Verzicht war von den Cortes in gesetzlicher Form bestätigt worden. Eine jüngere Schwester des Königs war die erste Gemahlin des deutschen Kaisers Leopold gewesen. Auch sie hatte bei ihrer Verheirathung allen Ansprüchen auf die spanische Krone entsagt, aber diesem Verzicht fehlte die Bestätigung der Cortes, und die spanischen Rechtsgelehrten betrachteten ihn deßhalb als ungültig. Aus dieser Ehe war eine Tochter entsprossen, die den Kurfürsten von Baiern geheirathet hatte. Die Rechte dieser Dame auf den spanischen Thron erbte der Kurprinz von Baiern. Der Kaiser Leopold war der Sohn einer Tochter Philipp's III. und mithin Karl's Geschwisterkind. Von seiner Mutter hatte man zur Zeit ihrer Verheirathung keine Verzichtleistung irgend einer Art gefordert.

Die Frage war gewiß eine höchst verwickelte. Den Anspruch, der nach den gewöhnlichen Regeln des Erbrechts der stärkste war, schloß ein Vertrag aus, den man in der bindendsten Form vollzogen hatte. Das Anrecht des Kurprinzen von Baiern war schwächer. Dasselbe galt aber auch von dem Vertrage, der diesen Fürsten verpflichtete, keine Ansprüche zu erheben. Die einzige Partei, gegen die keine Verzichtsurkunde aufgezeigt werden konnte, war zugleich die, welche in Beziehung auf Blutsverwandtschaft den schwächsten Anspruch von allen hatte.

Da es auf der Hand lag, daß durch ganz Europa der gewaltigste Lärm entstehen werde, so wie der Kaiser oder der Dauphin den spa=

nischen Thron besteige, so erbot sich jeder der beiden Fürsten, seinen Ansprüchen zu Gunsten seines zweiten Sohnes zu entsagen, der Kaiser zu Gunsten des Erzherzogs Karl, der Dauphin zu Gunsten Philipp's, Herzogs von Anjou.

Kurze Zeit nach dem Frieden von Ryswick beschlossen Wilhelm III. und Ludwig XIV. die Erbfolgefrage zu ordnen, ohne Karl oder den Kaiser zu Rathe zu ziehen. Frankreich, England und Holland gingen einen Vertrag ein, durch den bestimmt wurde, daß der Kurprinz von Baiern in Spanien, Indien und den Niederlanden succediren solle. Die kaiserliche Familie wollte man mit dem Mailändischen, den Dauphin mit beiden Sicilien entschädigen.

Die größte Sorge des Königs von Spanien und seiner sämmtlichen Räthe richtete sich darauf, die Zerstückelung der Monarchie zu verhindern. In der Hoffnung, dieses Ziel zu erreichen, entschloß sich Karl, einen Nachfolger zu ernennen. Demgemäß machte er ein Testament, das die Krone auf den baierischen Prinzen übertrug. Unglücklicherweise war diese Urkunde kaum unterzeichnet worden, als der Prinz starb. Die Frage blieb also ungelös't und bot größere Schwierigkeiten als früher dar.

Frankreich, England und Holland schlossen einen neuen Theilungsvertrag. Man verabredete, daß Spanien, beide Indien und die Niederlande dem Erzherzog Karl zufallen sollten. Um den Bourbons für dieses Zugeständniß an ein wetteiferndes Haus eine Entschädigung zu gewähren, wurde bestimmt, daß Frankreich das Mailändische, oder aber eine bequemer gelegene Ausgleichung zu Theil werden solle. Diese in Aussicht gestellte Ausgleichung war das Herzogthum Lothringen.

Arbuthnot hat den Theilungsvertrag einige Jahre später mit ausgesuchtem Humor und Witz lächerlich gemacht. Jeder wird sich seiner Beschreibung erinnern, wie der arme alte Lord Strauß einen schrecklichen Wuthanfall bekam, als er hörte, daß sein verlaufener Knecht Nickel Frosch, sein Tuchhändler John Bull und sein alter Feind Ludwig Pavian mit Quadranten, Meßruthen und Dintenfässern heran=

kämen, um seine Besitzungen aufzunehmen und sein Testament zu machen. Lord Mahon spricht von der Vereinbarung mit großer Strenge. Er nennt sie „einen unbilligen Vertrag, der nicht die geringste Rücksicht auf die Wohlfahrt der Staaten, die man so bereitwillig in Stücke und Loose schnitt, genommen, den spanischen Stolz verletzt und die Tendenz gehabt habe, Spanien seiner schwer erkämpften Eroberungen zu berauben.“ Der gewichtigste Theil dieser Anklage paßt auf die Hälfte aller Staatsverträge, die in Europa vorgekommen sind, nicht minder gut als auf den Theilungsvertrag. Welche Rücksicht nahm der Pyrenäen-Vertrag auf die Wohlfahrt der Einwohner von Dünkirchen und Roussillon, oder der Friede von Nymwegen auf das Glück der Freigrafschaft, oder der Utrechter Vertrag auf das Gedeihen der Flamländer, oder das Uebereinkommen von 1735 auf das Wohlbefinden der Toscaner? Ganz Europa erinnert sich, und noch die späteste Nachwelt wird aus nur zu guten Gründen daran denken, mit welcher Kälte das letzte große Friedenswerk der Christenheit die Völker Polens, Norwegens, Belgiens und der Lombardei verhaßten Gebietern zusprach. Die Staatsmänner, die den Theilungsvertrag abschlossen, erhoben sich über die Weisheit und Tugend ihrer und unserer Zeit nicht so hoch, daß sie viel nach dem Glück der Menschen gefragt hätten, die sie unter fremde Herrscher vertheilten. Es würde aber schwer zu beweisen sein, daß die Verabredungen, welche Lord Mahon verdammt, dem Wohlsein derer, welche an neue Souverains übergingen, in irgend einer Beziehung nachtheilig gewesen seien. Die Neapolitaner würden bestimmt nichts verloren haben, wenn man sie dem Dauphin oder dem Großtürken überliefert hätte. Addison, der Neapel etwa in der Zeit besuchte, als der Theilungsvertrag unterzeichnet wurde, hat uns eine schreckliche Beschreibung der Mißregierung hinterlassen, unter der jener Theil des spanischen Reichs seufzte. Was die Bevölkerung von Lothringen betrifft, so würde für diese eine Vereinigung mit Frankreich das glücklichste Ereigniß gewesen sein, was ihr nur begegnen konnte. In Beziehung auf grausame Bedrückungen und Erpressungen war Ludwig

bereits ihr Herrscher. Er hatte ihr Vaterland lange Jahre in seiner Gewalt gehabt. Allerdings war ihrem Herzog im Frieden von Ryswick gestattet worden, in sein Land zurückzukehren, allein unter Bedingungen, welche ihn zu einem bloßen Vasallen Frankreichs machten.

Wir können nicht zugeben, daß der Theilungsvertrag deßhalb Tadel verdiene, weil er „die Tendenz gehabt habe, Spanien seiner schwer erkämpften Eroberungen zu berauben". Die Erbschaft war eine so unermeßliche, und die bei ihr Betheiligten besaßen eine solche Macht, daß es kaum möglich war, ohne irgend eine Zerstückelung zu einer friedlichen Ausgleichung zu gelangen. Wenn nun doch einmal getheilt werden mußte, so ordnete man dieß am besten in der Weise, daß man die Provinzen von der Monarchie abtrennte, welche von Spanien weit entfernt, in Sitten, Sprache und Gefühlen nicht spanisch waren, schlechter regiert wurden und weniger Werth besaßen als die alten Königreiche Aragon und Castilien, endlich auch, da sie stets unter fremder Herrschaft gestanden hatten, die Demüthigung, von einer Hand in die andere zu gehen, wahrscheinlich nicht besonders tief empfanden.

Daß England und Holland ein Recht hatten, sich einzumischen, ist klar. Die spanische Erbfolge war keine innere, sondern eine europäische Frage. Dieß giebt Lord Mahon auch zu. Er meint, wenn das Unheil einmal eingetreten sei und ein französischer Prinz im Escurial regiert habe, dann seien England und Holland berechtigt gewesen, nicht bloß Spanien seiner entfernten Besitzungen zu berauben, sondern das Mutterland selbst zu erobern; dann würde man sie nicht mehr tadeln können, wenn sie nicht nur die duldsamen Flamländer und Italiener, nein auch die widerstrebenden Castilianer und Asturier unter die Herrschaft eines Fremden gebracht hätten. Nun war aber die Gefahr, gegen die der Theilungs-Vertrag Vorkehrungen treffen wollte, genau dieselbe Gefahr, welche später der Grund zum Kriege wurde. Es wird mithin schwer zu beweisen sein, daß eine Gefahr, welche den Krieg hinreichend rechtfertigte, ungenügend sein sollte, die vorbeugenden Bestimmungen des erwähnten Vertrags zu entschuldigen.

Wenn man, wie Lord Mahon behauptet, besser that, Spanien mit bewaffneter Hand zu unterjochen, als es einem Bourbon zu überlassen, so war es gewiß auch weiser, Sicilien und das Mailändische von der Monarchie abzulösen, als diese selbst einem Bourbon anheimzugeben.

Ob der Vertrag verständig entworfen wurde, das ist eine andere Frage. Wir mißbilligen seine Bestimmungen, aber nicht deßhalb, weil wir sie für schlecht hielten, sondern weil wir der Ansicht sind, daß man wenig Aussicht hatte, sie zur Ausführung zu bringen. Ludwig war der treuloseste aller Könige. Er haßte die Holländer, verabscheute die Regierung, welche die Revolution in England aufgerichtet hatte, und war in jeder Beziehung geneigt, mit seinen neuen Verbündeten Händel anzufangen. Es war ganz gewiß, daß er seinen Verpflichtungen nicht treu blieb, so wie er seinen Vortheil dabei fand, von ihnen abzugehen. Selbst dann, wenn es seinen Interessen angemessen war, den Vertrag zu beobachten, ließ sich wohl bezweifeln, ob selbst die stärksten und augenfälligsten Vortheile einen so hochmüthigen und eigenwilligen Mann bestimmen könnten, mit zwei Regierungen, die stets die Gegenstände seines Grolls und seiner Abneigung gewesen waren, herzlich zusammen zu wirken.

Als die Kunde von dem zweiten Theilungsvertrage Madrid erreichte, raffte sich der dahinsiechende Herrscher eines absterbenden Staats zu einer vorübergehenden Kraftäußerung auf. Der spanische Gesandte am Londoner Hofe erhielt die Weisung, der Regierung Wilhelm's Vorstellungen zu machen, und that dieß auf eine so unverschämte Weise, daß man ihm England zu verlassen befahl. Karl übte die Wiedervergeltung, daß er die Gesandten Englands und Hollands fortschickte. Obgleich der französische König der Haupturheber des Theilungs-Vertrags war, so gelang es ihm doch, den ganzen Grimm Karl's und des spanischen Volks von sich ab und auf die beiden Seemächte zu lenken. Beide hatten jetzt in Madrid keinen Gesandten, ihr treuloser Verbündeter konnte mithin seine Ränke unbelästigt fortspinnen und benutzte diesen Vortheil im vollsten Maße.

Die Parteien, welche den erbärmlichen König umgaben, kämpften mit wechselndem Erfolge einen langen Streit. Die Königin, die selbst eine Habsburg war, stand auf der Seite der kaiserlichen Familie. Mit ihr waren der Beichtvater des Königs und die meisten Minister im Bunde. Auf der andern Seite kämpften zwei der gewandtesten Politiker jener Zeit, der Cardinal Porto Carrero, Erzbischof von Toledo, und Harcourt, der französische Gesandte.

Harcourt war ein wahres Muster der französischen Aristokratie in den Tagen ihres höchsten Glanzes, ein feingebildeter Edelmann, ein tapferer Krieger und ein geschickter Diplomat. Seine höfischen und einschmeichelnden Manieren, seine Pariser Lebhaftigkeit, die er durch castilianischen Ernst zu mäßigen verstand, machten ihn zum Liebling des ganzen Hofes. Er wurde der Vertraute der Granden, liebkoste der Geistlichkeit und blendete die Menge mit seiner prächtigen Lebensweise. Die Vorurtheile, die in Madrid gegen den französischen Charakter herrschten, und die Rachegefühle, die sich in Jahrhunderten nationaler Eifersucht erzeugt hatten, schwanden vor seinen Künsten nach und nach dahin, während der österreichische Gesandte, ein mürrischer, gespreizter, geiziger Deutscher, sich selbst und sein Vaterland jeden Tag unbeliebter machte.

Harcourt gewann den Hof und die Stadt; Porto Carrero übernahm den König. Nie paßten ein Betrüger und sein Opfer besser zu einander. Karl war krank, nervenschwach und über die Maßen abergläubisch. Porto Carrero hatte in der Ausübung seines Berufs gelernt, wie man solche Gemüther reizt und besänftigt, und übte diese Kunst mit jener ruhigen und überdachten Grausamkeit, welche schlechten und ehrgeizigen Priestern eigenthümlich ist.

Zuerst beseitigte er den Beichtvater. Der Zustand des armen Königs während dieses Streits zwischen seinen beiden geistlichen Rathgebern war ein entsetzlicher. Einmal redete man ihm den Glauben ein, daß er an derselben Krankheit leide, wie jene Unglücklichen, von denen das Neue Testament sagt, daß sie zwischen den Gräbern wohnten,

daß keine Kette sie fesseln konnte, daß Niemand ihnen zu nahen wagte. Ein anderes Mal wurde eine Zauberin, die in den Gebirgen Asturiens wohnte, über sein Leiden um Rath gefragt. Verschiedene Personen wurden angeklagt, ihn verzaubert zu haben. Porto Carrero empfahl den abschreckenden Ritus der Teufelsaustreibung, der auch wirklich zur Ausführung gelangte. Die Ceremonie machte den armen König noch nervenschwacher und elender, als er bereits war. Um so trefflicher diente sie dem Kardinal, dem es mit seinem heimlichen Spiel endlich gelang, wenn auch nicht den Teufel, so doch den Beichtvater auszutreiben.

Die nächste Aufgabe war, der Minister ledig zu werden. Die Versorgung Madrids mit Lebensmitteln war ein Monopol. Die Regierung kümmerte sich um diesen höchst wichtigen Gegenstand nicht mehr als um alles Andere. Die Anhänger des Hauses Bourbon benutzten die Nachlässigkeit der Verwaltung zu ihrem Vortheil. Plötzlich blieben die Zufuhren aus, und die Preise stiegen zu einer schwindelnden Höhe. Das Volk stand auf, die königliche Residenz wurde von einer unermeßlichen Menge belagert. Die Königin sprach zum Volk, die Priester hoben die Hostie empor, doch es war Alles vergebens. Man mußte den König seinem unruhigen Schlummer entziehen und auf den Balcon führen. Hier wurde ein feierliches Versprechen gegeben, daß die unbeliebten Rathgeber der Krone auf der Stelle sollten entlassen werden. Der Pöbel zog sich vom Palast zurück und machte sich an's Werk, die Häuser der Minister niederzureißen. Auf diese Art wurden die Anhänger des habsburgischen Stammes von der Gewalt vertrieben und die Regierung den Geschöpfen Porto Carrero's überliefert. Der König vertauschte die Stadt, wo ihm eine so schimpfliche Beleidigung widerfahren war, mit dem prachtvollen Asyl des Escurial. Hier nahm seine hypochondrische Laune eine neue Wendung. Es ergriff ihn das Gelüst seines Ahnherrn Karl V., in die Geheimnisse des Grabes, dem er zueilte, zu blicken. In dem Grabgewölbe, das Philip II. unter dem Estrich der St. Lorenzkirche erbaut hatte, ruhten drei Geschlechts=

folgen castilianischer Fürsten. In diese finstern Räume stieg der unglückliche Monarch bei Fackelschein hinab und betrat jenes ebenso prachtvolle als düstere Gemach, wo die Särge der Könige und Königinnen von Spanien rings um ein großes schwarzes Crucifix aufgestellt sind. Seine Begleiter mußten die schweren bronzenen Schreine öffnen, in denen die irdischen Reste seiner Vorgänger moderten. Er blickte auf das gespenstische Schauspiel ohne große Bewegung, bis der Sarg seiner ersten Gemahlin geöffnet wurde. So groß war das Geschick des einbalsamirenden Arztes gewesen, daß die Leiche noch die ganze Schönheit der Lebenden bewahrte. Der König warf einen einzigen Blick auf diese seit achtzehn Jahren hier begrabenen geliebten Züge, über die der Tod keine Gewalt zu haben schien, und stürzte dann aus dem Gewölbe, indem er rief: „Sie ist bei Gott, und bald bin ich mit ihr vereint." Der furchtbare Anblick vervollständigte seine geistige und körperliche Zerrüttung. Das Escurial wurde ihm verhaßt; er eilte nach Aranjuez. Aber die Schatten und Gewässer dieses köstlichen Inselgartens, dessen Calderon mit solcher Liebe gedenkt, brachten ihrem armseligen Herrn keinen Trost. Nachdem er mit Arzneien, körperlichen Uebungen und Erholungen einige erfolglose Versuche gemacht hatte, kehrte er nach Madrid zurück, um dort zu sterben.

Die kühnen und geschickten Agenten des Hauses Bourbon umlagerten ihn jetzt von allen Seiten. Die leitenden Politiker des Hofs sagten ihm, daß Ludwig, und nur dieser allein, die spanische Monarchie vor einer Theilung bewahren könne, während Oesterreich völlig unfähig sei, den Vollzug des Theilungs-Vertrags zu hindern. Mehrere berühmte Rechtsgelehrte stellten die Ansicht auf, daß die Verzichtleistung der verstorbenen Königin von Frankreich nach dem Sinn und nicht nach dem Buchstaben gedeutet werden müsse. Der Buchstabe schließe die französischen Prinzen unzweifelhaft aus, aber der Sinn wolle blos sagen, daß die Kronen von Frankreich und Spanien nie auf demselben Haupte vereinigt werden dürften.

Es war wenig wahrscheinlich, daß politische oder rechtliche Erwägungen im Stande sein würden, die Parteilichkeit Karl's für das Haus Oesterreich zu überwinden. Zwischen den beiden großen königlichen Linien, welche dem Ehebunde Philipp's und Juana's entsprangen, hatte stets eine enge Verbindung bestanden. Beide hatten die Franzosen stets als ihre natürlichen Feinde betrachtet. Man mußte zu religiösen Schrecken seine Zuflucht nehmen, und Porto Carrero betrieb dieses Einschüchterungssystem mit echt berufsmäßigem Geschick. Des Königs Leben neigte sich zum Schluß. Durfte der allerkatholischste König am Rande des Grabes eine große Sünde begehen? Welche größere Sünde hätte er aber begehen können, als den rechtmäßigen Erben eines unermeßlichen Reichs um einer unverständigen Zuneigung zu einem Familiennamen willen und in Folge einer unchrichstlichen Abneigung gegen ein wetteiferndes Königshaus auf die Seite zu schieben? Karl's zartes Gewissen und schwacher Verstand wurden mit diesen Gründen auf's Stärkste bearbeitet. Zuletzt wagte Porto Carrero einen Meisterstreich. Er gab seinem Herrn den Rath, sich an den Papst zu wenden. Der König, der den Nachfolger Petri in der Einfalt seines Herzens als einen untrüglichen Führer in Gewissensangelegenheiten betrachtete, folgte der Einflüsterung. Porto Carrero wußte, daß Se. Heiligkeit lediglich ein Werkzeug Frankreichs sei, und wartete daher den Erfolg zuversichtlich ab. In der von Rom eintreffenden Antwort erhielt der König eine feierliche Erinnerung an die große Rechenschaft, die er nun bald ablegen müsse, und wurde zugleich gegen das schreiende Unrecht gewarnt, das er zu begehen im Begriff sei. Der Papst betheuerte, daß das Haus Bourbon das beste Recht habe, und rief ihm in's Gedächtniß, daß ihm seine Seligkeit theurer sein müsse als das Haus Oesterreich. Trotzdem war Karl noch immer unentschlossen. Seine Liebe zu seiner Familie, seine Abneigung gegen Frankreich ließen sich selbst durch die päpstliche Autorität nicht überwinden. Auf einmal war es ihm, als ob er nun wirklich sterben müsse, und jetzt verdoppelte der Cardinal seine Anstrengungen. Ein Geistlicher nach dem andern, jeder mit den

besten Anweisungen versehen, trat an das Lager des zitternden Büßers. Da hieß es denn: Der König sterbe während der Begehung einer Sünde, die er als solche kenne, betrüge seine Verwandten und hinterlasse seinem Volke einen Bürgerkrieg. Er gab nach und unterzeichnete jenes berüchtigte Testament, das so viel Unheil über Europa gebracht hat. Als er seinen Namen unter die Urkunde setzte, brach er in Thränen aus. „Gott verschenkt Königreiche und nimmt sie wieder hinweg," rief er aus. „Ich gehöre bereits zu den Todten."

Während der wenigen Tage, die er noch zu leben hatte, wurde das Testament geheim gehalten. Am 3. November 1700 athmete er aus. Ganz Madrid drängte sich um den Palast. Die Thore wurden geschlossen. Das Vorzimmer füllte sich mit Gesandten und Granden, die Alle wissen wollten, welche Verfügungen der gestorbene Herrscher getroffen habe. Endlich flogen die Flügelthüren auf. Der Herzog von Abrantes trat heraus und verkündete, daß die ganze spanische Monarchie dem Herzog Philipp von Anjou vermacht worden sei. Karl hatte außerdem noch verfügt, daß ein Rath, dessen Hauptmitglied Porto Carrero war, während der Zeit, die zwischen seinem Tode und der Ankunft seines Nachfolgers verfließen werde, die Regierung führen solle.

Ludwig handelte so, wie die englischen Minister dieß hätten voraussehen können. Fast ohne zu schwanken, oder auch nur den Schein anzunehmen, wurde er allen Verpflichtungen untreu, die ihm der Theilungs-Vertrag auferlegte, und nahm das glänzende Vermächtniß Karl's für seinen Sohn an. Der neue Souverain beeilte sich, von seinem Reiche Besitz zu ergreifen. Der ganze französische Hof begleitete ihn bis Sceaux. Seine Brüder folgten ihm bis zu der Grenze, die nun, wie sie schwach genug waren, sich einzubilden, keine Grenze mehr sein werde. „Die Pyrenäen", sagte Ludwig, „haben aufgehört zu existiren." Eben diese Pyrenäen waren wenige Jahre später der Schauplatz eines Krieges zwischen Ludwig's Erben und dem Prinzen, den Frankreich jetzt nach Spanien schickte, damit er die Krone jenes Landes trage.

Wenn Karl Europa durchsucht hätte, um einen Nachfolger aufzufinden, dessen sittlicher und geistiger Charakter seinem eigenen gliche, so würde er nicht besser haben wählen können. Philipp war nicht so kränklich, als sein Vorfahr, aber eben so schwach, träg und abergläubisch, wurde bald eben so hypochondrisch und überspannt, und war ein noch größerer Frauenknecht. Als König von Spanien ließ er seine erste Aufgabe die sein, sich eine Gemahlin zu suchen. Vom ersten Tage seiner Vermählung bis zum Tode der Königin hatte er sie stets um sich und that Alles, was sie wünschte. So wie sie starb, kannte er kein anderes Streben, als sich eine zweite Frau zu verschaffen. Diese fand sich und war der ersten so unähnlich als möglich. Aber sie war eine Frau, und Philipp war zufrieden. Weder bei Tag noch bei Nacht, weder in kranken noch in gesunden Tagen, weder in geschäftsvollen noch in stillen Zeiten durfte sie sich jemals eine halbe Stunde lang von ihm trennen. Sein Geist war von Natur schwach, und er hatte eine entnervende Erziehung erhalten. Seine Jugend war unter der schwerfälligen Pracht von Versailles verflossen. Sein Großvater benahm sich bei seinem Verkehr mit der königlichen Familie eben so gebieterisch und prunkend, wie bei seinen öffentlichen Handlungen. Alle, welche unmittelbar unter Ludwig's Augen aufwuchsen, hatten die Manieren von Personen, die nicht wissen, was es heißt, es sich bequem machen zu dürfen. Sie waren sämmtlich schweigsam, schüchtern und linkisch. Bei Allen, den Herzog von Burgund ausgenommen, zeigte sich das Uebel nicht blos im Benehmen und fraß vielmehr noch tiefer ein. Der Dauphin, der Herzog von Berri und Philipp von Anjou waren sämmtlich Männer von einem unbedeutenden Charakter. Sie besaßen keine Energie und keine Willenskraft. Man hatte sie so wenig daran gewöhnt, selbst zu denken und zu handeln, daß sie sich, um wohl zu sein, von Andern völlig abhängig wissen mußten. Als der neue König von Spanien aus dem Zwange entlassen wurde, glich er jenem armen deutschen Gefangenen, der, als ihm die Eisen abgenommen wurden, die er Jahre lang getragen hatte, auf den Boden seines

Kerkers niederstürzte. Die Einschränkungen, die den Geist des jungen Prinzen geschwächt hatten, waren nöthig, um ihm einen Halt zu verleihen. Ehe er nicht eine Frau hatte, war er nicht im Stande, etwas zu thun, und als er eine Frau hatte, da handelte er so, wie es ihr gefiel.

Während dieser träge, träumende Knabe auf dem Wege nach Madrid war, handelte sein Großvater mit der größten Thätigkeit. Ludwig brauchte einen Krieg mit dem Kaiser allein nicht zu fürchten. Er machte große Rüstungen, um Leopold entgegentreten zu können, schüchterte die Generalstaaten durch eine große Armee ein und machte den Versuch, die englische Regierung durch schöne Versprechungen zu begütigen. Wilhelm ließ sich nicht täuschen. Er gab Ludwig's Haß voll zurück, und hätte er nach seiner eigenen Neigung frei handeln dürfen, so würde er in dem Augenblicke, als der Inhalt des Testamentes bekannt wurde, Krieg erklärt haben. Aber er wurde durch verfassungsmäßige Schranken gehemmt. Sowohl seine Person als seine Maßregeln waren in England unbeliebt. Sein zurückgezogenes Leben und seine kalten Manieren waren nicht nach dem Geschmacke eines Volkes, das an Karl's II. gewinnende Leutseligkeit gewöhnt war. Sein fremder Accent und seine Vorliebe für Ausländer beleidigten die Nationalvorurtheile. Nach einer Periode, in der der Wohlstand rasch zunahm, war seine Regierung eine Zeit der Trübsal. Die Lasten des letzten Krieges und die Ausgaben, welche die Wiederherstellung des Credites erforderte, wurden schwer empfunden. Unter zehn Geistlichen waren neun im Herzen Jakobiten und hatten der neuen Dynastie nur darum Treue geschworen, um ihre Pfründen zu retten. Ein großer Theil der Landedelleute gehörte derselben Partei an. Die gesammte Klasse der ländlichen Grundeigenthümer war auf das Feindlichste gegen ein Interesse gestimmt, das die Entstehung einer Nationalschuld erst deutlich hatte hervortreten lassen, und von dem man annahm, daß der Hof es begünstige. Ihr Haß galt dem Einflusse des Geldes. Die Mittelklassen waren fest entschlossen, Jakob und dessen Familie fern

zu halten, allein diese Männer betrachteten Wilhelm nur als das kleinere von zwei Uebeln, und so lange sich keine offenbare Gefahr einer Gegenumwälzung zeigte, hinderten und ärgerten sie den Herrscher, den sie gleichwohl im Fall der Noth mit Gut und Blut vertheidigt haben würden. Sie waren mürrisch und unzufrieden. Es war so, wie Somers in einem merkwürdigen Briefe an Wilhelm sagte: „man fand in der Nation eine allgemeine Erstarrung und Niedergeschlagenheit."

Es ging in England Alles so, wie Ludwig es nur wünschen konnte. Die Führer der Whigpartei hatten sich von der Gewalt zurückgezogen und waren wegen des unglücklichen Ausganges des Theilungs-Vertrages außerordentlich unbeliebt. Die Tories, von denen einige noch immer sehnsüchtig nach St. Germain blickten, waren im Amte und besaßen im Unterhause eine entschiedene Mehrheit. Wilhelm wurde durch die Lage der Parteien in England dergestalt in Schach gehalten, daß er keine Kriegserklärung gegen das Haus Bourbon wagen durfte. Er selbst litt an mehreren ernsten und unheilbaren Krankheiten. Es ließ sich mit gutem Grunde annehmen, daß das schwache Band, das diesen gebrechlichen Körper an einen glühenden und unbezwinglichen Geist knüpfte, in ein paar Monaten gelöst sein werde. Wenn es Ludwig gelang, den Frieden noch eine kurze Zeit zu erhalten, so war es wahrscheinlich, daß er seine unermeßlichen Entwürfe sicher durchführte. Gerade in dieser Krise, der wichtigsten Entscheidung seines Lebens, trieben ihn sein Stolz und seine Leidenschaften zu einem Fehler, der Alles vernichtete, was vierzig Jahre mit allen ihren Siegen und Ränken aufgebaut hatten, das Königreich seines Enkels zerstückelte und seinem eigenen Lande feindliche Einfälle, Staatsbankerott und Hungersnoth brachte.

Eben starb Jakob II. in St. Germain. Ludwig sagte ihm Lebewohl und wurde von der feierlichen Scene wie von den Leiden der verbannten Königin so gerührt, daß er alle politischen Rücksichten vergaß, nur sein Mitleid, wie es scheint, auch wohl eine nicht unedle

Eitelkeit hörte und den Prinzen von Wales als König von England anerkannte.

Der Unwille, den die Castilianer empfunden hatten, als sie hörten, daß drei fremde Mächte sich vermessen wollten, die spanische Erbfolge zu ordnen, war nichts gegen die Wuth, mit der die Engländer hörten, daß ihr guter Nachbar sich die Mühe genommen habe, ihnen einen König zu besorgen. Whigs und Tories verdammten das Verfahren des französischen Hofes mit einer Stimme. Die Londoner Altstadt erhob den Ruf nach Krieg, und in jedem Winkel des Landes gab es ein lautes Echo. Wilhelm sah, daß seine Zeit gekommen sei. Obgleich sein leidender, zerrütteter Körper sich ohne Unterstützung kaum von der Stelle bewegen konnte, war sein Geist doch noch so entschlossen und kräftig, wie in jener Zeit, die den dreiundzwanzigjährigen Jüngling den vereinigten Streitkräften Englands und Frankreichs Trotz bieten sah. Er verließ den Haag, wo er mit den Staaten und dem Kaiser über ein Vertheidigungs-Bündniß gegen die ehrgeizigen Entwürfe der Bourbons verhandelt hatte. Er eilte nach London, um sofort ein neues Ministerium zu bilden und das Parlament aufzulösen. Die Mehrheit des neuen Unterhauses ging mit dem König, und nun wurden die kräftigsten Kriegsrüstungen gemacht.

Ehe die Feindseligkeiten wirklich ihren Anfang nahmen, war Wilhelm nicht mehr. Allein bereits hatte sich der große Bund der europäischen Fürsten gegen die Bourbons gebildet. „Der Meister starb," sagt Burke, „aber sein Werk war nach so richtigen Grundsätzen errichtet worden, daß es auch ohne ihn arbeitete." Am 15. Mai 1702 erfolgte die Kriegserklärung in verabredeter Weise gleichzeitig in Wien, London und im Haag.

So begann nun jener große Kampf, der Europa zwölf Jahre lang von der Weichsel bis zum atlantischen Ocean bewegte. Die beiden feindlichen Gruppen waren in Beziehung auf Gebietsumfang, Reichthum und Bevölkerung einander nicht ungleich. Auf der einen

Seite standen Frankreich, Spanien und Baiern, auf der andern England, Holland, das Reich und eine Menge kleinerer Mächte.

Der Theil des Krieges, über den Lord Mahon berichtet, ist nicht der unwichtigste, aber gewiß der am wenigsten anziehende. In Italien, Deutschland und den Niederlanden verfügten große Generale über bedeutende Mittel. Es wurden mächtige Schlachten ausgefochten, Platz auf Platz bewältigt, die eiserne Kette der belgischen Festungen durchbrochen. Die Franzosen wurden durch eine regelmäßige und zusammenhängende Reihe von Operationen, die sich durch mehrere Jahre hinzogen, von der Donau und dem Po bis auf ihr eigenes Gebiet zurückgetrieben. Dagegen besteht der Krieg in Spanien aus Ereignissen, die keinen Einfluß auf einander zu üben scheinen. Das Glück wendet sich wie in einem Traume. Sieg und Niederlage werden nicht von ihren gewöhnlichen Folgen begleitet. Heere entstehen aus nichts und schmelzen in nichts zusammen. Dennoch ist der Krieg in Spanien für verständige Leser von Geschichtswerken vielleicht noch anziehender, als Eugen's und Marlborough's Feldzüge. Das Schicksal des Mailändischen und der Niederlande wurde durch kriegerisches Genie entschieden, Spaniens Loos bestimmten die Eigenthümlichkeiten des Volkscharakters.

Als der Krieg begann, war der junge König in einer höchst traurigen Lage. Bei seiner Ankunft in Madrid fand er Porto Carrero an der Spitze der Geschäfte und hielt es für unschicklich, den Mann zu entfernen, dem er seine Krone verdankte. Der Cardinal war ein bloßer Ränkeschmied und in keiner Beziehung ein Staatsmann. Er hatte bei Hofe und im Beichtstuhle eine seltene Gewandtheit in den Kniffen erlangt, durch die schwache Geister sich leiten lassen. Von der höhern Staatskunst, von den Quellen des Nationalwohlstandes, von den Ursachen des Verfalles der Reiche wußte er so wenig, wie sein Herr. Es ist interessant, zu beobachten, welch' ein Contrast zwischen der Gewandtheit, womit er das Gewissen eines geistesschwachen Kranken lenkte, und dem Unverstande herrschte, den er bei der Regierung eines Reiches an

den Tag legte. Aus welchen Gründen Lord Mahon den Cardinal als einen Mann „von glänzendem Genie und mit ungemeinen Fähigkeiten“ darstellt, sind wir nicht im Stande zu entdecken. Ludwig war anderer Meinung, und Ludwig täuschte sich in seinem Urtheile über einen Charakter selten. „Jedermann weiß, wie unfähig der Cardinal ist,“ sagt er in einem Briefe an seinen Gesandten. „Er ist für seine Landsleute ein Gegenstand der Verachtung.“

Man ließ ein paar armselige Ersparungen eintreten, welche Einzelne zu Grunde richteten, ohne dem Staate irgend einen bemerkbaren Nutzen zu bringen. Die Polizei wurde mit jedem Tage unwirksamer. Die Ankunft von französischen Abenteurern, dem Auswurf der Pariser Bordelle und Spielhäuser, vermehrte die in der Hauptstadt herrschende Unordnung. Diese Elenden betrachteten die Spanier als ein unterjochtes Volk, das die Landsleute des neuen Herrschers ungestraft betrügen und beleidigen könnten. Der König schmauste und zechte jede Nacht, lag stets den ganzen Tag im Bette, gähnte am Rathstische und ließ die wichtigsten Papiere wochenlang uneröffnet liegen. Endlich rüttelte ihn die einzige Aufregung auf, für die seine Natur empfänglich war. Sein Großvater erlaubte ihm, eine Frau zu nehmen. Die Wahl war eine glückliche. Die erwählte Dame war die Prinzessin Marie Louise von Savoyen, ein schönes anmuthiges Mädchen von dreizehn Jahren, das in einem Alter, in dem die Frauen kälterer Klimate noch Kinder sind, bereits völlig ausgebildet war. Der König beschloß, in Catalonien mit ihr zusammenzutreffen. Er verließ seine Hauptstadt, deren er schon durchaus überdrüssig war. Beim Aufbruche rottete sich ein Bettlerhaufe um ihn zusammen. Er bahnte sich einen Weg durch diese Menschen und ging nach Barcelona.

Ludwig wußte sehr wohl, daß die Königin Philipp beherrschen werde. Demnach suchte er Jemand, der wieder die Königin leite. Er ernannte die Prinzessin Orsini zur ersten Kammerdame, was in dem Hofhalt einer sehr jungen Frau und eines höchst frauendienerischen Gatten kein unbedeutender Posten ist. Die Prinzessin war die Tochter

eines französischen Pairs und die Wittwe eines spanischen Granden. Sie eignete sich mithin vermöge ihrer Stellung vortrefflich, am Hofe von Madrid das Werkzeug des Versailler Hofes zu sein. Der Herzog von Orleans bezeichnete sie in unübersetzbaren Ausdrücken als den Fähnrich des Hauptmanns Maintenon, und sie verdiente dieses Wort. Sie wollte in Spanien dieselbe Rolle spielen, die der Maintenon in Frankreich so wohl gelungen war. Aber obgleich sie ihrem Vorbilde an Witz, Bildung und Talent für das Ränkespiel mindestens gleichkam, so besaß sie doch nicht die Selbstbeherrschung, Geduld und unzerstörbar gleichmäßige Gemüthsstimmung, welche die Wittwe eines Possenreißers zur Gemahlin des stolzesten Königs gemacht hatten. Die Prinzessin war mehr als funfzig Jahre alt, aber noch immer auf ihre schönen Augen und ihren vollendeten Wuchs eitel. Sie kleidete sich noch wie ein Mädchen und trieb es mit ihren Liebeleien so weit, daß üble Nachrede entstand. Sie war übrigens gebildet, sprach gut, und es fehlte ihr nicht an Geistesstärke. Saint Simon gesteht trotz seiner scharfen Zunge, daß Niemand, den sie an sich zu fesseln wünschte, der Anmuth ihres Benehmens und ihrer Unterhaltung lange zu widerstehen vermochte.

Es fehlt uns die Zeit, zu erzählen, wie sie über das junge Paar, zu dessen Dienerinnen sie gehörte, Gewalt bekam und behauptete, wie sie zu solcher Macht gelangte, daß kein spanischer Minister und kein französischer Gesandter gegen sie aufzukommen vermochten, wie Ludwig selbst genöthigt wurde, ihr den Hof zu machen, wie ihr von Versailles der Befehl zugefertigt wurde, sich zurückzuziehen, wie die Königin für ihre Lieblingsdienerin und der König für die Königin Partei nahm, und wie der Streit nach vielem Zanken, Lügen, Kartenmischen, Toben und Schmeicheln beigelegt wurde. Wir kehren zu den Kriegsereignissen zurück.

Als in London, Wien und im Haag der Krieg erklärt wurde, befand sich Philipp in Neapel. Nur mit den größten Schwierigkeiten und durch die dringendsten Vorstellungen von Versailles hatte man es

bei ihm dahin gebracht, daß er sich von seiner Gemahlin trennte und ohne sie nach seinen italienischen Besitzungen ging, die damals vom Kaiser bedroht wurden. Die Königin wurde zur Regentin ernannt, und obgleich sie ein Kind war, scheint sie doch für die Regierung eben so befähigt als ihr Gatte oder einer von dessen Ministern gewesen zu sein.

Im August des Jahres 1702 erschien eine Flotte unter dem Oberbefehl des Herzogs von Ormond auf der Höhe von Cadiz. Die spanischen Behörden hatten weder Geld noch regelmäßige Truppen, doch ersetzte der Volksgeist das Fehlende in etwas. Die Adeligen und die Pächter schossen Geld her, und die Bauern bildeten, was die spanischen Schriftsteller als „Heerhaufen heldenkühner Patrioten" bezeichnen, während General Stanhope von einer „schuftigen Fußmiliz" spricht. Wenn die Angreifenden mit Kraft und Verstand gehandelt hätten, so würde Cadiz wahrscheinlich gefallen sein. Aber die Anführer des Unternehmens wurden durch Vorurtheile ihrer Volksangehörigkeit und ihres Berufs von einander geschieden, und standen Holländer gegen Engländer, Landofficiere gegen Seemänner. Sparre, der holländische General, war eigensinnig und wunderlich. Bellasys, der englische General, unterschlug die Vorräthe. Lord Mahon schreibt Sparre's üble Stimmung dem Einfluß der republikanischen Einrichtungen Hollands zu. Mit gleichem Recht, sollten wir meinen, könnte er die Unterschleife Bellasys' der Einwirkung der monarchischen und aristokratischen Verhältnisse Englands beimessen. Der Herzog von Ormond, der das Ganze befehligte, bewies bei dieser, wie bei jeder andern Gelegenheit, daß ihm die Eigenschaften, die in großen Lagen erfordert werden, gänzlich fehlten. Es wurde keine Zucht gehalten, und die Soldaten durften die Einwohner, die man doch um jeden Preis gewinnen mußte, berauben und beleidigen. Kirchen wurden geplündert, Heiligenbilder in den Staub getreten, Nonnen geschändet. Die Officiere bereicherten sich mit, statt die Missethaten zu bestrafen, und als die Flotte zuletzt den Schauplatz von Essex' Ruhm, „mit nicht wenig Beute und Ehrlosig-

keit", um in Stanhope's Worten zu reden, verließ, da gab sie den einzigen Spanier von Bedeutung, der sich für sie erklärt hatte, der Rache seiner Landsleute und dem Galgen preis.

Das Geschwader befand sich auf seinem Rückwege nach England an der portugiesischen Küste, als der Herzog von Ormond die Nachricht erhielt, daß die Silberflotte aus Amerika eben in Europa angelangt und, um ihm zu entgehen, in den Hafen von Vigo eingelaufen sei. Die Ladung bestand, wie es hieß, außer vielen werthvollen Waaren aus drei Millionen Pfund Sterling in Gold und Silber. Die Aussicht auf Beute ließ allen Hader schweigen. Holländer und Engländer, Admirale und Generale drängten mit gleichem Eifer zur Schlacht. Die Spanier konnten ihren Schatz mit der größten Leichtigkeit retten, wenn sie ihn einfach an das Land schafften, doch es war ein Grundgesetz des spanischen Handels, daß die Galionen in Cadiz und nirgends anders ausgeladen werden müßten. Selbst in dieser dringenden Lage weigerte sich die Handelskammer zu Madrid so recht im Geiste des Monopols, von ihren Vorrechten ein Jota nachzulassen. Die Angelegenheit wurde dem Rath von Indien vorgelegt. Jene Körperschaft berieth uud schwankte gerade einen Tag zu lange. Es wurden einige schwache Vertheidigungsanstalten getroffen. In zwei Thurmruinen an der Mündung der Bai von Vigo legte man einige schlecht bewaffnete und unerfahrene Bauern als Besatzung, den Eingang der Bucht schloß man mit einem Baum, und innerhalb stellten sich ein paar französische Kriegsschiffe auf, die den Galionen von Amerika her das Geleit gegeben hatten. Doch dieß Alles half zu nichts. Die englischen Schiffe zertrümmerten den Baum, Ormond und seine Soldaten erstiegen die Burgen, die Franzosen verbrannten ihre Schiffe und retteten sich auf die Küste. Die Sieger theilten mehrere Millionen spanische Thaler unter sich; einige Millionen waren zu Grunde gegangen. Als die sämmtlichen Galionen erobert oder vernichtet waren, da traf die nach regelrechter Form abgefaßte Erlaubniß ein, die Schiffe auszuladen.

Als Philipp zu Anfang des Jahres 1703 nach Madrid zurückkehrte, fand er den Schatz leerer, das Volk unzufriedener, den Feind furchtbarer denn je. Der Verlust der Galionen hatte im Staatseinkommen einen starken Ausfall hervorgerufen. Der Admiral von Castilien, einer der größten Unterthanen in Europa, war nach Lissabon entwichen und hatte dem Erzherzog gehuldigt. Bald darauf erkannte der König von Portugal Karl als König von Spanien an und setzte sich in Bereitschaft, die Ansprüche des Hauses Oesterreich mit den Waffen zu unterstützen.

Auf der andern Seite sandte Ludwig seinem Enkel eine Unterstützung von 12,000 Mann, die der Herzog von Berwick befehligte. Berwick war der Sohn Jakob's II. und Arabella Churchill's. In seiner Jugend durfte er die höchsten Ehren hoffen, die einem englischen Unterthan erreichbar sind, aber die Revolution, die seinen bethörten Vater vom Throne stieß, veränderte seinen ganzen Lebensgang. Berwick wurde ein Verbannter, ein Mann ohne Vaterland, und von dieser Zeit an war das Lager seine Heimath und die Waffenehre sein Patriotismus. Er adelte seinen elenden Beruf. In der Weise, wie er die Pflichten eines Glückssoldaten erfüllte, lag eine strenge, kalte, an Brutus erinnernde Tugend. Seine kriegerische Treue wurde durch die stärksten Versuchungen geprüft und erwies sich als unbezwinglich. Einmal focht er gegen seinen Oheim, ein anderes Mal gegen die Sache seines Bruders, aber nie kam er in den Verdacht, verrätherisch oder auch nur nachlässig zu handeln.

Zu Anfang des Jahres 1704 stand ein Heer, das von Engländern, Holländern und Portugiesen gebildet wurde, an der westlichen Grenze von Spanien. Der Erzherzog Karl war von Lissabon eingetroffen und stand persönlich an der Spitze der Truppen. Die kriegerische Tüchtigkeit Berwick's hielt die Verbündeten, bei denen Lord Galway befehligte, den ganzen Feldzug durch in Schach. Im Süden wurde aber doch ein großer Schlag geführt. Eine englische Flotte unter Sir George Rooke, die verschiedene von dem Prinzen von Hessen-

Darmstadt befehligte Regimenter an Bord hatte, erschien vor dem Felsen von Gibraltar. Diese berühmte Festung, die die Natur unersteiglich gemacht hat, und vor der später alle Hülfsquellen der Kriegskunst erfolglos zur Anwendung gekommen sind, wurde so leicht erobert, als ob sie ein offenes Dorf in der Ebene wäre. Die Besatzung betete lieber in der Kirche, als daß sie Wache hielt. Eine Handvoll englischer Matrosen erstieg den Felsen. Die Spanier capitulirten, und die brittische Flagge wurde auf die Wälle gepflanzt, von denen die vereinigten Heere und Flotten Spaniens und Frankreichs sie nicht wieder haben herabreißen können. Rooke segelte nach Malaga, kämpfte in der Nähe jenes Hafens mit einem französischen Geschwader und kehrte nach einer unentschiedenen Schlacht nach England zurück.

Größere Ereignisse standen nahe bevor. Die englische Regierung hatte sich entschlossen, ein Heer nach Spanien zu schicken, über das Karl Mordaunt, Graf von Peterborough, den Befehl übernahm. Dieser Mann war, wenn nicht der größte, doch gewiß der außerordentlichste Charakter seiner Zeit, selbst den König von Schweden nicht ausgenommen. In der That kann man Peterborough einen gebildeten, gelehrten und verliebten Karl XII. nennen. In seinem Muth verband sich der französische Ungestüm mit der englischen Beharrlichkeit. Die Fruchtbarkeit und Thätigkeit seines Geistes waren fast unglaublich. Sie zeigten sich in Allem, was er that, in seinen Feldzügen, in seinen Unterhandlungen, in seinem vertrauten Briefwechsel, in seiner leichtesten und ungezwungensten Unterhaltung. Er war ein eifriger Freund, ein edler Feind und in seinem Benehmen durch und durch adelig. Aber sein Leichtsinn, seine Ruhelosigkeit, sein krankhaftes Haschen nach Neuem und nach steter Aufregung machten seine glänzenden Talente und Tugenden für sein Vaterland fast nutzlos. Seine Schwächen brachten ihn nicht nur bei mehr als einer Gelegenheit in ernstliche Verlegenheiten, sondern verleiteten ihn auch zu mehreren Handlungen, die seiner menschenfreundlichen und edlen Natur völlig unwürdig waren. Ruhe war ihm unerträglich. Er liebte Europa

schneller als ein Courier zu durchfliegen. In einer Woche war er im Haag und in der nächsten in Wien. Dann kam es ihm in den Kopf, Mailand zu sehen, und kaum hatte er diese Hauptstadt erreicht, so bestellte er Pferde und brach nach Kopenhagen auf. Kein Diener konnte mit seiner Eilfertigkeit Schritt halten. Körperliche Schwächen setzten ihm nie Schranken. Alter, Krankheit, Todesgefahren machten auf seinen unerschrockenen Geist kaum einen Eindruck. Einen Augenblick vorher, ehe er sich der furchtbarsten chirurgischen Operation unterzog, unterhielt er sich so lebhaft, wie ein junger Mann, der in der vollen Kraft der Gesundheit steht. Am Tage nach der Operation wollte er trotz aller Vorstellungen seiner Aerzte eine Reise antreten. Er sah aus wie ein Gerippe; aber sein federkräftiger Geist trug ihn durch Mühen und Anstrengungen, von denen man glauben sollte, daß sie den stärksten Mann in's Grab bringen müßten. Veränderung in der Beschäftigung war ihm eben so nothwendig, als Wechsel des Orts. Er dictirte gern fünf bis sechs Briefe auf einmal. Diejenigen, mit denen er über Geschäfte verhandelte, klagten, daß er, obgleich er über Alles mit großer Gewandtheit spreche, doch nie bei dem Hauptpunkte festgehalten werden könne. „Lord Peterborough", bemerkte Pope, „sagt in seinen Briefen recht hübsche und lebhafte Sachen, ist aber fast zu lustig und schweift gar zu sehr ab, wogegen Lord Bolingbroke, wenn er an einen Staatsmann, oder an einen Kaiser schreiben müßte, sich gewiß an den Punkt, auf den das Meiste ankäme, halten, diesen in das hellste und günstigste Licht stellen und so drehen würde, wie es seinen Zwecken am besten zusagte." Wie sich Peterborough zu Bolingbroke als Briefsteller, so verhielt er sich zu Marlborough als General. Er war in Wahrheit der letzte irrende Ritter, tapfer bis zur Verwegenheit, freigebig bis zur Verschwendung, in seinem Verkehr mit Feinden die Höflichkeit selbst, der Beschützer der Unterdrückten, der Anbeter aller Frauen. Seine Tugenden und Fehler waren die der Tafelrunde. Wir wüßten seinen Charakter nicht besser zu schildern, als indem wir die Zeilen

hieherſetzen, in denen der Verfaſſer des geiſtreichen kleinen Gedichts „Mönche und Rieſen" Sir Triſtram beſchreibt.

Die Herrſchaft führten, als er kam zur Welt,
Wie Merlin weiß, Mars, Venus und Merkur.
Drum war er auch wie ſie, und wie die Sterne
Zog wandernd er und unſtät in die Ferne.

Er eilte ohne Ruh' von Reich zu Reich,
Nahm manche Krone, gab ſie wieder hin,
Um nichts hat er geführt manch' guten Streich,
So ganz war ihm der Kampf nach ſeinem Sinn;
Bekam er nie ein Land, es galt ihm gleich,
Nur das war ihm ein herrlicher Gewinn,
Wenn er vor allem Volk, an großen Tagen,
Den Kopf recht ſtolz und prahlend konnte tragen.

Urplötzlich kam, was er im Kriege that,
Von Freund und Feind niemals vorauszuſehn,
Als gäb ihm eine tolle Laune Rath,
Und heiße ihn, hier oder dorthin gehn,
Und wo ein Anderer um Gnade bat,
Da konnte er am trotzigſten daſtehn.
Nie ſahſt Du ihn ſo glücklich, kühn und mächtig,
Als da, wo Alles feindlich war und nächtig.

Im Juni des Jahres 1705 kam dieſer merkwürdige Mann mit fünftauſend holländiſchen und engliſchen Soldaten in Liſſabon an. Hier ſchiffte ſich der Erzherzog mit einem großen Gefolge von Dienern ein, das Peterborough während der Reiſe auf ſeine Koſten höchſt ſtattlich unterhielt. Von Liſſabon wendete ſich die Flotte nach Gibraltar, nahm hier den Prinzen von Heſſen-Darmſtadt an Bord und ſteuerte in nordöſtlicher Richtung längs den ſpaniſchen Küſten hin.

Der erſte Platz, den man von Gibraltar aus berührte, war Altea in Valencia. Die elende Regierung Philipp's hatte in dieſer ganzen Provinz eine ſtarke Unzufriedenheit erregt. Die Feinde wurden freundlich bewillkommnet. Die Bauern eilten an die Küſte, trugen Vor-

räthe herbei und riefen: „Es lebe Karl III.!" Das benachbarte Fort Denia ergab sich, ohne einen Schuß abzufeuern.

Die Phantasie Peterborough's fing Feuer. Er faßte die Hoffnung, den Krieg mit einem Schlage beendigen zu können. Madrid war nur hundertundfunfzig Meilen weit entfernt, und auf dem Wege dahin gab es kaum einen einzigen festen Platz. Philipp's Truppen standen theils an der portugiesischen Grenze, theils an der catalonischen Küste. In der Hauptstadt lag keine Kriegsmacht, einige Reiter ausgenommen, die bei der Person des Königs die Ehrenwache thaten. Doch der Plan, mit einem Heer, das blos siebentausend Mann zählte, in das Herz des Königsreichs vorzudringen, war zu kühn, um dem Erzherzog gefallen zu können. Der Prinz von Hessen-Darmstadt, der während der Regierung des letzten Königs von Spanien Statthalter von Catalonien gewesen war und seinen dortigen Einfluß überschätzte, war der Ansicht, daß man sofort dorthin aufbrechen und Barcelona angreifen müsse. Peterborough war an seine Instructionen gebunden und mußte sich fügen.

Am 16. August kam die Flotte vor Barcelona an, wo Peterborough bald fand, daß die ihm von dem Erzherzog und dem Prinzen übertragene Aufgabe fast unübersteigliche Schwierigkeiten darbiete. Die eine Seite der Stadt wurde durch das Meer gedeckt, die andere durch die starken Festungswerke des Forts Monjuich. Die Wälle waren so ausgedehnt, daß kaum dreißigtausend Mann hinreichten, um sie einzuschließen. Die Besatzung war eben so stark als das Belagerungsheer. Die besten Officiere im spanischen Dienste befanden sich in der Stadt. Die Hoffnungen des Prinzen von Hessen-Darmstadt, daß in Catalonien ein allgemeiner Aufstand ausbrechen werde, erwiesen sich als ganz trügerisch. Zu den Angreifern stießen blos etwa funfzehnhundert bewaffnete Bauern, deren Hülfe mehr kostete als nützte.

Nie befand sich ein General in einer traurigeren Lage wie jetzt Peterborough. Er hatte stets gegen den Plan eines Angriffs auf Barcelona gesprochen. Seine Einwürfe waren beseitigt worden, und nun

sollte er einen Entwurf durchsetzen, den er stets als unausführbar geschildert hatte. Sein Lager war in feindliche Parteien getheilt, und er wurde von allen getadelt. Der Erzherzog und der Prinz machten ihm Vorwürfe, daß er nicht ohne Verzug zum Angriff schreite, gaben aber keinen Plan an, wie siebentausend Mann ein Unternehmen durchführen könnten, zu dem dreißigtausend erfordert wurden. Andere schalten den General, daß er seine Meinung den kindischen Launen Karl's geopfert habe und seine Leute bei dem Versuche opfere, etwas Unmögliches zu erreichen. Der holländische Befehlshaber erklärte mit Bestimmtheit, daß seine Leute sich nicht von der Stelle entfernen sollten, Lord Peterborough möge Befehle geben, welche er wolle. Es sei ein Wahnsinn, eine solche Belagerung zu unternehmen, und man dürfe die Menschen nicht in den sichern Tod schicken, wenn man keine Aussicht habe, etwas zu erreichen.

Nachdem drei Wochen in Unthätigkeit vergangen waren, kündete Peterborough endlich seinen festen Entschluß an, die Belagerung aufzuheben. Das schwere Geschütz wurde an Bord geschafft, und man traf Vorbereitungen, die Truppen einzuschiffen. Karl und der Prinz von Hessen waren wüthend, während die meisten Officiere ihren General deßhalb tadelten, daß er eine Maßregel, die er nun endlich selbst als nothwendig erkenne, so lange verschoben habe. Am 12. September feierte Barcelona seine Befreiung mit Freudenbezeugungen und öffentlichen Festen. Am folgenden Morgen wehte die englische Fahne auf den Wällen des Monjuich. Das Genie und die Kraft eines Mannes hatten den Platz von vierzig Bataillonen ersetzt.

Um Mitternacht hatte Peterborough den Prinzen von Hessen, mit dem er seit einiger Zeit nicht mehr sprach, zu sich bescheiden lassen. „Gnädiger Herr," sagte der Graf, „ich habe den Entschluß gefaßt, einen Sturm zu unternehmen. Sie können uns begleiten, wenn Sie es angemessen finden, und werden dann sehen, ob ich und meine Leute die Ausdrücke verdienen, in denen Sie über uns zu sprechen beliebt haben." Der Prinz war überrascht. Der Versuch sei ein hoffnungs-

loser, sagte er, doch sei er bereit, seinen Antheil zu übernehmen. Damit rief er nach seinem Pferde, ohne die Erörterung fortzusetzen.

Funfzehnhundert englische Soldaten versammelten sich unter der Anführung des Grafen. Tausend Mann anderer englischer Truppen waren in einem benachbarten Kloster unter Stanhope als Reserve aufgestellt. Nachdem man längs dem Fuße der Hügel im Zickzack in die Höhe gezogen war, erreichten Peterborough und sein kleines Heer die Wälle des Monjuich. Hier blieben sie bis zum Tagesanbruch halten. Sobald sie entdeckt wurden, ging der Feind in den Außengraben vor, um sie anzugreifen. Dieß war das Ereigniß, auf das Peterborough gerechnet und auf das er seine Leute vorbereitet hatte. Die Engländer hielten das Feuer des Feindes aus, stürzten dann vorwärts, sprangen in den Graben hinab, trieben die Spanier zurück und drangen mit den Flüchtlingen zugleich in die Werke ein. Ehe die Besatzung die erste Bestürzung überwunden hatte, war der Graf Meister von den Außenwerken, hatte verschiedene Kanonen genommen und zum Schutz seiner Leute eine Brustwehr aufgeworfen. Nun rief er Stanhope's Reserve herbei. Ehe diese Verstärkung eintraf, erhielt er die Nachricht, daß dreitausend Mann von Barcelona aus gegen den Monjuich zögen. Er ritt sogleich hinaus, um diese Leute zu erkunden, hatte aber seine Truppen kaum verlassen, als diese von einem panischen Schrecken ergriffen wurden. Ihre Lage war in der That eine gefahrvolle. Sie waren in den Monjuich eingedrungen, sie wußten selbst nicht wie; ihre Zahl war eine kleine, ihr General hatte sie verlassen, und so wurden sie denn muthlos und schickten sich an, das Fort zu räumen. Peterborough erhielt von diesen Vorfällen noch früh genug Kunde, daß er den Rückzug hemmen konnte. Er sprengte den Flüchtigen entgegen, richtete einige Worte an sie und stellte sich selbst an ihre Spitze. Der Ton seiner Stimme und der Anblick seiner Züge stellten ihren Muth her, und sie marschirten in ihre Stellung zurück.

Der Prinz von Hessen war in der Verwirrung des Angriffs gefallen, doch im Uebrigen ging Alles gut. Stanhope traf ein, die aus

Barcelona gezogene Abtheilung ging zurück, das schwere Geschütz wurde wieder ausgeschifft und mit solchem Erfolg gegen die innern Festungswerke des Monjuich gebraucht, daß das Fort bald fiel. Peterborough handelte mit seinem gewöhnlichen Edelmuth, rettete die spanischen Soldaten vor der Wildheit seines siegreichen Heeres und ließ seinen Nebenbuhler, den Prinzen von Hessen, mit großem Pomp bestatten.

Die Bezwingung des Monjuich war in einer Reihe glänzender Thaten die erste. Barcelona fiel, und Peterborough hatte den Ruhm, einen der größten und festesten Plätze Europa's mit einer Handvoll Menschen genommen zu haben. Auch die, seinem ritterlichen Herzen nicht minder theure Ehre wurde ihm zu Theil, der schönen Herzogin von Popoli, die er mit aufgelöstem Haar vor der Wuth seiner Soldaten fliehen sah, Leben und Tugend retten zu können. Er benutzte die Eifersucht, welche die Catalonier gegen die Einwohner von Castilien empfinden, mit vielem Geschick. Er gewährleistete der Provinz, deren Hauptstadt er jetzt in Händen hatte, alle ihre früheren Rechte und Freiheiten und knüpfte auf diese Weise die Einwohner an die österreichische Sache.

Das offene Land erklärte sich nun für Karl. Tarragona, Tortosa, Gerona, Lerida, San Mateo öffneten ihre Thore. Die spanische Regierung schickte den Grafen von Las Torres mit siebentausend Mann aus, um San Mateo wiederzunehmen. Der Graf von Peterborough, mit blos zwölfhundert Mann, zwang ihn, die Belagerung aufzuheben. Seine Officiere riethen ihm, sich mit diesem außerordentlichen Erfolge zu begnügen. Karl drängte ihn, nach Barcelona zurückzukehren, doch keine Vorstellungen vermochten diesen Geist in einer solchen Siegeslaufbahn aufzuhalten. Es war mitten im Winter. Das Land war gebirgig, auf den Straßen ließ sich kaum fortkommen, die Menschen waren schlecht gekleidet, die Pferde durchgeritten. Das auf dem Rückzuge befindliche Heer war weit zahlreicher als das verfolgende. Aber alle Schwierigkeiten und Gefahren mußten vor Peterborough's Energie

zurücktreten. Er rückte vorwärts und trieb Las Torres vor sich her. Nules ergab sich aus reinem Schrecken vor seinem Namen, und am 4. Februar 1706 zog er im Triumph in Valencia ein. Hier hörte er, daß eine Abtheilung von viertausend Mann auf dem Marsche sei, um sich mit Las Torres zu vereinigen. Er brach in tiefer Nacht von Valencia auf, ging über den Xucar, stand plötzlich vor dem feindlichen Lager und tödtete, zerstreute oder fing die ganze Verstärkung. Die Valencianer wollten kaum ihren Augen glauben, als sie die Gefangenen einbringen sahen.

Inzwischen beschlossen die Höfe von Madrid und Versailles, die der Fall Barcelona's und der Aufstand des umliegenden Landes reizte und beunruhigte, eine große Anstrengung zu machen. Ein bedeutendes Heer, das dem Namen nach unter Philipp, thatsächlich aber unter dem Marschall Tessé stand, drang in Catalonien ein. Der Graf von Toulouse, einer der natürlichen Söhne Ludwig's XIV., erschien mit einer Flotte vor dem Hafen von Barcelona. Die Stadt wurde zugleich zu Lande und zur See angegriffen. Die Person des Erzherzogs war in beträchtlicher Gefahr. Peterborough setzte sich rasch an der Spitze von etwa dreitausend Mann von Valencia in Bewegung. Es wäre Wahnsinn gewesen, wenn er mit dieser kleinen Macht einem großen regelmäßigen Heere unter der Führung eines französischen Marschalls hätte eine Schlacht liefern wollen. Der Graf führte daher den Krieg in der Weise der Mina und Empecinado unserer Tage. Er nahm auf den benachbarten Gebirgen Stellung, neckte und beunruhigte den Feind unaufhörlich, schnitt seine Herumstreifer ab, unterbrach seine Verbindungen mit dem Innern und schaffte Verstärkungen an Menschen und Vorräthen in die Stadt. Er entdeckte übrigens bald, daß die Belagerten nur zur See entsetzt werden könnten. Die Vollmachten der brittischen Regierung übertrugen ihm nicht blos den Oberbefehl zu Lande, sondern stellten auch die Flotte, sobald er sich thatsächlich an Bord befinde, zu seiner Verfügung. In einer Nacht ließ er sich in einem offenen Boote auf's Meer hinausrudern, ohne daß er seine Ab-

sicht Jemand mittheilte. Eines der Schiffe des englischen Geschwaders nahm ihn verschiedene Meilen von der Küste entfernt auf. So wie er an Bord war, verkündete er, daß er den Befehl selbst übernehme, und ließ eine Pinasse mit Weisungen an den Admiral abgehen. Hätte er diese Befehle um einige Stunden früher ertheilt, so würde wahrscheinlich die ganze französische Flotte genommen worden sein. Jetzt war der Erfolg der, daß der Graf von Toulouse in See ging. Der Hafen war offen, die Stadt befreit. In der folgenden Nacht hob der Feind die Belagerung auf und zog sich nach Roussillon zurück. Peterborough ging wieder nach Valencia, welche Stadt er jeder andern in Spanien vorzog, und Philipp, der mehrere Wochen von seiner Gemahlin abwesend gewesen war, konnte das Elend dieser Trennung nicht länger ertragen und eilte nach Madrid in ihre Arme.

In Madrid war für ihn wie für sie bald kein Bleiben mehr. Die glänzenden Erfolge Peterborough's an der östlichen Küste der Halbinsel hatten den trägen Galway zum Wetteifer angespornt. Er drang in das Herz von Spanien vor. Berwick zog sich zurück, Alcantara, Ciudad Rodrigo und Salamanca fielen, und die Sieger gingen gegen die Hauptstadt vor.

Philipp wurde von seinen Rathgebern dringend gebeten, den Sitz der Regierung nach Burgos zu verlegen. Die vorgeschobenen Posten des verbündeten Heeres zeigten sich bereits auf den Höhen oberhalb Madrids, und von dem Hauptcorps wußte man, daß es in der Nähe stehe. Der unglückliche Fürst ergriff mit seiner Gemahlin und seinem Hofhalt die Flucht. Die königlichen Flüchtlinge erreichten die Hauptstadt von Altcastilien, nachdem sie acht Tage lang auf erbärmlichen Straßen, unter einer brennenden Sonne gereist waren, und Nachts in elenden Hütten geschlafen hatten, von denen eine zusammenstürzte und beide fast erschlagen hätte. Inzwischen hatten die Sieger ihren Triumpheinzug in Madrid gehalten und den Erzherzog in den Straßen der kaiserlichen Stadt als König ausgerufen. Arragon, das auf die Bevorzugung Castiliens stets eifersüchtig war, folgte dem Beispiel Cataloniens.

Saragossa empörte sich, ohne noch einen Feind gesehen zu haben. In Carthagena verrieth der Statthalter, den Philipp dorthin gesandt hatte, seine Pflicht und übergab den Verbündeten das beste Arsenal und die letzten Schiffe, welche Spanien besaß.

Toledo war seit einiger Zeit der Zufluchtsort zweier ehrgeizigen, unruhigen, rachsüchtigen und ränkevollen Personen, der Königin-Wittwe und des Cardinals Porto Carrero. Beide waren lange Todfeinde gewesen, indem sie die einander entgegenstehenden Parteien Oesterreichs und Frankreichs geleitet hatten. Der Cardinal wie die Königin hatten den schwachen, zerrütteten Geist des Königs wechselsweise geleitet. Zuletzt waren die Betrügereien des Cardinals wirkungsvoller geworden, als die Liebkosungen der Frau; Porto Carrero war Sieger geblieben, und die Königin hatte den Hof, an dem sie einst mit Allmacht herrschte, beschämt und erbittert verlassen. Aber bald sah sie den Mann, dessen Künste ihren Einfluß zerstört hatten, ihre Verbannung theilen. Der Cardinal war nur so lange im Amte gewesen, daß er allen Parteien seine Unfähigkeit hatte zeigen können, und dann hatte man ihn auf seinen Bischofssitz entlassen, wo er seiner Thorheit und der Undankbarkeit des Hauses fluchte, dem er nur zu gute Dienste geleistet hatte. Gemeinschaftliche Interessen und Feindschaften versöhnten die gefallenen Nebenbuhler. Die österreichischen Truppen wurden ohne Widerstand in Toledo eingelassen. Die Königin-Wittwe legte das Trauergewand ab, das die Wittwe eines spanischen Königs für ihre Lebenszeit zu tragen pflegt, und zeigte sich von Juwelen schimmernd. Der Cardinal segnete die Fahnen der Feinde in seiner prachtvollen Cathedrale und erleuchtete seinen Palast zur Feier der großen Befreiung. Es gewann den Anschein, als habe der Kampf zu Gunsten des Erzherzogs geendet, und als bleibe Philipp nichts übrig, als eine schleunige Flucht zu den Besitzungen seines Großvaters.

So urtheilten Die, welche den Charakter und die Gewohnheiten des spanischen Volkes nicht kannten. Es giebt in Europa kein Land, das sich so leicht auf den ersten Anlauf bewältigen läßt, als Spanien,

aber es giebt auch keines, das so schwer zu behaupten ist. Es kann nichts Verächtlicheres geben, als den Widerstand, den die regelmäßigen Streitkräfte Spaniens einem Angriffe entgegenstellen, aber nichts ist furchtbarer, als die Energie, welche dieses Land entwickelt, nachdem sein stehendes Heer zu Boden geschlagen worden ist. Dieses Heer ist seit langer Zeit einem Pöbelhaufen nur zu ähnlich gewesen, dagegen lebt in der Volksmasse ein soldatischer Geist, der eine höchst ungewöhnliche Erscheinung ist. Der Soldat ist im Vergleich zu anderen Heeren von kriegerischen Eigenschaften entblößt, aber der Bauer kann jeden Augenblick seine Stelle ersetzen. In keinem Lande haben sich starke Festungen so leicht durch Ueberraschung nehmen lassen, und nirgends haben offene Städte großen Heeren einen so wüthenden und hartnäckigen Widerstand geleistet. Ein Krieg in Spanien hat seit der Römerzeit stets einen eigenthümlichen Charakter gehabt: es ist ein Feuer, das nicht ausgelöscht werden kann, unter der Asche heftig fortbrennt und lange nachher, nachdem es erstickt zu sein schien, heftiger denn je hervorbricht. Dieß hat sich in dem letzten Kriege gezeigt. Spanien besaß damals kein Heer, das einer gleichen Anzahl preußischer oder französischer Soldaten hätte die Spitze bieten können, aber ein einziger Tag warf die preußische Monarchie in den Staub, ein einziger Tag stellte die französische Krone Fremden zur Verfügung. Kein Jena und kein Waterloo würden Joseph in den Stand gesetzt haben, in Madrid ungestört zu regieren.

Das Benehmen der Castilianer im Erbfolgekriege war höchst bezeichnend. Obgleich sie an Zahl stärker und durch ihre Lage bevorzugt waren, hatten sie sich doch schimpflich schlagen lassen. Alle europäischen Nebenländer der spanischen Monarchie waren verloren gegangen. Catalonien, Arragon und Valencia hatten den österreichischen Prinzen anerkannt, Gibraltar war an ein paar englische Matrosen, Barcelona an eine kleine Zahl abgesessener Dragoner verloren gegangen. Die Feinde waren bis zum Mittelpunkte der Halbinsel vorgedrungen und lagerten jetzt in Madrid und Toledo. Während diese Ereignisse fort=

schritten, hatte das Volk kaum ein Lebenszeichen gegeben. Die Reichen hatten kaum bestimmt werden können, das nöthigste Geld zu geben oder zu leihen, die Truppen waren weder muthig noch gehorsam gewesen, aber jetzt, im letzten Augenblicke, nun Alles verloren zu sein schien und selbst die größten Sanguiniker eigentlich jede Hoffnung aufgeben mußten, jetzt richtete sich der Volksgeist stolz, ungestüm und unbezwinglich auf. Als die Umstände noch Hoffnung einflößten, da war das Volk träg gewesen, um seine ganze Energie für eine Zeit aufzusparen, die im Grunde Verzweiflung hervorrufen mußte. Castilien, Leon, Andalusien, Estremadura erhoben sich wie ein Mann, jeder Bauer verschaffte sich ein Feuergewehr oder einen Spieß, und die Verbündeten sahen sich plötzlich auf den Boden beschränkt, den sie gerade besetzt hielten. Kein Soldat durfte sich von dem Hauptkörper der Invasions-Armee hundert Ellen weit entfernen, ohne die dringendste Gefahr zu laufen, erdolcht zu werden. Das Gebiet, das die Verbündeten auf ihrem Marsche nach Madrid durchzogen hatten und unterjocht zu haben glaubten, stand, sowie sie vorüber waren, ganz und gar in Waffen. Ihre Verbindungen mit Portugal wurden abgeschnitten. Zugleich begann das Geld zum ersten Male rasch in den Schatz des flüchtigen Königs einzuströmen. „Vor drei Tagen," sagt die Prinzessin Orsini in einem Briefe, der um diese Zeit geschrieben wurde, „kam der Pfarrer eines Dorfes, das blos hundertundzwanzig Häuser enthält, und brachte der Königin hundertundzwanzig Pistolen. „„Meine Heerde,"" sagte er, „„schämt sich, daß sie so wenig schickt; doch seien Sie überzeugt, in dieser Börse befinden sich hundertundzwanzig Herzen, die bis zum Tode treu sind."" Der gute Mann weinte, indem er so sprach, und auch wir vergossen Thränen. Gestern schickte uns ein zweites kleines Dorf, wo es blos zwanzig Häuser giebt, funfzig Pistolen."

Während die Castilianer aller Orten für Philipp zu den Waffen griffen, leisteten die Verbündeten der Sache dieses Königs durch ihre Unklugheit den wirksamsten Vorschub. Galway stand in Madrid, wo

sich seine Soldaten solchen zügellosen Ausschweifungen überließen, daß die Hälfte derselben in den Spitälern lag. Karl versank in Catalonien in Unthätigkeit. Peterborough hatte Requena eingenommen und wollte von Valencia auf Madrid marschiren, um sich mit Galway zu vereinigen, doch der Erzherzog verweigerte seine Einwilligung in den Plan. Der beleidigte General blieb demnach in seiner Lieblingsstadt an den schönen Küsten des Mittelmeeres, wo er den Don Quixote las, Bälle und Abendgesellschaften gab, vergebliche Versuche machte, die Stiere von Valencia zu einer genußreichen Jagd zu benutzen, und mit besserm Erfolge den Damen von Valencia den Hof machte.

Endlich rückte der Erzherzog gegen Castilien vor und ertheilte Peterborough den Befehl, zu ihm zu stoßen. Jetzt war es aber zu spät. Berwick hatte Galway bereits gezwungen, Madrid zu räumen, und als die gesammte Streitmacht der Verbündeten zu Guadalaxara versammelt war, da zeigte sich, daß sie an Zahl entschieden schwächer sei, als das feindliche Heer.

Peterborough entwarf einen Plan, von der Hauptstadt wieder Besitz zu nehmen. Diesen Plan verwarf Karl. Die Geduld des empfindlichen und siegeseitlen Helden war erschöpft. Er besaß nichts von jener Heiterkeit des Geistes, welche Marlborough befähigte, mit Eugen in vollkommener Uebereinstimmung zu handeln und die quälenden Verhandlungen mit den holländischen Bevollmächtigten zu ertragen. Er verlangte die Erlaubniß, das Heer verlassen zu dürfen, erhielt den Abschied sogleich, und reiste nun nach Italien. Damit seine Abreise einen Vorwand erhalte, wurde er von dem Erzherzog beauftragt, in Genua eine Anleihe zu machen, für deren Wiederbezahlung die Einkünfte Spaniens aufkommen sollten.

Von diesem Augenblicke an bis zum Ende des Feldzugs erklärte sich das Glück entschieden gegen die österreichische Sache. Berwick hatte sein Heer zwischen die Verbündeten und die portugiesische Grenze

gestellt. Diese zogen sich nach Valencia und erreichten diese Provinz, indem sie zehntausend Mann in feindlicher Gefangenschaft zurückließen.

Im Januar des Jahres 1707 kehrte Peterborough aus Italien nach Valencia zurück, nicht mehr mit einem öffentlichen Charakter bekleidet, sondern als einfacher Freiwilliger. Man bat ihn um Rath, und der, den er gab, scheint ein höchst verständiger gewesen zu sein. Er sprach die Meinung aus, daß man gegen Castilien nicht angriffsweise verfahren dürfe. Es werde nicht schwer sein, sagte er, Arragon, Catalonien und Valencia gegen Philipp zu vertheidigen. Die Bewohner dieser Theile von Spanien seien der Sache des Erzherzogs ergeben, und die Heere des Hauses Bourbon würden bei der gesammten Bevölkerung Widerstand finden. Die Begeisterung der Castilianer werde in kurzer Zeit nachlassen; Philipp's Regierung mache sich vielleicht durch einzelne Handlungen unbeliebt; Niederlagen in den Niederlanden könnten Ludwig zwingen, seine Truppen aus Spanien zurückzuziehen. Dann werde es Zeit sein, einen entscheidenden Schlag zu führen. Dieser vortreffliche Rath wurde verworfen. Peterborough, dem jetzt aus England förmliche Abberufungsschreiben zugekommen waren, ging vor der Eröffnung des Feldzugs fort, und mit ihm schied das Glück der Verbündeten. Vielleicht kann man keinen General nennen, der mit geringen Mitteln so viel gethan und gleiche Originalität und Kühnheit entfaltet hätte. Er besaß die Kunst, ein unterjochtes Volk zu versöhnen, im höchsten Grade; allein nicht so glücklich war er darin, die Zuneigung derer zu gewinnen, mit denen er zusammen handelte. Die Catalonier und Valencianer beteten ihn an, aber der Prinz, für den er so viel gethan hatte, und die Generale, deren Glück und Ruhm bei der Sache, die er verfocht, betheiligt waren, haßten ihn. Die englische Regierung verstand ihn nicht. Er war so überspannt, daß man die Urtheilskraft, die er wirklich besaß, nicht bei ihm suchte. Einmal nahm er Städte mit Reiterei ein, dann verwandelte er wieder im Handumdrehen einige hundert Fußsoldaten in Reiter. Er zog seine Kundschaften hauptsächlich bei Liebeleien ein und füllte

seine Depeschen mit Epigrammen. Die Minister glaubten höchst unpolitisch zu handeln, wenn sie die Leitung des spanischen Kriegs einem so flüchtigen und romanhaften Manne anvertrauten. Sie übertrugen daher den Oberbefehl an Lord Galway, der allerdings ein erfahrener Veteran, aber auch ein Mann war, der den Krieg so führte, wie Molière's Doctoren ihre Kranken behandelten, es für viel ehrenvoller hielt, nach allen Kriegsregeln eine Niederlage zu erleiden, als durch Neuerungen zum Sieg zu gelangen, und sich wahrhaft geschämt haben würde, wenn er den Monjuich mittelst des auffallenden Verfahrens, das Peterborough zur Anwendung brachte, erobert hätte. Dieser große Feldherr leitete den Feldzug von 1707 auf eine höchst wissenschaftliche Weise. Auf der Ebene von Almanza stieß er mit dem Heere der Bourbons zusammen. Er stellte seine Truppen nach den Methoden auf, die von den besten Militärschriftstellern empfohlen werden, und verlor im Laufe weniger Stunden achtzehntausend Mann, hundertundzwanzig Fahnen, sein ganzes Gepäck und seine sämmtlichen Geschütze. Valencia und Arragon gingen auf der Stelle an die Franzosen verloren, und am Schlusse des Jahres war die gebirgige Provinz Catalonien der einzige Theil von Spanien, der noch zu Karl hielt.

„Erinnerst du dich, mein Kind,“ sagt im Zuschauer die einfältige Frau zu ihrem Manne, „daß das Taubenhaus an demselben Nachmittage einstürzte, als unser nachlässiges Mädchen das Salz auf den Tisch verschüttet hatte?“ „Ja wohl, meine Theure,“ antwortet der Mann, „und die nächste Post brachte uns die Nachricht von der Schlacht von Almanza.“ Daß dieses Unglück kommen werde, hatten schon seit einiger Zeit Vorbedeutungen angezeigt, die viel klarer waren, als das Umwerfen des Salzfasses; die Undankbarkeit des Erzherzogs, die Zuchtlosigkeit des Heeres, die Zwistigkeiten im Rath, die Siege, die der Neid über das Verdienst davontrug, die Abberufung eines genialen Mannes, die Uebertragung des Oberbefehls an einen trägen Pedanten. Die Schlacht von Almanza entschied über Spaniens Geschick. Der Verlust war ein solcher, daß selbst Eugen und Marl-

borough ihn mit Mühe ausgeglichen haben würden, während Männer wie Stanhope und Staremberg gewiß das Glück nicht wieder an die Fahnen fesselten.

Stanhope, der den Oberbefehl des englischen Heeres in Catalonien übernahm, war sowohl für bürgerliche als für militairische Geschäfte in mehr als einer Beziehung befähigt, eignete sich aber, wie wir glauben, mehr für die zweite als die erste Stelle. Lord Mahon theilt uns mit seiner gewöhnlichen Aufrichtigkeit einen Umstand mit, der, so viel wir wissen, noch nicht bekannt war. Danach wurde die berühmteste Waffenthat seines Ahns, die Eroberung von Minorca, von Marlborough eingegeben. Staremberg, ein methodischer Taktiker der deutschen Schule, war von dem Kaiser als Feldherr empfohlen worden. Es folgten zwei matte Feldzüge, in denen keine von beiden Armeen etwas Großes that, während deren beide aber fast verhungerten.

Im Jahre 1710 entschlossen sich die Anführer der verbündeten Streitkräfte endlich zu kühneren Maßregeln. Sie eröffneten den Feldzug mit einer kecken Bewegung, drangen in Arragon ein, schlugen Philipp's Truppen bei Almenara, brachten ihnen bei Saragossa eine zweite Niederlage bei und rückten auf Madrid vor. Der König mußte abermals fliehen. Die Castilianer griffen mit derselben Begeisterung zu den Waffen, die sie 1706 gezeigt hatten. Die Sieger fanden die Hauptstadt menschenleer. Die Menschen schlossen sich in ihre Häuser ein und verweigerten dem österreichischen Prinzen jede Ehrenbezeugung. Damit nur Jemand bei seinem Einzuge Lebehoch rufe, mußte man einigen Kindern Geld geben. Inzwischen wimmelte Philipp's Hof zu Valladolid von Adeligen und Prälaten. Dreißigtausend Menschen folgten ihrem König von Madrid nach seiner neuen Residenz. Frauen von Stand machten die Reise zu Fuß, um nur nicht zurückbleiben zu müssen. Die Bauern stellten sich zu Tausenden unter die Fahnen. Geld, Waffen und Vorräthe wurden durch den Eifer des Volkes in Ueberfluß herbeigeschafft. Das Land rund um Madrid wurde von kleinen Streifparteien unregelmäßiger Reiterei unsicher gemacht.

Die Verbündeten konnten keine Depesche nach Arragon abschicken und eben so wenig die Hauptstadt mit Lebensmitteln versehen. Der Erzherzog durfte nicht wagen, in der unmittelbaren Nähe seines Palastes auf die Jagd zu gehen.

Stanhope hatte den Wunsch, in Castilien zu überwintern. Er stand aber im Kriegsrath allein, und es läßt sich in der That schwer einsehen, wie sich die Verbündeten in einer so ungünstigen Jahreszeit und mitten unter einer so feindlichen Bevölkerung hätten halten können. Karl, dessen persönliche Sicherheit das Hauptaugenmerk der Generale war, wurde im November unter Bedeckung nach Catalonien geschickt, und im December trat das Heer seinen Rückzug nach Arragon an.

Aber die Verbündeten hatten es jetzt mit einem großen Geiste zu thun. Der König von Frankreich hatte in jüngster Zeit den Herzog von Vendome nach Spanien geschickt, damit er den Oberbefehl übernehme. Dieser Mann zeichnete sich durch die Unreinlichkeit seines Körpers aus, war grob, benahm sich in der Unterhaltung wie ein gemeiner Possenreißer und überließ sich auf die schamloseste Weise dem ekelhaftesten aller Laster. Seine Trägheit war fast unglaublich. Selbst bei Feldzügen brachte er oft ganze Tage im Bette zu. Diese auffallende Schläfrigkeit war mehrmals die Veranlassung gewesen, daß die Heere des Hauses Bourbon höchst empfindliche Niederlagen erlitten hatten. Wenn der Herzog aber durch irgend ein großes Ereigniß aufgerüttelt wurde, dann eröffnete er Hülfsquellen und entwickelte eine Energie und Geistesgegenwart, wie man seit dem Tode Luxemburgs noch bei keinem französischen Generale gefunden hatte.

In dieser Krisis zeigte sich Vendome in seiner ganzen Größe. Er brach mit seinen Truppen von Talavera auf und verfolgte die sich zurückziehende Armee mit einer Schnelligkeit, die in einer solchen Jahreszeit und einem solchen Lande beispiellos genannt werden muß. Er marschirte Tag und Nacht, schwamm an der Spitze seiner Reiterei durch die hochgehenden Wogen des Henares und überholte Stanhope, der

Periode kannte, aus der Geographie, Astronomie und Chemie Dinge erzählen, die ihn in Erstaunen setzen würden.

Die Staatskunst ist eine Erfahrungswissenschaft und macht daher, wie alle Doctrinen dieser Art, Fortschritte. Lord Mahon würde in Harley's Tagen ein sehr guter Whig gewesen sein. Aber Harley, den Lord Mahon so streng tadelt, erscheint als stark whiggistisch, wenn man ihn auch nur mit Clarendon vergleicht, und Clarendon kann, gegen einen Lord Burleigh gestellt, für einen völligen Demokraten gelten. Wenn Lord Mahon noch funfzig Jahre lebt, was hoffentlich der Fall sein wird, so zweifeln wir nicht, daß er, der auf die Aehnlichkeit unserer Tories mit den Whigs der Revolution stolz ist, auch noch rühmend hervorheben wird, daß die Tories von 1882 jenen unsterblichen Patrioten, den Whigs der Reformbill, vollständig glichen.

Die Gesellschaft macht, so glauben wir, im Wissen unaufhörliche Fortschritte. Jetzt ist der Schweif da, wo vor einigen Menschenaltern der Kopf war. Aber Kopf und Schweif bleiben fortwährend in ihrer alten Entfernung von einander. Eine Amme unserer Zeit ist eben so weise, als ein Schöppe und Beisitzer aus Shallow's Zeit. Ein kleines Bürschchen unserer Periode würde einen erwachsenen Rechthaber aus Georg's II. Tagen in Verwirrung bringen. Ein Zögling der Volksschule liest und schreibt besser, als die Hälfte aller Landedelleute des Octoberclubs. Darum besteht aber zwischen Richtern und Ammen, kleinen Bürschchen und bärtigen Wortfechtern, Parlamentsmitgliedern und Knaben aus Armenschulen noch ein eben so großer Unterschied als früher. Eben so ist der Whig dem Tory noch so weit voraus als früher, wenn auch ein Tory der Gegenwart ziemlich dasselbe sein mag, was ein Whig vor hundertundzwanzig Jahren war. Der Hirsch der Fabel, der die Furcht aussprach, daß sein Hinterlauf den Vorderlauf überholen möchte, verfiel in keinen größern Irrthum, als Lord Mahon ihn begeht, wenn er glaubt, daß er den Whigs wirklich zuvorgekommen sei. Die absolute Stellung der Parteien ist eine andere geworden, die relative dieselbe geblieben. Während des ganzen Verlaufes jener

großen Bewegung, welche begann, ehe die Parteinamen Whig und Tory existirten, und die noch fortdauern wird, wenn diese Bezeichnungen längst verschwunden sind, während des ganzen Verlaufes jener Bewegung, von der der Freibrief Johann's, die Gründung des Unterhauses, die Aufhebung der Leibeigenschaft, die Trennung von Rom, die Vertreibung der Stuarts, die Reform des Wahlsystems nur auf einander folgende Staffeln sind, während dieser ganzen Bewegung hat es unter dem einen oder dem andern Namen zwei Gruppen von Menschen gegeben, Menschen, die ihrem Zeitalter voraus waren, und Menschen, die hinter ihm zurückblieben; hier solche, welche die weisesten ihrer Zeitgenossen waren, und dort andere, welche damit groß thaten, daß sie nicht mehr Verstand als ihre Urgroßväter hatten. Es ist ein wohlthuender Gedanke, daß nach einiger Zeit die Letzten von Denen, welche sich jetzt in dem großen Zuge der Menschheit ganz hinten befinden, auf dem Platze stehen werden, den gegenwärtig die äußersten Vorposten einnehmen. Das Parlament von 1710 würde in Elisabeth's Tagen für ein höchst freisinniges Parlament gegolten haben, und im Conservativen Club giebt es gegenwärtig wenig Mitglieder, die nicht vollberechtigt gewesen wären, in der Gesellschaft bei Christoph Cat neben Halifax und Somers zu sitzen.

Obgleich wir mithin zugeben, daß ein moderner Tory mit einem Whig aus Anna's Regierung manche Aehnlichkeit habe, so können wir doch nicht eingestehen, daß ein Tory aus jener Zeit einem jetzigen Whig gleiche. Haben die modernen Whigs Gesetze erlassen, welche die Tendenz hatten, den neuen, durch den Handel geschaffenen Interessen den Eingang des Unterhauses zu verschließen? Halten die modernen Whigs die Lehre vom göttlichen Rechte aufrecht? Haben sie sich bemüht, die Dissenters von der Gewalt und von allen Aemtern auszuschließen? Allerdings wünschen sie im gegenwärtigen Augenblicke, wie die Tories von 1712, den Frieden und ein enges Bündniß mit Frankreich. Aber besteht zwischen dem Frankreich von 1712 und dem von 1832 kein Unterschied? Ist Frankreich noch gegenwärtig die Burg der „papisti-

mit dem rechten Flügel des verbündeten Heeres in Brihuega stand, in wenigen Tagen. „Keiner von uns," sagt der englische General, „dachte daran, daß auf mehrere Tagemärsche in der Runde ein Feind zu sehen sei, und unser Unglück ist der unglaublichen Vorsicht zuzuschreiben, die Vendome auf seinem Marsche beobachtete." Stanhope hatte, ehe sich Vendome auf ihn warf, gerade noch Zeit, an das Centrum der Armee, das einige Stunden von Brihuega entfernt stand, einen Boten abzuschicken. Die Stadt wurde von allen Seiten angegriffen. Während die Geschütze gegen die Mauern donnerten, flog unter einem der Thore eine Mine auf. Die Engländer unterhielten ein wüthendes Feuer, bis ihr Pulver verschossen war, und vertheidigten sich dann gegen die überwältigende Uebermacht wie Verzweifelte mit dem Bajonnet. Sie steckten die Häuser in Brand, die der Feind eingenommen hatte, doch es war Alles vergebens. Der brittische General sah, daß ein fernerer Widerstand blos ein nutzloses Blutbad herbeiführen werde. Er schloß also eine Capitulation, und wurde mit seinem kleinen Heer auf ehrenvolle Bedingungen hin kriegsgefangen.

Kaum hatte Vendome die Capitulation unterzeichnet, so hörte er, daß Staremberg heranziehe, um Stanhope Hülfe zu bringen. Auf der Stelle traf er seine Vorbereitungen zu einem allgemeinen Gefecht. Am Morgen nach dem Tage, an dem die Engländer die Waffen gestreckt hatten, wurde die hartnäckige und blutige Schlacht von Villa-Viciosa geschlagen. Staremberg blieb Herr des Schlachtfeldes, aber Vendome erntete alle Früchte des Sieges. Die Verbündeten vernagelten ihre Kanonen und zogen sich auf Arragon zurück. Aber selbst dort fanden sie keinen Platz zum Ausruhen, denn Vendome war hinter ihnen, und rings um sie schwärmten Guerilla's. Sie flohen nach Catalonien, allein hier befand sich ein französisches Heer, das von Roussillon aus eingefallen war. Zuletzt warf sich der österreichische General mit sechstausend ermatteten und entmuthigten Soldaten, den Resten einer großen und siegreichen Armee, nach Barcelona, fast der einzigen Stadt in Spanien, welche Karl noch als König anerkannte.

Jetzt war Philipp in Madrid viel sicherer, als sein Großvater in Paris. Mit der Hoffnung, Spanien in Spanien zu erobern, war es nunmehr völlig vorbei. Aber in anderen Ländern befand sich das Haus Bourbon in der äußersten Bedrängniß. Die französischen Heere hatten in Deutschland, Italien und den Niederlanden eine Reihe von Niederlagen erlitten. Eine unermeßliche Streitmacht, die auf ihre Siege stolz war und von den größten Feldherren der Zeit befehligt wurde, stand an den französischen Grenzen. Ludwig war gezwungen gewesen, sich vor den Siegern zu demüthigen. Er hatte sich erboten, die Sache seines Enkels aufzugeben, und dieser Antrag war verworfen worden. Jetzt nahte aber ein großer Wendepunkt.

Das englische Ministerium, das den Krieg gegen das Haus Bourbon begonnen hatte, bestand aus Tories. Der Krieg war aber ein Whig-Krieg. Er war der Lieblingsplan Wilhelm's, des Whig-Königs. Ludwig hatte den Kampf hervorgerufen, indem er einen Prinzen, der den Whigs ganz besonders verhaßt war, als König von England anerkannte. Der Krieg hatte England zu der Macht, von der der Prätendent allein eine wirksame Unterstützung erwarten durfte, in eine entschieden feindliche Stellung gebracht. Dagegen war England in das engste Bündniß mit demselben republikanischen und protestantischen Staate gekommen, der bei der Revolution mitgewirkt hatte und jetzt die beste Neigung besaß, die Ausführung des Thronfolge-Gesetzes zu gewährleisten. Marlborough und Godolphin machten die Entdeckung, daß sie von ihren ehemaligen Widersachern wärmer als von ihren früheren Verbündeten unterstützt wurden. Diejenigen Minister, welche eifrig für den Krieg stimmten, wurden nach und nach zum Whiggismus bekehrt. Die übrigen traten aus und wurden durch Whigs ersetzt. Cowper wurde Kanzler, Sunderland, gegen den Anna einen höchst gerechten Widerwillen hatte, Staatssecretair. Nach dem Tode des Prinzen von Dänemark trat eine noch ausgedehntere Aenderung ein. Wharton wurde Lord Lieutenant von Irland, und Somers Präsident des Geheimenrathes. Zuletzt befand sich die Verwaltung ganz

und gar in den Händen von Leuten, die einer freieren kirchlichen Richtung angehörten.

Im Jahre 1710 kam es zu einem heftigen Umschwunge. Die Königin hatte im Herzen stets zu den Tories gehalten, wie sie ihren religiösen Ansichten nach ganz auf der Seite der Staatskirche stand. Ihre Liebe zu ihrer Familie sprach zu Gunsten ihres verbannten Bruders, ihre Selbstsucht stimmte sie den Eiferern günstig, welche die Kronrechte aufrecht erhalten wollten. Die Liebe, die sie für die Herzogin von Marlborough empfand, war das große Pfand der Whigs. Diese Liebe verwandelte sich zuletzt in die heftigste Abneigung. Während die große Partei, die so lange über die Geschicke Europa's verfügt hatte, in St. James von Kammerfrauen unterwühlt wurde, brach im Lande selbst ein heftiger Sturm aus. Ein einfältiger Pfarrer hatte eine einfältige Rede gegen die Grundsätze der Revolution gehalten. Die weiseren Mitglieder der Regierung stimmten dafür, den Mann unbelästigt zu lassen. Aber Godolphin, in dem der ganze Eifer eines neubekehrten Whigs glühte, wozu auch noch das kam, daß er sich über einen Spottnamen ärgerte, den ihm der Prediger in jener unglücklichen Rede angehängt hatte, Godolphin bestand darauf, daß der Mann angeklagt werde. Die Ermahnungen des sanften und scharfsinnigen Somers fanden keine Beachtung. Die Anklage fand statt, der Doctor wurde überführt — und die Verfolger waren zu Grunde gerichtet. Der Klerus kam seinem verfolgten Amtsbruder zu Hülfe, und der Landadel unterstützte wieder den Klerus. Der Toryismus entfaltete sich in einer Weise, die seit den Schlußjahren von Karl's II. Regierung unbekannt gewesen war, so daß die Minister erschraken und die Königin Muth schöpfte. Sie entließ die Whigs, berief Harley und St. John in's Amt und löste das Parlament auf. Bei den Wahlen wurden die früheren Minister bedeutend geschlagen. Stanhope, den man in seiner Abwesenheit als Candidaten für Westminster aufgestellt hatte, erlag gegen einen Tory. Die neuen Minister, die nun über das neue Parlament verfügten, hatten die stärksten Gründe, mit Frankreich Frie-

den zu schließen. Das ganze Bündniß-System, in das England sich eingelassen hatte, beruhte auf Whig-Grundsätzen. Der General, der die englischen Heere beständig zum Siege geführt hatte und der sich durch keinen Andern ersetzen ließ, war gegenwärtig ein Whig, was er früher auch gewesen sein mochte. Wurde Marlborough entfernt, so war höchst wahrscheinlich eine bedeutende Niederlage die Folge. Behielt man ihn im Oberbefehl, so mußte jeder große Sieg, den er erfocht, das Ansehen der Opposition vermehren.

Demnach wurde also zwischen England und den Fürsten des Hauses Bourbon Friede geschlossen. Lord Mahon spricht von diesem Frieden in Ausdrücken des stärksten Tadels. Er ist in der That ein vortrefflicher Whig aus der Zeit, in der der erste Lord Stanhope lebte. „Ich muß hier einen Augenblick innehalten," sagt er, „um zu bemerken, daß der Verlauf eines Jahrhunderts die Bedeutung unserer Partei-Spottnamen bedeutend verändert hat, so daß ein moderner Tory einem Whig aus der Zeit der Königin Anna sehr ähnlich sieht, während man einen modernen Whig leicht mit einem Tory aus jener Periode verwechseln könnte."

Wir geben die eine Hälfte von Lord Mahon's Satze zu; mit der andern stimmen wir durchaus nicht überein. Wir geben zu, daß ein moderner Tory einem Whig aus der Zeit der Königin Anna in vielen Beziehungen gleicht. Es ist eine natürliche Erscheinung, daß dem so ist. Die schlimmsten Dinge einer Zeit gleichen oft den besten Sachen einer andern. Der Laden eines modernen Krämers ist eben so wohl versehen, als das Haus eines bedeutenden Kaufmannes unter Anna's Regierung. Die einfachsten Leute tragen jetzt feineres Tuch, als man zu jener Zeit an dem Stutzer Fielding oder dem eiteln Edgeworth hätte sehen können. Wir möchten uns lieber dem Apotheker eines modernen Dorfes, als dem Arzte einer großen Stadt aus Anna's Zeit anvertrauen. Ein junges Mädchen, das eben eine moderne Pensions-Anstalt verlassen hat, könnte dem gelehrtesten Professor, den jene ferne

und aus dem Gassenschmutz holte. Die Minister triumphirten, und der Friede wurde abgeschlossen. Dann trat eine Reaction ein. Ein neuer Herrscher bestieg den Thron. Die Whigs erfreuten sich des Vertrauens des Königs und des Parlaments. Die ungerechte Strenge, mit der die Tories Marlborough und Walpole behandelt hatten, wurde mehr als gut gemacht. Harley und Prior wurden in's Gefängniß geworfen, Bolingbroke und Ormond sahen sich genöthigt, im Auslande Schutz zu suchen. Die in diesem verzweifelten Kampfe geschlagenen Wunden eiterten noch lange Jahre fort. Es verging viel Zeit, ehe die Mitglieder der einen wie der andern Partei im Stande waren, die Frage des Utrechter Friedens mit Ruhe und Unparteilichkeit zu erörtern. Daß die Whigminister uns an die Holländer verkauft, daß die Tory-Minister uns an die Franzosen verschachert hätten; daß der Krieg keinen andern Zweck gehabt habe, als Marlborough die Taschen zu füllen; daß der Friede nur darum geschlossen worden sei, um die Rückkehr des Prätendenten zu erleichtern — diese und viele andere Vorwürfe, die entweder gänzlich ungegründet waren, oder doch an starker Uebertreibung litten, wurden von den politischen Klopffechtern das letzten Jahrhunderts hin- und hergeschleudert. In unserer Zeit kann die Frage ohne Aufregung besprochen werden. Wir wollen die Gründe, die uns in unserm Urtheil leiten, so gedrängt als möglich anführen.

Es gab zwei Gefahren, die man von dem Frieden befürchten konnte: Zuerst die, daß Philipp, von seinen verwandtschaftlichen Gefühlen geleitet, in genauer Uebereinstimmung mit dem ältern Zweige seines Hauses handeln, den französischen Handel auf Kosten Englands begünstigen und bei künftigen Kriegen mit der französischen Regierung zusammengehen werde; dann die zweite, daß die Nachkommenschaft des Herzogs von Burgund aussterben, Philipp die französische Krone erben und auf diese Weise zwei große Monarchieen unter seinem Scepter vereinigen könne.

Die erste Gefahr erscheint uns als eine gänzlich nebelhafte. Verwandtschaftliche Liebe hat auf die Politik von Fürsten selten großen

Einfluß geübt. Die Lage Europas zur Zeit des Utrechter Friedens bewies am besten, daß das Interesse in der Politik mehr gilt als alle Verwandtschaft oder Schwägerschaft. Der Kurfürst von Baiern wurde von seinem Schwiegervater aus dem Lande gejagt, Victor Amadeus stand gegen seine Schwiegersöhne in den Waffen, Anna saß auf einem Throne, von dem ihr zärtlicher Vater mit ihrer Beihülfe gestoßen worden war. Es ist richtig, daß Philipp von zarter Kindheit an gewöhnt worden war, seinen Großvater mit tiefer Ehrfurcht zu betrachten. Es war mithin wahrscheinlich, daß Ludwig in Madrid einen großen Einfluß üben werde. Aber Ludwig war mehr als siebenzig Jahre alt; er konnte nicht lange mehr leben, und sein Erbe war ein Kind in der Wiege. Man hatte gewiß keinen Grund zu glauben, daß die Politik des Königs von Spanien sich durch Rücksichten auf einen Neffen, den Philipp nie gesehen hatte, bestimmen lassen werde.

In Wahrheit geriethen die beiden Zweige des Hauses Bourbon bald nach dem Frieden in Streit. Philipp und Karl, die noch eben Mitbewerber um die spanische Krone gewesen waren, schlossen einen engen Bund. Eine spanische Prinzessin, die Verlobte des Königs von Frankreich, wurde auf die beleidigendste Weise in ihr Vaterland zurück geschickt, und der Hof von Madrid befahl in einem Decret, daß jeder Franzose Spanien zu verlassen habe. Es ist wahr, daß funfzig Jahre nach dem Utrechter Frieden zwischen den Regierungen von Spanien und Frankreich ein Bündniß von besonders bindender Natur zu Stande kam. Allein beide Regierungen handelten bei dieser Gelegenheit nicht aus Verwandtenliebe, sondern nach gemeinschaftlichen Interessen und Feindschaften. Ihr Bund hieß der Familien-Vertrag, war aber trotzdem so rein politischer Natur wie die Liga von Cambrai oder die Coalition von Pilnitz.

Die zweite Gefahr war die, daß Philipp die Krone seines Geburtslandes erben könne. Dieß geschah nicht, aber es konnte vorkommen, und in einer Zeit sprach die Wahrscheinlichkeit stark dafür. Zwischen dem König von Spanien und der Erbschaft Ludwig's XIV. stand blos

ein kränkliches Kind. Allerdings entsagte Philipp seinem Anspruch auf die französische Krone in der feierlichsten Weise, doch die Art, wie er auf den spanischen Thron gelangt war, bewies die Bedeutungslosigkeit solcher Verzichte. Die französischen Rechtsgelehrten erklärten damals Philipp's Entsagung für nichtig, weil sie den Grundgesetzen des Reichs widerspreche. Das französische Volk würde wahrscheinlich für Den Partei genommen haben, den es als den rechtmäßigen Erben betrachtet hätte. Saint Simon, der viel weniger Eifer für die Erbmonarchie an den Tag legte, als die meisten seiner Landsleute, und dem Regenten sehr anhing, erklärte nichtsdestoweniger in der Gegenwart dieses Fürsten, daß er die Ansprüche des Hauses Orleans nie gegen die des Königs von Spanien unterstützen werde. „Wenn ich so denke," sagte er, „wie wird es dann erst bei Andern sein?" Es ist gewiß, daß Bolingbroke fest überzeugt war, der Verzicht sei nicht mehr werth, als das Papier, auf dem er stehe, und daß er ihn nur darum forderte, um das englische Parlament und Volk zu blenden.

Dennoch, obgleich es einmal wahrscheinlich war, daß die Nachkommenschaft des Herzogs von Burgund aussterben werde, und obgleich es fast gewiß ist, daß Philipp in diesem Fall seine Ansprüche auf die französische Krone mit Erfolg geltend gemacht haben würde, dennoch vertheidigen wir den Grundsatz des Utrechter Friedens. Wir bemerken zunächst, daß Karl kurze Zeit nach der Schlacht von Villa Viciosa in Folge des Todes seines ältesten Bruders sämmtliche Besitzungen des Hauses Oesterreich geerbt hatte. Wenn er zu diesem Landbesitz noch die ganze spanische Monarchie gefügt hätte, so würde das europäische Gleichgewicht in die ernstlichste Gefahr gerathen sein. Es ist richtig, daß die Verbindung der Kronen Oesterreich und Spanien nicht solche Befürchtungen erweckt haben würde, als eine Vereinigung Spaniens und Frankreichs. Aber Karl war bereits Kaiser, während Philipp nicht König von Frankreich war und es vielleicht nie wurde. Das kleinere Uebel war das gewisse und konnte daher wohl gegen die Möglichkeit des größern Nachtheils in die Wagschale gelegt werden.

Wir müssen indessen gestehen, daß wir nicht glauben, Spanien habe lange unter der Herrschaft eines deutschen Kaisers oder eines französischen Prinzen bleiben können. Der Charakter des spanischen Volks bot Europa eine bessere Sicherheit dar, als alle Testamente, Verzichte und Verträge der Welt. Dieselbe Energie, die in dem Volke Castiliens aufflammte, als Madrid von den Verbündeten besetzt war, würde sich wieder gezeigt haben, wenn das Vaterland in die Gefahr gerathen wäre, eine französische Provinz zu werden. Obgleich die Spanier im Auslande nicht mehr die Meister spielten, so hatten sie doch nicht die geringste Neigung, sich zu Hause von Fremden beherrschen zu lassen. Hätte Philipp den Versuch gemacht, Spanien durch Mandate von Versailles aus zu regieren, so würde ein zweiter Großer Bund das, was dem ersten mißlang, leicht erreicht haben. Die spanische Nation hätte sich dann eben so eifrig gegen ihn geschaart, als früher um ihn. Das scheint er auch gewußt zu haben. Viele Jahre nährte er in seinem Herzen die Lieblingshoffnung, daß er dereinst den Thron seines Großvaters besteigen werde, aber daß er zugleich in dem Lande seiner Geburt und in seiner Adoptivheimath herrschen könne, das scheint er nie für möglich gehalten zu haben.

Dieß waren die Gefahren des Friedens, und wir können ihnen keine besonders furchtbare Natur beimessen. Gegen diese Gefahren müssen nun die Leiden des Kriegs und das Bedenkliche eines Fehlschlags in Erwägung kommen. Die Uebel eines Kriegs, die Vernichtung von Leben, die Unterbrechung des Handels, die Verminderung des Reichthums, die Anhäufung der öffentlichen Schuld, brauchen wir nicht besonders hervorzuheben. Ob man ein Fehlschlagen zu befürchten hatte, das läßt sich in dieser fernen Zeit unmöglich mit Genauigkeit bestimmen. Wir glauben aber, daß sich ohne Schwierigkeit eine Berechnung geben läßt, die der Wahrheit ziemlich nahe kommen wird. Die Verbündeten waren in Deutschland, Italien und Flandern siegreich gewesen. Es war durchaus nicht unwahrscheinlich, daß sie bis in das Herz von Frankreich vordringen könnten. Allein in dem Lande,

schen Tyrannei" und der „Willkürherrschaft", gegen die unsere Vorfahren fochten und beteten? Wir glauben, Lord Mahon wird finden, daß seine Parallele in allen wesentlichen Punkten eben so schief ist, als die Aehnlichkeit, welche Fluellen zwischen Macedo und Monmouth, oder als die, welche ein erfinderischer Tory neulich zwischen Erzbischof Williams und Erzbischof Vernon auffinden wollte.

Wir stimmen mit Lord Mahon darin überein, daß wir die Whigs jener Zeit hochachten. Allein der Theil ihres Benehmens, den er mit seinen besondern Lobeserhebungen auszeichnet, erscheint uns gerade als der, welcher den meisten Einwürfen unterliegt. Wir verehren sie als die großen Vorfechter bürgerlicher und geistiger Freiheit. Es ist wahr, daß sie, als sie zur Gewalt gelangten, von den Fehlern, welche die Macht zu erzeugen pflegt, nicht frei blieben. Auch das ist richtig, daß sie Männer des siebenzehnten Jahrhunderts blieben und daher manche Wahrheit nicht kannten, die den Kindern dieser Zeit ganz geläufig ist. Aber sie thaten dasselbe, was vor ihnen die Kirchen-Reformatoren vollbracht hatten, und was später die politischen Reformer erzielten: sie führten die Menschen in der rechten Richtung vorwärts. Es ist gewiß, daß sie der politischen Erörterung nicht den breiten Raum gestatteten, den wir gegenwärtig aus Gründen der Vernunft und der Sicherheit des Staats fordern, aber es bleibt ihnen doch der Ruhm, die Censur beseitigt zu haben. Auch dem Grundsatze der Religionsfreiheit gaben sie nicht seine volle Ausdehnung, allein das Duldungs-Gesetz verdanken wir ihnen.

Wenn wir aber auch der Ansicht sind, daß die Whigs der Zeit Anna's, als Ganzes betrachtet, über ihre Tory-Zeitgenossen an Weisheit und Vaterlandsliebe weit hervorragten, so wollen wir darum doch keineswegs alle Maßregeln unserer Schützlinge vertheidigen. In einem thätigen Leben müssen, wenn dasselbe ein nützliches sein soll, Vergleiche vorkommen. Allein die Theorie will von keinem Compromiß etwas wissen. Ein öffentlicher Charakter befindet sich oft in der Nothwendigkeit, in Maßregeln zu willigen, die er nicht billigt, weil sonst der

Erfolg von Schritten gefährdet wird, von denen er Vieles und Großes abhängig glaubt. Für den Geschichtsschreiber besteht aber eine solche Nothwendigkeit nicht, dieser hat im Gegentheil die heilige Pflicht, die Irrthümer Derer, welche er im Uebrigen bewundert, so deutlich als möglich hervorzuheben.

Was nun die große Frage betrifft, welche England während der letzten Jahre von Anna's Regierung in zwei Theile schied, so glauben wir, daß die Tories im Recht und die Whigs im Unrecht waren. Diese Frage war die, ob England Frieden schließen solle, ohne von Philipp eine Verzichtleistung auf die spanische Krone zu fordern?

In der ganzen Zeit von dem Gesetz der Thronausschließung des Herzogs von York bis zur Reform-Bill ist kein parlamentarischer Kampf so heftig gewesen, als der, welcher zwischen den Urhebern des Utrechter Friedens und der Kriegspartei stattfand. Die Gemeinen waren für den Frieden, die Lords stimmten für eine kräftige Fortsetzung der Feindseligkeiten. Die Königin mußte wählen, welches ihrer beiden wichtigsten Kronrechte sie ausüben, ob sie Peers ernennen, oder das Parlament auflösen wolle. Der Parteizwist war ein so heftiger, daß nachbarliche und verwandtschaftliche Verhältnisse nichts galten. Die Mitglieder der feindlichen Gruppen sprachen nicht mit einander und grüßten sich nicht. Die Damen trugen im Theater Abzeichen der politischen Secte, zu der sie hielten. Die Spaltung erstreckte sich bis in die fernsten Grafschaften von England. Die feindlichen Parteien warben Talente an, die man sonst selten an politischen Streitfragen Antheil nehmen sieht. Auf der einen Seite sah man Steele, fröhlich und lebhaft wie immer, von Geist wie von Parteierbitterung sprühend, und Addison mit seinem feinen Spott, seinem unerschöpflichen Phantasie-Reichthum und seiner anmuthigen Einfachheit des Styls. In den ersten Reihen gegenüber zeigte sich ein ungestümerer und finsterer Geist, ein politischer Apostat, ein abtrünniger Priester, ein meineidiger Liebender, mit einem Herzen, das von Haß gegen die ganze Menschheit glühte, mit einer Einbildungskraft, die sich ihre Bilder aus dem Spital

das der eigentliche Gegenstand des Streits war, hatte ihre Sache nie so schlecht gestanden, als eben jetzt. Es waren ihnen in Spanien blos ein paar Quadratmeilen geblieben. Die große Mehrheit des Volks war gegen sie entschieden feindlich gestimmt. Selbst wenn sie standhaft geblieben und zu Erfolgen, ihren kühnsten Hoffnungen entsprechend, gelangt wären, selbst wenn sie eine Reihe von Siegen, so glänzend wie die von Blenheim und Ramilies, erfochten hätten, selbst wenn Paris gefallen und Ludwig in Gefangenschaft gerathen wäre, würden sie doch ihren Zweck wahrscheinlich nicht erreicht haben. Dann hätten sie noch immer die Aufgabe gehabt, gegen eine ganze Bevölkerung einen endlosen Krieg zu führen, und zwar in einem Lande, das den kleinen Krieg ungemein begünstigt, und wo feindliche Heere mehr vom Hunger wie vom Schwert zu leiden haben.

Wir sind mithin für den Frieden von Utrecht. Wir sind darum noch keine Bewunderer der Staatsmänner, die diesen Vertrag abschlossen. Harley war unserer Ansicht nach ein wichtigthuender Kleinigkeitskrämer und St. John ein glänzender Schurke. Die große Masse ihrer Anhänger bestand aus Landgeistlichen und Landedelleuten, also aus Menschenklassen, die sich an Bildung mit anständigen Kleinverkäufern und Pächtern unserer Tage nicht würden messen können. Pfarrer Barnabas, Pfarrer Vieldurst, Sir Eigensinn Ohnewitz, Sir Francis Querkopf, Squire Western, Squire Tropf — das waren die Leute, welche während der nächsten sechszig Jahre, welche der Revolution folgten, die Hauptstärke der Tories ausmachten. Es läßt sich nicht läugnen, daß die Mittel, durch die die Partei 1710 zur Gewalt gelangte, höchst verwerflich waren. Auch benutzte sie ihre Macht oft auf eine ungerechte und grausame Weise. Es ist wahr, daß die Tories, um ihren Lieblingswunsch durchzusetzen, also um Frieden schließen zu können, unbedenklich zu Verläumdungen und Täuschungen griffen. Es läßt sich ferner nicht läugnen, daß sie das brittische Volk mit einem Verzicht hintergingen, von dem sie selbst wußten, daß er nichts werth sei. Es ist endlich wahr, daß sie die Catalonier Philipp's Rache in einer

Weise opferten, die sich mit Menschlichkeit und Nationalehre nicht vereinigen ließ. Dieß ändert aber nichts an unserer Ansicht bezüglich der Frage: Ob Krieg, ob Frieden? und wir können daher nur wiederholen, daß die Tories, obgleich ihre Motive selbstsüchtig und böswillig gewesen sein mögen, doch eine für den Staat wohlthätige Entscheidung trafen.

Doch wir haben die uns gesteckten Grenzen bereits überschritten. Es giebt nun für uns weiter nichts zu thun, als Lord Mahon Lebewohl zu sagen und ihm die Versicherung zu geben, daß wir ihm, obgleich wir seine politischen Ansichten vielleicht nicht lieben, auf dem neutralen Gebiet der Literatur stets mit Vergnügen begegnen.

Ranke's Geschichte der Päpste.

The Ecclesiastical and Political History of the Popes of Rome, during the Sixteenth and Seventeeth Centuries. By Leopold Ranke, Professor in the University of Berlin. Translated from the German, by Sarah Austin. 3 vols. 8vo. London, 1840.

Es ist kaum nöthig, noch besonders zu versichern, daß dieß ein vortreffliches und sehr gut übersetztes Buch ist. Das Originalwerk des Professors Ranke ist gekannt und geachtet, so weit die deutsche Literatur Verbreitung findet, und hat selbst in einer höchst ungenauen und unredlichen französischen Bearbeitung Theilnahme erregt. Es ist in der That das Erzeugniß eines Geistes, der sich auf dem Gebiete der dem Kleinsten nachgehenden Forschung wie auf den Höhen der Speculation gleich heimisch fühlt. Auch der Geist, in dem dieses Buch geschrieben ist, verdient unsere Bewunderung, denn Ranke kennt so wenig Leichtfertigkeit als Frömmelei, ist ernst und eifrig, aber auch duldsam und unparteiisch. Wir empfinden daher das größte Vergnügen, daß wir dieses Buch jetzt unter den englischen Classikern eine Stelle einnehmen sehen. Von der Uebersetzung brauchen wir blos zu sagen, daß sie so ist, wie sich von der Gewandtheit, dem Geschmack und dem gewissenhaften Fleiße der hochgebildeten Dame erwarten ließ, die als Vermittlerin zwischen deutschem und englischem Geiste sich um beide Länder bereits so große Verdienste erworben hat.

Der Gegenstand, den dieses Buch behandelt, hat unser Interesse stets in einem vorzüglichen Grade in Anspruch genommen. Wie es

kam, daß der Protestantismus so viel, aber doch nicht mehr erreichte, wie es geschehen konnte, daß die römische Kirche, nachdem sie aus dem größten Theile von Europa verdrängt worden war, nicht blos einzubüßen aufhörte, sondern auch beinahe die Hälfte des Verlorenen thatsächlich wiedergewann — das sind gewiß eben so schwierige als wichtige Fragen, und über diese Erscheinungen verbreitet Ranke mehr Licht, als irgend ein anderer Schriftsteller, welcher den Gegenstand früher behandelt hat.

Es giebt und gab nie auf dieser Erde ein Werk menschlicher Staatsklugheit, welches unserer Prüfung so werth wäre, als die römisch-katholische Kirche. Die Geschichte dieser Kirche verknüpft die beiden großen Zeitalter der menschlichen Civilisation mit einander. Es steht kein zweites Institut mehr aufrecht, das den Geist in die Zeiten zurückversetzte, die aus dem Pantheon den Rauch der Opfer aufsteigen und im Amphitheater Vespasian's Tiger und Kameloparden springen sahen. Mit der Linie der Päpste verglichen, sind die stolzesten Königshäuser von gestern. Diese Linie läßt sich in einer ununterbrochenen Reihenfolge von dem Papste, der im neunzehnten Jahrhundert Napoleon krönte, bis auf den Papst zurückführen, der im achten Jahrhundert Pipin salbte, und selbst über die Tage Pipin's reicht die erhabene Dynastie noch hinaus, bis sie sich endlich im Dämmerlicht der Fabel verliert. Die Republik Venedig war der nächst älteste Staat, aber selbst sie muß im Vergleich zu Rom modern genannt werden, und sie ist dahin gegangen, während das Papstthum fortbesteht. Das Papstthum existirt noch, und nicht im Verfall, nicht als bloßes Alterthum, sondern in Lebensfülle und jugendlicher Kraft. Noch heutigen Tages sendet die katholische Kirche bis zu den fernsten Weltenden Glaubensboten, die eben so eifrig sind, wie jene, welche mit Augustin in Kent landeten, und noch immer treten die Päpste feindlichen Königen so muthig entgegen, wie Leo I. Attila. Die Zahl ihrer Kinder ist größer als in irgend einer frühern Zeit. Die Eroberungen der römischen Kirche in der neuen Welt haben das, was sie in der alten einbüßte,

mehr als ersetzt. Ihre geistliche Herrschaft erstreckt sich über die unermeßlichen Landstriche, die zwischen den Ebenen des Missouri und dem Cap Horn liegen, über ein Gebiet, das in einem Jahrhundert wahrscheinlich eben so bevölkert ist wie gegenwärtig Europa. Der Mitglieder ihrer Gemeinschaft sind sicher nicht weniger als hundertundfünfzig Millionen, während es schwierig sein würde, für alle andern christlichen Secten zusammen mehr als hundertundzwanzig Millionen nachzuweisen. Noch tritt kein Zeichen hervor, welches andeutete, daß das Ende ihrer langen Herrschaft herannahe. Sie sah den Anfang aller Regierungen und aller Kirchen, die es gegenwärtig in der Welt giebt, und wir möchten nicht verbürgen, daß sie nicht auch das Ende von allen erlebte. Sie war groß und geachtet, ehe die Sachsen in England Fuß faßten, ehe die Franken den Rhein überschritten, als die griechische Beredtsamkeit noch in Antiochien blühte und im Tempel von Mecca noch Götzen verehrt wurden. Vielleicht besteht sie noch in ungeschwächter Kraft, wenn dereinst ein Reisender aus Neuseeland inmitten einer unermeßlichen Wüstenei auf einem zertrümmerten Pfeiler der Londoner Brücke seinen Standpunkt nimmt, um die Ruinen der Paulskirche zu zeichnen.

Wir hörten oft die Behauptung, daß die Welt immer gebildeter werde, und daß dieses Fortschreiten dem Protestantismus eben so günstig, als dem Katholicismus nachtheilig sein müsse. Wir wünschten diese Ansicht theilen zu können, haben aber unsere starken Zweifel, ob diese Erwartung eine wohlbegründete sei. Wir sehen, daß der menschliche Geist während der letzten zweihundertundfünfzig Jahre im höchsten Grade thätig gewesen ist, daß er in jedem Zweige der Naturwissenschaften große Fortschritte bewirkt und unzählige Erfindungen gemacht hat, wodurch die Annehmlichkeiten des Daseins gefördert worden sind, daß die Chemie, Chirurgie, Medicin und Ingenieurkunst bedeutende Verbesserungen erfahren haben, daß auch auf dem Gebiet der Verwaltung, der Polizei und des Rechtswesens wohlthätige Neuerungen erfolgt sind, die sich freilich dem Aufschwunge der physikalischen Doctrinen nicht gleich stellen können. Wir sehen aber auch, daß der Protestantis-

mus während dieser zweihundertundfünfzig Jahre keine nennenswerthen Eroberungen gemacht hat. Ja wir glauben sogar, daß, insofern in diesem Zeitraume eine Veränderung stattgefunden hat, diese zu Gunsten der römischen Kirche erfolgt ist. Wir vermögen uns daher nicht zu der Ueberzeugung zu bekennen, daß der Fortschritt des Wissens einem System, das trotz der unermeßlichen Fortschritte der menschlichen Kenntnisse, die seit den Tagen der Königin Elisabeth stattgefunden haben, gering gesagt sich auf seinem Platze behauptet hat, nothwendiger Weise verhängnißvoll sein müßte.

In der That scheint das Argument, mit dem wir hier zu thun haben, auf einem vollständigen Mißverständniß zu beruhen. Es giebt Zweige des Wissens, in denen der menschliche Geist seiner Natur nach Fortschritte machen muß. Wurde in der Mathematik ein Satz einmal bewiesen, so kann er nie wieder bestritten werden. Jeder frische Zuwachs ist eine eben so feste Basis für einen neuen Aufbau, als die ursprüngliche Grundlage war. Hier wird sich der Vorrath an Wahrheit mithin unausgesetzt vermehren. In den hergeleiteten Wissenschaften erscheint der Fortschritt wieder als Gesetz. Jeder Tag liefert neue Thatsachen, und so kommt die Theorie der Vollkommenheit näher und näher. Es ist unmöglich, daß die Welt in den ausschließlich demonstrirenden, oder in den reinen Erfahrungs-Wissenschaften jemals zurückgehe oder auch nur auf derselben Stelle bleibe. Noch hie hörte man von einer Reaction gegen Taylor's Theorem oder von einer Reaction gegen Harvey's Lehre vom Blutumlauf.

In der Theologie ist der Fall aber ein verschiedener. Was die natürliche Religion betrifft — die Offenbarung lassen wir vorläufig ganz aus dem Spiele — so läßt sich unschwer einsehen, daß ein Philosoph unserer Tage in keiner günstigeren Lage als Thales oder Simonides ist. Ihm stehen genau dieselben Beweise vor Augen, daß das Weltall nach einem Plan gefügt ist, wie den ältesten Griechen. Wir sagen genau dieselben, denn die Entdeckungen der modernen Astronomen und Anatomen haben die Kraft der Argumente, die ein denkender

Geist in jedem Thiere, Vogel, Insect, Fische und Blatt, in jeder Blume und Muschel findet, um nichts Wesentliches vermehrt. Die Beweisgründe, mit denen Sokrates in Xenophon's Gegenwart den kleinen Atheisten Aristodemus in Verwirrung brachte, sind ganz dieselben, welche Paley in der „Natürlichen Theologie" aufstellt. Sokrates macht von den Bildsäulen Polyklet's und den Gemälden des Zeuxis denselben Gebrauch, wie Paley von der Uhr. Was die zweite große Frage betrifft, die Frage, was aus dem Menschen nach dem Tode wird, so wüßten wir nicht, wie ein hochgebildeter Europäer, der sich allein von seiner Vernunft leiten ließe, mehr Wahrscheinlichkeit für sich haben sollte, das Rechte zu treffen, als ein Schwarzfuß-Indianer. Nicht eine von den vielen Wissenschaften, worin wir die Schwarzfüße übertreffen, verbreitet über den Zustand der Seele nach dem Erlöschen des thierischen Lebens das geringste Licht. Es ist gewiß, daß alle Philosophen alter und neuer Zeit von Plato bis auf Franklin, welche den Versuch gemacht haben, die Unsterblichkeit der Seele ohne die Beihülfe der Offenbarung zu beweisen, auf die kläglichste Weise gescheitert sind.

Alle die großen Räthsel, welche den Religionsphilosophen in Verlegenheit setzen, sind in jedem Zeitalter dieselben. Der Verstand eines eben aus der Barbarei auftauchenden Volks reicht vollkommen aus, diese Fragen zu stellen. Das Genie eines Locke oder Clarke ist völlig unfähig, sie zu lösen. Es ist ein Irrthum, zu glauben, daß spitzfindige Erörterungen über die Eigenschaften Gottes, den Ursprung des Bösen, die Vorherbestimmung, die Grundlage der Sittenpflicht, irgend einen hohen Grad von geistiger Bildung voraussetzten. Im Gegentheil sind solche Erörterungen ganz besonders das Entzücken kluger Kinder und halbgebildeter Erwachsenen. Es giebt eine große Menge von Kindern, die mit vierzehn Jahren über diese Fragen so viel nachgedacht haben, daß sie vollkommen das Lob verdienen, das Voltaire seinem Zadig ertheilt: „Er wußte so viel davon, als man in allen Zeitaltern gewußt hat, das heißt sehr wenig." Das Buch Hiob beweist uns, daß diese beunruhigenden Fragen lange vor der Zeit, in

der die Jonier Literatur und Künste kennen lernten, unter den Zelten der Emire von Idumäa mit ungewöhnlicher Begabung und Beredtsamkeit erwogen wurden. Seitdem sind dreitausend Jahre verflossen, und noch hat die menschliche Vernunft keine befriedigende Lösung der Räthsel gefunden, vor denen Eliphas und Zophar rathlos standen.

Die natürliche Theologie ist mithin keine fortschreitende Wissenschaft. Ganz anders klar und bedeutsam ist die Kenntniß unseres Ursprungs und unserer Bestimmung, die wir aus der Offenbarung schöpfen. Aber auch die geoffenbarte Religion besitzt die Eigenschaft einer fortschreitenden Wissenschaft nicht. Nach der Lehre der protestantischen Kirchen ist alle göttliche Wahrheit in gewissen Büchern enthalten. Sie steht in jedem Zeitalter Allen offen, welche diese Bücher lesen können, und die gesammten Entdeckungen sämmtlicher Philosophen der Welt vermögen diesen heiligen Urkunden nicht eine einzige Zeile hinzuzufügen. Es ist mithin klar, daß die Theologie keine solche Fortschritte machen kann, wie sie in der Pharmacie, Geologie und Schiffahrtskunde fortwährend stattfinden. Ein Christ des fünften Jahrhunderts mit der Bibel in der Hand befindet sich in keiner bessern oder schlechtern Lage als ein Christ des neunzehnten Jahrhunderts mit der Bibel in der Hand, wobei wir natürlich voraussetzen, daß beide denselben redlichen Willen und natürlichen Verstand besitzen. Es kommt nicht das Geringste darauf an, daß der Compaß, die Buchdruckerkunst, das Pulver, die Dampfkraft, das Gas, die Kuhpocken-Impfung und tausend andere Entdeckungen oder Erfindungen, von denen das fünfte Jahrhundert nichts wußte, dem neunzehnten Jahrhundert geläufige Dinge sind. Keine dieser Entdeckungen oder Erfindungen hat den leisesten Einfluß auf die Fragen, ob der Mensch durch den Glauben allein gerechtfertigt wird, oder ob die Anrufung der Heiligen ein orthodoxer Gebrauch ist. Wir schließen daraus, daß wir nicht mit Sicherheit behaupten dürfen, von den theologischen Irrthümern, die jemals in der christlichen Zeit Geltung erlangten, könne keiner wieder aufleben. Wir sind der bestimmten Meinung, daß die Welt nie wieder zu dem ptole-

mäischen Sonnensystem zurückkehren wird, und diese Ueberzeugung wird auch nicht durch den Umstand erschüttert, daß selbst ein so großer Mann wie Bacon die Theorie Galilei's mit Verachtung verwarf, denn Bacon besaß nicht alle die Mittel, zur Wahrheit zu gelangen, welche jetzt in unserm Bereich sind und den Ungebildetsten, der damals kaum werth gewesen wäre, jenem die Federn zu schneiden, davor bewahren, in den Irrthum des berühmten Philosophen zu verfallen. Wenn wir bedenken, daß Sir Thomals More bereit war, für die Lehre der Verwandlung Christi im Abendmahl in den Tod zu gehen, so müssen wir es für möglich erklären, daß dieses Dogma am Ende alle Widersacher besiege. More war ein Mann von hervorragenden Gaben. Er besaß in Beziehung auf den Gegenstand dieselbe Belehrung, die wir haben, oder die überhaupt jemals, so lange die Welt steht, vorhanden sein wird. Der Text: „Das ist mein Leib", stand so gut in seinem Neuen Testament wie in dem unsrigen. Die Widersinnigkeit der buchstäblichen Auslegung war im sechszehnten Jahrhundert ganz so groß und augenfällig, wie sie es jetzt ist. Es ist kein Fortschritt der Wissenschaften gemacht oder denkbar, der das, was uns als die überwältigende Kraft der gegen die wirkliche Gegenwart sprechenden Gründe erscheint, vermehren könnte. Wir erklären uns deßhalb unfähig, zu begreifen, weßhalb Sir Thomas More's Glaube hinsichtlich der Verwandlung Christi nicht bis an's Ende der Welt von Männern, die ihm an Redlichkeit und Fähigkeit gleichstehen, gebilligt werden sollte. Nun ist aber Sir Thomas More eines der auserlesenen Muster menschlicher Weisheit und Tugend, und das Dogma der Transsubstantiation kann für eine Art von Probirstein gelten. Ein Glaube, der diese Prüfung besteht, ist jeder andern gewachsen. Im Vergleich damit sinken die Prophezeiungen Brothers' und die Wunder des Fürsten von Hohenlohe zu Kleinigkeiten herab.

Einen Vorbehalt müssen wir indessen machen. Die Bücher und Ueberlieferungen der Glaubensgenossenschaften enthalten hie und da neben streng theologischen Sätzen noch andere, welche auf denselben

Grundlagen beruhen wollen, auf die sich die Naturwissenschaften stützen. Würde eine neue Entdeckung diese physikalischen Sätze umstoßen, so würden auch die theologischen Behauptungen, in so weit sie von den naturwissenschaftlichen nicht getrennt werden könnten, in Verruf kommen. So findet sich zum Beispiel in der Götterlehre der Hindu eine höchst kindische Erdbeschreibung. Daher wird jeder junge Brahmine, der in unseren Schulen Geographie lernt, über die Mythologie der Hindu lächeln. Wenn der Katholicismus durch die päpstliche Entscheidung, daß die Sonne sich um die Erde bewege, nicht in gleicher Weise gelitten hat, so liegt der Grund darin, daß gegenwärtig alle gebildeten Katholiken mit Pascal behaupten, indem die Kirche sich die Entscheidung über diesen Punkt überhaupt nur angemaßt, habe sie ihre Macht überschritten, und sei deßhalb des übernatürlichen Beistandes beraubt worden, den sie nach dem Versprechen ihres Gründers bei der Ausübung ihrer gesetzlichen Rechte erwarten dürfe.

Dieser Vorbehalt kann die Wahrheit unserer Behauptung, daß die eigentliche Theologie keine fortschreitende Wissenschaft sei, nicht im Mindesten beeinträchtigen. Die gewöhnlichste Geschichtskenntniß, die oberflächlichste Beobachtung des Lebens reicht schon hin, den Beweis zu liefern, daß keine Gelehrsamkeit und kein Scharfsinn uns dagegen schützen, bei Gegenständen, die sich auf die unsichtbare Welt beziehen, den gröbsten Irrthümern zu verfallen. Bayle und Chillingworth, zwei der größten Zweifler, die es je gegeben hat, wurden aus reiner Ueberzeugung Katholiken. Johnson, der in allen andern Beziehungen ungläubig war, stritt doch für Wunder und Erscheinungen mit Eifer. An Ossian wollte er nicht glauben, aber das zweite Gesicht galt ihm für eine Wahrheit. Das Erdbeben von Lissabon bezweifelte er, und das Gespenst im Hahnengäßchen fand an ihm einen Gläubigen.

Wir haben aus diesen Gründen längst aufgehört, uns über irgend eine Fratze des Aberglaubens zu wundern. Wir haben erlebt, daß Männer, deren Verstand kein geringer, deren Erziehung keine vernachlässigte war, die im Gegentheil vermöge ihrer Talente und ihrer

Bildung sowohl im thätigen als im beschaulichen Leben auf große Erfolge rechnen durften, daß wohlbelesene Gelehrte, geübte Logiker, scharfe Beobachter von Menschen und Sitten, wahrsagten, die Schrift auslegten, in fremden Zungen redeten, wunderbare Heilungen verrichteten, mit Botschaften von Gott in das Unterhaus traten. Wir haben mit angesehen, daß ein altes Weib, das nicht gebildeter als eine Scheuermagd und nicht talentvoller als eine Kartenschlägerin war, zu dem Range einer Prophetin erhoben wurde und Zehntausende der eifrigsten Anhänger erhielt, unter denen sich Viele befanden, welche an Stand und Wissen über diese Frau unermeßlich hervorragten — und dieß Alles geschah im neunzehnten Jahrhundert, dieß Alles geschah in London. Warum auch nicht? Ueber das Verhältniß Gottes zum Menschen ist uns im neunzehnten Jahrhundert nicht mehr als im ersten geoffenbart worden, und London weiß darüber nicht mehr als die roheste Gemeinde der Hebriden. Es ist wahr, daß der Mensch in den Dingen, welche dieses Leben und diese Welt betreffen, beständig weiser wird. Es ist aber nicht minder gewiß, daß der Mensch in Beziehung auf höhere Kräfte und einen künftigen Zustand, mit Goethe's höhnendem Teufel zu reden:

> Bleibt stets vom gleichen Schlag
> Und ist so wunderlich als wie am ersten Tag.

Die Geschichte des Katholicismus liefert für diese Bemerkungen schlagende Belege. Während der letzten sieben Jahrhunderte hat der öffentliche Geist Europas auf jedem Gebiet der Wissenschaft unaufhörliche Fortschritte gemacht. In der Religion läßt sich aber kein solches beständiges Vorwärtsdringen nachweisen. Die Kirchengeschichte jener langen Periode zeigt uns eine auf- und abschwankende Bewegung. Seitdem die römische Kirche die westliche Christenheit ihrem Ansehn unterworfen hat, ist die menschliche Vernunft viermal gegen dieses Joch in Empörung gewesen. Zweimal hat die Kirche einen vollständigen Sieg errungen, zweimal ist sie mit den Narben schwerer Wunden, aber voll von Lebenskraft, aus dem Kampfe hervorgegangen. Wenn wir

der furchtbaren Angriffe gedenken, die sie überlebt hat, dann können wir kaum fassen, auf welche Art sie jemals zu Grunde gehen sollte.

Der erste dieser Aufstände brach in dem Gebiete aus, wo die schöne Mundart des Oc gesprochen wird. Jenes von der Natur merkwürdig begünstigte Land war im zwölften Jahrhundert der blühendste und gebildetste Theil des westlichen Europa's. Zu Frankreich gehörte es in keiner Weise und lebte vielmehr sein eigenes politisches Dasein, wie es einen bestimmten Nationalcharakter, besondere Gebräuche und seine einheimische Sprache besaß. Der Boden war nicht minder fruchtbar als wohlbebaut, und zwischen den Kornfeldern und Weinbergen erhoben sich viele reiche Städte, von denen jede eine Republik im Kleinen war, und manche stattliche Schlösser, die alle das Miniaturbild eines kaiserlichen Hofstaats enthielten. Hier war es, wo der Geist des Ritterthums zuerst seiner Schrecken sich entkleidet, zuerst eine menschliche und anmuthige Gestalt angenommen, zuerst als den unzertrennlichen Genossen der Kunst und Literatur, der Liebe und feinen Sitte sich bewährt hatte. Die andern Volksdialekte, die sich seit dem fünften Jahrhundert in den alten Provinzen des römischen Reichs gebildet hatten, waren noch roh und unvollkommen. Das milde Toskanische, das reiche und energische Englische wurden Handwerkern und Schafhirten überlassen. Noch hatte sich kein Geistlicher herabgelassen, diese barbarischen Mundarten zu benutzen, um Wissen zu verbreiten, große Ereignisse aufzuzeichnen, oder Leben und Sitten zu schildern. Das Provencalische war dagegen bereits die Sprache der Gebildeten wie der Gelehrten und wurde von zahlreichen Schriftstellern benutzt, welche die Künste der Satzfügung und des Versbaues sämmtlich mit Eifer pflegten. Eine Literatur, die einen großen Reichthum an Balladen, Kriegsgesängen, Spottgedichten und vor Allem an Liebesliedern besaß, erheiterte die Muße der Ritter und Edelfrauen, deren feste Burgen die Ufer der Rhone und Garonne schmückten. Mit der Bildung hatte sich auch Gedankenfreiheit eingestellt. Die Gewohnheit hatte den Abscheu verschwinden lassen, womit Ungläubige sonst überall

betrachtet wurden. Wenn ein Normanne oder Bretone mit einem Muselmann zusammentraf, so geschah es auf einem syrischen Schlachtfelde, wo Hiebe ausgetheilt und eingenommen wurden. Aber die Einwohner der reichen Gebiete, die an die Pyrenäen grenzen, unterhielten mit den maurischen Königreichen in Spanien fortwährend einen freundlichen und gewinnbringenden Verkehr. Die geschickten Aerzte und Mathematiker, die in den Schulen von Cordova und Granada mit der ganzen Gelehrsamkeit der Araber bekannt geworden waren, fanden bei ihnen eine gastfreundliche Aufnahme. Die Griechen, die in ihrer staatlichen Entwürdigung den schnellen Verstand und den Forschungsgeist ihrer Väter bewahrt hatten, die vollkommensten aller Schöpfungen des menschlichen Geistes noch zu lesen verstanden und noch immer die mächtigste und biegsamste aller Sprachen redeten, führten den Märkten von Narbonne und Toulouse neben den Specereien und Seiden ferner Klimate auch kühne und feine Theorien zu, die dem unwissenden und gläubigen Westen lange unbekannt gewesen waren. Die paulicianische Theologie, in der sich viele Lehren der modernen Calvinisten mit einigen von den alten Manichäern überkommenen Glaubenssätzen vermischt zu haben scheinen, erhielt in der Provence und in Languedoc rasche Verbreitung. Die Geistlichkeit der katholischen Kirche wurde mit Widerwillen und Verachtung betrachtet. „Gemeiner als ein Pfaffe", „da wollt' ich doch lieber ein Priester werden", wurden sprichwörtliche Redensarten. Das Papstthum hatte bei allen Klassen, von dem großen Lehnsfürsten bis zum Ackermann abwärts, sein ganzes Ansehen eingebüßt.

Die Gefahr der Kirche war eine furchtbare. Ein einziges transalpinisches Volk war aus der Barbarei aufgetaucht, und dieses Volk hatte alle Ehrfurcht gegen Rom von sich gethan. Nicht mehr als eine der Volkssprachen Europa's fand eine ausgedehnte Anwendung für literarische Zwecke, und diese Sprache war ein Werkzeug in der Hand von Ketzern. Die geographische Lage der Sectirer vermehrte das Drohende der Gefahr. Sie hielten ein Centralgebiet besetzt, das mit Frankreich, Italien und Spanien in unmittelbarer Verbindung stand.

Die Provinzen, welche sich noch rein erhalten hatten, wurden durch den angesteckten Bezirk von einander getrennt. Unter diesen Umständen war es nicht unwahrscheinlich, daß eine einzige Generation genügen würde, die gereinigte Lehre bis nach Lissabon, London und Neapel zu verbreiten. Doch es sollte nicht sein. Rom rief die Krieger des nördlichen Frankreichs zu Hülfe und appellirte zugleich an ihren Aberglauben und an ihre Begehrlichkeit. Den frommen Gläubigen gelobte es einen so ausgedehnten Ablaß, wie er die Befreier des heiligen Grabes belohnt hatte, den Gierigen und Wüstlingen versprach es die Plünderung der fruchtbaren Ebenen und wohlhabenden Städte. Unglücklicherweise eigneten sich die erfinderischen und gebildeten Einwohner der Provinzen von Languedoc weit besser zur Bereicherung und Verschönerung, als zur Vertheidigung ihres Landes. In den Künsten des Friedens ausgezeichnet, in der „fröhlichen Wissenschaft" von Niemand erreicht, über manchen gemeinen Aberglauben erhaben, entbehrten sie doch jenes eisernen Muthes und jenes Geschicks für kriegerische Uebungen, welche die Ritterschaft der Gebiete jenseits der Loire auszeichneten, und waren nicht danach angethan, Feinden zu begegnen, die in jedem Lande von Irland bis Palästina über zehnfache Uebermacht den Sieg davon getragen hatten. Ein Krieg, der sich durch seine unbarmherzige Grausamkeit selbst von andern Religionskriegen noch unterscheidet, vernichtete die Ketzerei der Albigenser und mit ihr die Bildung, Literatur und Nationalexistenz eines Volkes, das noch eben das reichste und erleuchtetste der großen europäischen Familie gewesen war. Rom nahm sich die schreckliche Gefahr, der es mit Hülfe der vertilgenden Schwerter seiner Kreuzfahrer kaum entronnen war, zur Warnung und schritt zu einer Durchsicht und Kräftigung seines ganzen politischen Systems. In diesem Zeitraum wurden die Orden der Franciskaner und Dominikaner und der Gerichtshof der Inquisition gegründet. Die neue geistliche Polizei war aller Orten. Kein Hinterhaus einer großen Stadt, kein Weiler eines abgelegenen Gebirges blieben von einem Bettelmönche unbesucht. Der schlichte Katholik, der sich mit der Weis-

heit seiner Väter begnügte, fand überall, wo er sich zeigte, eine freundliche, ermuthigende Stimme. Den Pfad des Ketzers umlauerten unzählige Späher, und die Kirche, die noch eben von gänzlichem Untergange bedroht gewesen war, besaß jetzt in der Liebe, Achtung und Furcht der Menschen unangreifbare Festen.

Anderthalb Jahrhunderte zogen vorüber, und es erfolgte der zweite große Aufstand der menschlichen Vernunft gegen Roms geistliche Herrschaft. Während der beiden Generationen, welche dem Kreuzzuge gegen die Albigenser folgten, erreichte die Macht des Papstthums seinen Höhepunkt. Friedrich II., der tüchtigste und gebildetste in der Reihe der deutschen Cäsaren, hatte bei dem Versuche, die Rechte der bürgerlichen Gewalt gegen die Eingriffe Roms zu vertheidigen, alle Hülfsquellen seines militairischen und politischen Genies erfolglos erschöpft. Die Rache der Priesterschaft hatte sein Haus bis zum dritten Gliede verfolgt. Manfred war auf dem Schlachtfelde, Konradin auf dem Blutgerüste gefallen. Nun fand eine Wendung statt. Die weltliche Macht, die so lange ungebührlich unterdrückt worden war, erlangte ihr Uebergewicht mit überraschender Schnelligkeit wieder. Dieser Umschwung muß ohne Zweifel dem allgemeinen Unwillen zugeschrieben werden, den die Weise, wie die Kirche ihre Macht und ihre Erfolge mißbrauchte, hervorgerufen hatte. Aber auch der Charakter und die Stellung einzelner Persönlichkeiten wirkten in etwas mit. Der Mann, welcher an der Durchführung dieser Umwälzung den Hauptantheil nahm, war Philipp IV. von Frankreich mit dem Beinamen des Schönen, ein Despot seiner Lage wie seiner Stimmung nach, ein harter, unversöhnlicher und gewissenloser Mann, der eben so gern zu Gewaltstreichen wie zu Ränken seine Zuflucht nahm und über eine ergebene Rotte von Kriegern und Richtern verfügen konnte. Der ungestümste und hochmüthigste der römischen hohen Priester, der Königreiche verschenkte und große Fürsten vor seinen Richterstuhl lud, wurde von Bewaffneten aus seinem Palaste geschleppt und so grausam beschimpft, daß Schrecken und Wuth ihn wahnsinnig machten und zuletzt tödteten. „Also geschah es,"

sang der große florentinische Dichter, „daß Christus in der Person seines Stellvertreters zum zweiten Male von Räubern ergriffen, wiederum verspottet, abermals mit Essig und Galle getränkt wurde.“ Der Sitz des päpstlichen Hofes wurde auf die andere Seite der Alpen verlegt, und die Bischöfe von Rom wurden französische Vasallen. Dann kam die große Kirchenspaltung des Westens. Zwei Päpste, jeder mit zweifelhafter Berechtigung, ließen ganz Europa von ihren gegenseitigen Schmähungen und Bannflüchen ertönen. Rom erhob gegen die Verderbtheit Avignons lautes Geschrei, und Avignon antwortete mit Gegenbeschuldigungen, die nicht minder in Wahrheit beruhten. Die schlichte christliche Bevölkerung, die in dem Glauben erzogen worden war, daß es eine heilige Pflicht sei, mit dem Oberhaupte der Kirche in Gemeinschaft zu stehen, vermochte aus den widerstreitenden Beweisgründen und Zeugnissen nicht herauszufinden, welchem der beiden unwürdigen Priester, die einander schimpften und verfluchten, die Leitung der Kirche rechtmäßig gebühre. Es war ziemlich um diese Zeit, daß die Stimme unseres Johann Wickliffe zum ersten Male sich hören ließ. Bald wurden die Gemüther in England bis zu ihren innersten Tiefen aufgeregt, und selbst in dem fernen Böhmen machte sich der Einfluß der neuen Lehren in kurzer Zeit fühlbar. Allerdings hatte in Böhmen seit Langem eine Vorneigung für Ketzereien bestanden. Auf den Prager Märkten sah man häufig Kaufleute von der untern Donau, also aus einem Gebiet, das der Hauptsitz der paulicianischen Theologie war. Durch das Schisma zerrissen, in England und im deutschen Reiche gleichzeitig mit Wuth angegriffen, befand sich die Kirche in einer Lage, welche kaum weniger gefährlich war, als die Krisis, die dem Kriege gegen die Albigenser vorausging.

Auch diese Gefahr ging vorüber. Die bürgerliche Gewalt lieh Rom ihre kräftige Unterstützung, und die Kirche nahm den Anschein an, als wollte sie sich reformiren. Die Kostnitzer Kirchenversammlung machte dem Schisma ein Ende. Die gesammte katholische Welt war wieder unter einem einzigen Haupte vereinigt, und es wurden Regeln

aufgestellt, welche es unwahrscheinlich machten, daß die Macht dieses Obern abermals gröblich mißbraucht werden könnte. Die ausgezeichnetsten Vorfechter der neuen Lehre wurden hingeschlachtet. Die englische Regierung trat die Lollarden mit erbarmungsloser Strenge zu Boden, und in der nächsten Generation zeigte sich kaum eine Spur von dem zweiten großen Aufstande gegen das Papstthum mehr, ausgenommen unter der rohen Bevölkerung der böhmischen Wälder.

Nochmals verfloß ein Jahrhundert, und nun begann der dritte und merkwürdigste Kampf für Glaubensfreiheit. Die Zeiten waren andere geworden. Tausende beschäftigten sich mit der großen Hinterlassenschaft der Griechen und Römer. Die Kirche besaß kein Monopol der Gelehrsamkeit mehr. Die Kraft der neuern Sprachen hatte sich endlich entwickelt. Die Erfindung der Buchdruckerkunst gewährte dem Verkehr des Geistes mit dem Geiste neue Erleichterungen. Unter solchen Vorzeichen nahm die große Kirchenverbesserung ihren Anfang.

Wir werden unsern Lesern in kurzen Umrissen mittheilen, was uns als die eigentliche Geschichte des Kampfes erscheint, der mit Luther's Predigten gegen den Ablaß begann und, wie sich in einer Beziehung wenigstens sagen läßt, hundertunddreißig Jahre später mit dem westphälischen Frieden endete.

In den nördlichen Theilen Europa's war der Sieg des Protestantismus ein rascher und entscheidender. Die Völker von teutonischem Stamm empfanden das Papstthum wie eine Herrschaft von Italienern, von Ausländern, von Menschen, die ihnen in Sprache, Sitten und geistiger Natur fremd waren. Die ausgedehnte Gerichtsbarkeit, welche die geistlichen Tribunale Roms ausübten, erschien ihnen als ein entwürdigendes Brandmal der Knechtschaft. Die Summen, die ein ferner Hof unter tausend Vorwänden eintrieb, wurden als ein schimpflicher und verderblicher Tribut betrachtet. Der Charakter jenes Hofes erregte bei einem ernsten, fleißigen, aufrichtigen und frommen Volke Ekel und Verachtung. Die neue Lehre verbreitete sich mit einer nie zuvor erlebten Schnelligkeit. Alle Stände, die verschiedensten Charaktere,

traten zu den Reihen der Neuerer über. Herrscher, die es kaum erwarten konnten, sich die Vorrechte des Papstthums beizulegen, Adelige, die an der Beraubung der Abteien Theil nehmen wollten, Bittsteller, die sich über die Erpressungen der römischen Kammer ärgerten, Patrioten, denen das fremde Joch unerträglich war, gute Menschen, die an der Verdorbenheit der Kirche ein Aergerniß nahmen, schlechte Gesellen, denen es nach der Ungebundenheit gelüstete, die von keiner großen sittlichen Umwälzung getrennt werden kann, weise Männer, die eifrig nach Wahrheit suchten, schwache Charaktere, die der Glanz der Neuheit lockte — alle stellten sich auf dieselbe Seite. Unter den Völkern des Nordens waren die Iren das einzige, welches an dem alten Glauben festhielt, und der Grund dieser Erscheinung scheint der zu sein, daß das Nationalgefühl, das sich in glücklichern Ländern gegen Rom kehrte, in Irland gegen England gerichtet war. Funfzig Jahre nach dem Tage, an dem Luther jeder Gemeinschaft mit dem Papstthum öffentlich entsagt und Leo's Bulle vor den Thoren von Wittenberg verbrannt hatte, war der Protestantismus zu seiner höchsten Macht gelangt, von der er bald zurücksank, ohne sie jemals wieder erlangen zu können. Hunderte, die sich recht gut erinnerten, daß Bruder Martin ein eifriger Katholik gewesen sei, erlebten noch, daß die Revolution, deren Haupturheber er war, in der Hälfte der europäischen Staaten triumphirte. In England, Schottland, Dänemark, Schweden, Livland, Preußen, Sachsen, Hessen, Würtemberg, der Pfalz, in verschiedenen Kantonen der Schweiz, in den nördlichen Niederlanden, hatte die Reformation vollständig gesiegt, und in allen andern Ländern auf dieser Seite der Alpen und Pyrenäen schien sie auf dem Punkt zu stehen, die Oberhand zu gewinnen.

Während aber dieses gewaltige Werk im europäischen Norden fortschritt, hatte im Süden eine Umwälzung ganz anderer Art Platz gegriffen. In Italien und Spanien war die Stimmung von der in Deutschland und England herrschenden durchaus verschieden. Wenn das Volksgefühl die germanischen Völker aufreizte, das Joch der italienischen

Obergewalt abzuschütteln, so trieb die Italiener ihr Nationalsinn, sich gegen jede Veränderung zu stemmen, durch die ihr Vaterland der Ehren und Vortheile, deren es als Sitz der Regierung der allgemeinen Kirche genoß, beraubt werden konnte. In Italien wurden die Tribute verausgabt, über welche die fremden Nationen so bitter klagten. Um Italien zu schmücken, hatte man dem Ablaßhandel jenen schändlichen Charakter gegeben, der Luther's Unwillen rege machte. Unter den Italienern war viel Frömmigkeit wie viel Unglaube zu finden, aber keine dieser Stimmungen nahm, von wenigen Ausnahmen abgesehen, einen protestantischen Charakter an. Die gläubigen Italiener wünschten eine Reform in Zucht und Sitte, aber keine Aenderung im Glauben und am allerwenigsten eine Kirchenspaltung. Die irreligiösen Italiener glaubten einfach nicht an das Christenthum, ohne es darum zu hassen. Sie beurtheilten es als Künstler oder Staatsmänner und sahen es dieser Auffassung gemäß lieber in der bestehenden als in irgend einer andern Form. Es war für sie, was für Trajan und Plinius der alte heidnische Gottesdienst gewesen war. Weder der Geist, der in Savanarola, noch der Geist, der in Macchiavelli lebte, hatte mit der Gesinnung der religiösen oder politischen Protestanten des Nordens das Geringste gemein.

Auch Spanien befand sich in Beziehung auf die katholische Kirche in einer ganz andern Lage, als die germanischen Völker. Italien bildete thatsächlich einen Theil von Karl's V. Reiche, und der römische Hof war bei manchen wichtigen Gelegenheiten das Werkzeug des Kaisers. Diesen konnte daher das starke selbstsüchtige Motiv, das bei den fernen Fürsten des Nordens wirkte, nicht zu einem Angriffe auf den Papst treiben. In der That wurden gerade die Maßregeln, welche den König von England bestimmten, jeder Verbindung mit Rom zu entsagen, von dem spanischen Herrscher dictirt. Die Gesinnung des spanischen Volkes fiel mit den Interessen der spanischen Regierung zusammen. Die Castilianer hingen an dem Glauben ihrer Ahnen mit besonderer Stärke und Gluth. Ihre Einrichtungen, ihre Unabhängigkeit

und der Ruhm ihres Vaterlandes waren mit diesem Glauben unzertrennlich verbunden. Zwischen dem Tage, der die letzten Gothen an den Ufern des Xeres untergehen sah, und dem Tage, an dem Isabella und Ferdinand im Triumphe in Granada einzogen, lagen fast achthundert Jahre, und während dieser ganzen Zeit war das spanische Volk in einen verzweifelten Kampf mit Ungläubigen verwickelt gewesen. In der Geschichte anderer Nationen hatten die Kreuzzüge eine reine Episode gebildet. Spaniens Existenz war ein langer Kreuzzug gewesen. Nachdem man in der alten Welt die Muselmänner bekämpft hatte, begann man in der neuen Welt gegen die Heiden zu streiten. Es geschah unter der Autorität einer päpstlichen Bulle, daß Spaniens Söhne in unbekannte Meere steuerten. Die Fahne des Kreuzes schwebte ihnen voran, als sie furchtlos in das Herz großer Königreiche vordrangen. Mit dem Rufe: „St. Jakob für Spanien!" warfen sie sich auf Heere, die ihnen an Zahl hundertfach überlegen waren. Und man sagte, daß der Heilige den Ruf gehört und sich selbst, in voller Rüstung, auf einem grauen Schlachtrosse, an die Spitze des Angriffes gestellt habe, vor dem die Verehrer der falschen Götter zerstäubten. Nach der Schlacht ließ sich jede Ausschweifung der Raubsucht oder der Grausamkeit durch den Vorwand, daß die Opfer nicht getauft seien, genügend entschuldigen. Die Habsucht stachelte den Glaubenseifer, und der Glaubenseifer ertheilte der Habsucht seine Weihe. Proselyten und Goldbergwerke wurden mit gleicher Inbrunst gesucht. In demselben Jahre, in dem die Sachsen, durch die Erpressungen Roms zum Wahnsinn getrieben, das Joch von sich warfen, machten sich die Spanier mit Roms Ermächtigung zu den Herren des Reiches und der Schätze Montezuma's. Auf diese Weise erschien der Katholicismus, den die öffentliche Meinung des nördlichen Europa's im Verein mit Beraubung und Unterdrückung dachte, der Volksstimmung in Spanien als der Beförderer von Freiheit, Sieg, Herrschaft, Reichthum und Ruhm.

Es darf uns daher nicht auffallen, daß das gewaltige Hervorbrechen des Protestantismus in einem Theile der Christenheit die Wir=

kung hatte, in anderen Gebieten eine nicht minder heftige Aeußerung des Katholicismus hervorzurufen. Zwei Reformationen wurden zu gleicher Zeit mit demselben Eifer und Erfolge betrieben, im Norden eine Reformation der Lehre, im Süden eine Reformation der Sitte und Zucht. Im Laufe eines einzigen Geschlechtsalters erfuhr der ganze Geist der römischen Kirche eine Veränderung. Ueberall, von den Hallen des Vaticans bis zu der abgelegensten Einsiedelei der Apenninen, wurde die große Wiedergeburt gefühlt und gesehen. Alle die Einrichtungen, die man in älterer Zeit zum Zwecke der Verbreitung und Vertheidigung des Glaubens ersonnen hatte, wurden aufgeputzt und in Thätigkeit gesetzt. Frische Maschinen von noch furchtbarerer Gewalt wurden gezimmert. Aller Orten sah man alte religiöse Genossenschaften umschmelzen und neue Ordensgemeinschaften in's Leben treten. Gleich in dem ersten Jahre, das nach Leo's Tode verfloß, reinigte sich der Camaldulenser-Orden. Die Kapuziner erneuerten die alte franciscanische Disciplin, das Gebet um Mitternacht und das Gebot des Schweigens. Die Barnabiten und die Somascer widmeten sich der Tröstung und Erziehung der Armen. Der Theatiner-Orden nimmt ein noch höheres Interesse in Anspruch. Sein großes Ziel war dasselbe, welches unsere jetzigen Methodisten verfolgen, nämlich das Bedürfniß zu stillen, das die Pfarrgeistlichkeit unbefriedigt lassen mußte. Die römische Kirche zeigte sich weiser als die anglikanische und ließ dem guten Werke jede Unterstützung zu Theil werden. Die Mitglieder der neuen Brüderschaft predigten in den Straßen und auf den Feldern vor großen Volkshaufen, beteten am Lager der Kranken und reichten den Sterbenden das Abendmahl. Der Erste unter ihnen an Eifer und Frömmigkeit war Gian Pietro Caraffa, der spätere Papst Paul IV. Im Theatiner-Kloster zu Venedig, unter Caraffa's Augen, nahm ein spanischer Edelmann seinen Wohnsitz, pflegte die Kranken in den Spiteln, ging in Lumpen einher, fastete sich halb zu Tode und eilte häufig auf die Straße, wo er auf einen Stein stieg, seinen Hut schwenkte, um die Vorübergehenden anzulocken, und nun in einem sonderbaren

Kauderwelsch, das halb Castilianisch und halb Toscanisch war, zu predigen anfing. Die Theatiner zeichneten sich durch Eifer und Strenge aus, aber diesem begeisterten Neophyten waren sie in ihrer Zucht zu schlaff und in ihren Bemühungen zu träg; denn sein Gemüth, das von Natur leidenschaftlich und phantasiereich war, war in einer Schule gewesen, die allen seinen Eigenthümlichkeiten eine krankhafte Gluth und Energie verliehen hatte. In seinem frühern Leben war er das echte Vorbild für Cervantes' Helden gewesen. Der junge Hidalgo hatte nichts als Ritterromane gelesen, und sein Leben war ein glänzender Traum im Wachen von befreiten Prinzessinnen und besiegten Ungläubigen gewesen. Er hatte sich eine Dulcinea gewählt, „keine Gräfin und keine Herzogin" — dieß sind seine eigenen Worte — „sondern eine Dame von viel höherem Stande", und schmeichelte sich mit der Hoffnung, ihr die Schlüssel maurischer Schlösser und die von Diamanten strahlenden Turbane asiatischer Könige zu Füßen legen zu können. Mitten unter diesen Gesichten von kriegerischem Ruhm und glücklicher Liebe streckte ihn eine schwere Wunde auf das Siechbett nieder. Seine Gesundheit wurde erschüttert, und er sah sich verurtheilt, sein Leben lang ein Krüppel zu bleiben. Die Palme der Kraft, Anmuth und Gewandtheit in ritterlichen Uebungen war ihm nunmehr versagt. Er durfte nicht länger hoffen, riesenhafte Sultane zu Boden zu schlagen und in den Augen schöner Frauen Gnade zu finden. Jetzt stieg ein neues Gesicht in seiner Seele auf und vermischte sich mit seinen alten Träumen in einer Weise, die den meisten Engländern als höchst auffallend erscheinen muß, die aber für Alle, welche wissen, in welcher innigen Verbindung Ritterthum und Religion in Spanien mit einander standen, ohne Mühe verständlich sein wird. Er wollte Soldat und irrender Ritter bleiben, aber der Soldat und irrende Ritter der Braut Christi werden. Er wollte den riesigen rothen Drachen erschlagen, der Ritter der Jungfrau im Strahlenkleide sein, den Zauber lösen, mit dem falsche Propheten die Menschen in der Knechtschaft erhielten. Sein ruheloser Geist führte ihn zu den syrischen Wüsten und zu der Kapelle

des heiligen Grabes. Von dort wanderte er zu dem fernsten Westen zurück und erregte in den spanischen Klöstern und den französischen Schulen durch seine Bußübungen und Nachtwachen Staunen. Dieselbe lebhafte Einbildungskraft, die er früher benutzt hatte, um sich das Getümmel erträumter Schlachten und die Reize schattenhafter Königinnen auszumalen, bevölkerte jetzt seine Einsamkeit mit Heiligen und Engeln. Die heilige Jungfrau ließ sich herab, mit ihm zu verkehren. Er sah den Heiland mit leiblichen Augen von Angesicht zu Angesicht. Selbst solche Geheimnisse der Religion, welche für Andere der stärkste Prüfstein ihres Glaubens sind, waren für ihn mit Händen zu greifen. Man kann kaum ohne ein mitleidiges Lächeln erzählen, daß er im Opfer der Messe die Verwandlung des Leibes vor sich gehen sah, und daß er ein anderes Mal, als er auf den Stufen der Dominikanerkirche predigte, die Dreieinigkeit als Einheit vor Augen hatte und vor Freude und Staunen laut weinte. So war der berühmte Ignatius Loyola, der bei der großen katholischen Reaction dieselbe Rolle spielte, welche Luther bei der mächtigen protestantischen Bewegung angewiesen war.

Von dem System der Theatiner nicht befriedigt, richtete der begeisterte Spanier seine Blicke auf Rom. Arm, unbekannt, ohne einen Beschützer, ohne Empfehlungen betrat er die Stadt, wo jetzt zwei fürstliche Tempel, mit Gemälden und vielfarbigem Marmor geschmückt, das Andenken an seine großen, der Kirche geleisteten Dienste bewahren, wo sich seine Bildsäule, aus massivem Silber geformt, erhebt, wo seine Gebeine, mit Edelsteinen verziert, unter dem Altare Gottes ruhen. Seine Thätigkeit und sein Eifer spotteten jedes Widerstandes, der Orden der Jesuiten trat unter seiner Leitung in's Leben und wuchs rasch zu dem vollen Maße seiner riesigen Kraft empor. Mit welchem Ungestüm, mit welcher Politik, mit welcher strengen Zucht, mit welchem unbeugsamen Muthe, mit welcher Selbstverleugnung, mit welcher Aufopferung der theuersten Bande des Privatlebens, mit welcher innigen und zähen Hingebung an einen einzigen Zweck, mit welcher gewissenlosen Schlaffheit und Geschmeidigkeit in der Wahl der Mittel die Je-

suiten die Schlacht ihrer Kirche ausfochten, das steht auf jedem Blatte der Annalen Europa's aus den letzten Jahrhunderten verzeichnet. In den Orden der Jesuiten drängte sich die Quintessenz des katholischen Geistes zusammen, und die Geschichte der Gesellschaft Jesu ist die Geschichte der großen katholischen Reaction. Dieser Orden bemächtigte sich sofort der sämmtlichen festen Plätze, welche die öffentliche Meinung beherrschen: der Kanzel, der Presse, des Beichtstuhles, der Akademieen. Wo ein Jesuit predigte, da war die Kirche für die Menge der Zuhörer zu klein. Stand der Name eines Jesuiten auf dem Titelblatte, so war der Absatz eines Buches gesichert. In die Ohren der Jesuiten flüsterten der Mächtige, der Adelige und die Schöne die geheime Geschichte ihres Lebens. Zu den Füßen der Jesuiten saß die Jugend der höhern und mittlern Klassen von der Kindheit bis zu den Mannesjahren und lernte hier Alles von den ersten Anfangsgründen bis zum rhetorischen und philosophischen Cursus. Literatur und Wissenschaft, die sich noch eben dem Unglauben oder der Ketzerei zugesellt hatten, wurden jetzt die Verbündeten der Rechtgläubigkeit. Im Süden von Europa zur Herrschaft gelangt, ging der große Orden bald auf Eroberungen aus. Trotz Weltmeeren und Wüsten, Hunger und Pest, Spähern und Strafgesetzen, Kerker und Folter, Galgen und Rad, konnte man in allen möglichen Verkleidungen und in jedem Lande Jesuiten sehen. Sie traten als Gelehrte, Aerzte, Kaufleute, Lakaien auf, man fand sie an dem feindlichen schwedischen Hofe, in den alten Schlössern von Cheshire, unter den Hütten von Connaught, und überall erörterten, lehrten, trösteten sie, stahlen die Herzen der Jugend, belebten den Muth der Schüchternen, hielten den Sterbenden das Crucifix vor die Augen. Nicht minder war es ihre Pflicht, gegen Thron und Leben ungetreuer Könige Verschwörungen zu schmieden, üble Gerüchte zu verbreiten, Aufstände zu erregen, Bürgerkriege zu entzünden, die Hand des Mörders zu bewaffnen. In nichts unbeugsam, als in ihrer Treue gegen die Kirche, waren sie da, wo es dieser Sache galt, gleich bereit, den Geist der Loyalität oder der Freiheit anzurufen. Die tollsten Lehren von blin-

dem Gehorsam und schrankenloser Freiheit, wie daß jeder Herrscher seine Unterthanen unglücklich machen, jeder Bürger einem schlechten König das Messer in's Herz stoßen dürfe, impfte ein und derselbe Mann ein, je nachdem er vor den Unterthanen Philipp's oder Elisabeth's sprach. Einigen erschienen diese Geistlichen als die strengsten, Anderen als die nachsichtigsten Beichtväter, und beide Ansichten waren richtig. Der echte Gläubige wurde von der hohen und heiligen Sittenlehre der Jesuiten mit Bangen erfüllt. Der lustige Cavalier, der seinen Nebenbuhler erstochen hatte, die schwache Schöne, die ihrem Ehegelübde untreu geworden war, fanden in dem Jesuiten einen wohlerzogenen, gefälligen Mann von Welt, der recht gut wußte, daß er gegen die kleinen Unregelmäßigkeiten der Vornehmen nachsichtig sein müsse. Der Beichtvater war je nach der Gemüthsart des Beichtkindes hart oder milde. Seine erste Sorge war die, daß Niemand aus dem Reiche der Kirche vertrieben werde. Da es doch einmal schlechte Menschen geben mußte, so war es besser, daß diese als Katholiken sündigten, wie als Protestanten. Wenn Jemand das Unglück hatte, ein Meuchler, Wüstling oder Gauner zu sein, so war das kein Grund, ihn auch noch zu einem Ketzer zu machen.

Die alte Welt war für diese merkwürdige Thätigkeit nicht groß genug. Die Jesuiten drangen in alle Gebiete ein, welche die Entdeckungen der großen Seefahrer des jüngst verwichenen Zeitalters dem europäischen Unternehmungsgeiste geöffnet hatten. Man fand sie in den Tiefen der peruanischen Bergwerke, auf den Märkten der afrikanischen Sklaven-Caravanen, auf den Küsten der Gewürzinseln, auf den Sternwarten China's. Sie bekehrten in Gegenden, wohin weder die Habsucht noch die Neugier ihre Landsleute hatte verlocken können, und predigten und stritten in Zungen, von denen kein anderer Eingeborener des Westens ein Wort verstand.

Der Geist, der in diesem Orden so auffällig zu Tage trat, durchdrang die gesammte katholische Welt. Mit dem römischen Hofe wurde nun eine Reinigung vorgenommen. In dem Menschenalter, das der

Reformation voranging, war dieser Hof eine Schande für den christlichen Namen gewesen. In seinen Jahrbüchern findet man die schwärzesten Thaten: Verrath, Mord und Blutschande. Selbst seine achtbarsten Mitglieder eigneten sich zu Dienern der Religion nicht im Mindesten. Sie waren Männer wie Leo X., die mit der Latinität des augusteischen Zeitalters zugleich dessen spöttischen und atheistischen Geist eingesogen hatten. Sie beurtheilten jene christlichen Mysterien, deren Diener sie waren, wie der Augur Cicero und der Pontifex Maximus Cäsar die sibyllinischen Bücher und das Picken der heiligen Hühner betrachteten. Wenn sie unter sich waren, so besprachen sie die Menschwerdung, das Abendmahl und die Dreieinigkeit in demselben Tone, in dem Cotta und Vellejus über das delphische Orakel oder die Stimme des Faunus in den Gebirgen spotteten. Ihre Jahre schwanden ihnen in einem angenehmen Traume sinnlicher und geistiger Ueppigkeit dahin. Auserwählte Speisen, feine Weine, liebliche Frauen, Hunde, Falken, Pferde, neuentdeckte Handschriften von Classikern, Sonette und burleske Novellen, die gerade so schlüpfrig waren, als ein ausgebildeter Sinn für das Anmuthige gestattete, Geräth aus der Hand Benvenuto's, Risse für Paläste von Michel Angelo, Fresken von Raphael, Büsten, Mosaiken und Gemmen, die so eben zwischen den Trümmern antiker Tempel und Landhäuser ausgegraben worden waren — diese Dinge bildeten das Entzücken und selbst das ernsthafte Geschäft ihres Lebens. Die Literatur und die schönen Künste haben diesem trägen Leben, das wir nicht geschmacklos nennen können, ohne Zweifel viel zu verdanken. Als aber die große Aufregung der Stimmung Europa's begann, als Lehre auf Lehre angegriffen wurde, Volk auf Volk von der Gemeinschaft mit Petri Nachfolger abfiel, da fühlte man, daß die Kirche nicht ferner Führern anvertraut werden könne, deren höchster Ruhm darin bestand, gediegene Kenner lateinischer Dichtungen, antiker Statuen und moderner Gemälde zu sein, deren ernsthafteste Studien einen heidnischen Charakter trugen, und die in dem Verdachte standen, daß sie über die Sacramente, welche sie verwalteten, insgeheim

lachten und von diesem Geschwätz eben so wenig als vom Morgante Maggiore glaubten. Jetzt wurden Männer einer ganz andern Art zu der leitenden Stelle der Kirchengewalt erhoben, Männer, die den Geist eines Dunstan und Becket besaßen. Die römischen Hohenpriester trugen jetzt an ihren Personen die ganze Strenge der ältesten syrischen Anachoreten zur Schau. Paul IV. brachte auf den päpstlichen Stuhl denselben glühenden Eifer mit, der ihn in das Theatinerkloster geführt hatte. Pius II. trug unter seinen strahlenden Gewändern Tag und Nacht das härene Hemd des einfachen Bettelmönchs, schritt in den Straßen an der Spitze von Processionen barfuß einher, fand selbst im größten Geschäftsdrange für Privatandachten Zeit, sprach oft sein Bedauern aus, daß die öffentlichen Pflichten seiner Stellung ihn hinderten, an Frömmigkeit zu wachsen, und erbaute seine Heerde durch unzählige Beweise von Demuth, christlicher Liebe und Versöhnlichkeit bei persönlichen Beleidigungen, während er zu gleicher Zeit das Ansehen des päpstlichen Stuhles und die unwandelbaren Lehren seiner Kirche mit der ganzen Hartnäckigkeit und Rücksichtslosigkeit eines Hildebrand aufrecht erhielt. Georg XIII. bemühte sich, Pius in den strengen Tugenden seines heiligen Berufs nicht nur zu erreichen, sondern noch zu übertreffen. Wie das Haupt, so die Glieder. Die Veränderung, die in dem Geiste der katholischen Welt vor sich ging, läßt sich in der Literatur und Kunst Schritt vor Schritt verfolgen. Jeder wird sich davon überzeugen, wer Tasso's Jerusalem mit Ariosto's Roland, oder die Monumente Sixtus' V. mit jenen Leo's X. vergleicht.

Der sittliche Einfluß war es indessen nicht allein, worauf die katholische Kirche sich stützte. In Spanien und Italien fand sie durch das Schwert des Gesetzes die ungemessenste Beihülfe. Wenn sich der Protestantismus, wenn auch nur dem Anscheine nach, in irgend einem Gebiete zeigte, dann trat man ihm sofort mit einer Verfolgung entgegen, die nicht etwa kleinlich und quälerisch war, sondern einen solchen Charakter trug, daß nur einige wenige auserlesene Geister nicht eingeschüchtert und zu Boden geworfen wurden. Wer in den Verdacht

der Ketzerei kam, der mußte, ohne Rücksicht auf Rang, Gelehrsamkeit oder Ruf, sich entweder zur Zufriedenheit eines strengen und wachsamen Gerichtshofes reinigen, oder aber des Feuertods gewärtig sein. Ketzerische Bücher wurden aufgespürt und unnachsichtig vernichtet. Werke, die früher in jedem Hause heimisch waren, wurden so wirksam unterdrückt, daß man gegenwärtig in den ausgedehntesten Bibliotheken kein Exemplar findet. Dieses Schicksal hat namentlich ein Buch gehabt, dessen Titel lautet: „Von den Segnungen des Todes Christi". Es war in toskanischer Mundart geschrieben, hatte viele Auflagen erlebt und fand in jedem Theile Italiens eifrige Leser. Allein die Inquisitoren entdeckten darin die lutherische Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben allein. Sie ächteten das Buch, und jetzt ist es eben so hoffnungslos verloren wie die zweite Decade des Livius.

So vollzog sich also, während die protestantische Reformation das eine Ende von Europa rasch durchlief, auf der andern Seite des Welttheils mit gleicher Geschwindigkeit eine katholische Wiedergeburt. Ungefähr ein halbes Jahrhundert nach der großen Spaltung gab es durch den ganzen Norden protestantische Regierungen und protestantische Völker. Im Süden lebte in den Regierungen und Völkern der glühendste Eifer für die alte Kirche. Zwischen diesen beiden feindlichen Regionen lag in geistiger wie in geographischer Beziehung ein großes streitiges Gebiet. In Frankreich, Belgien, Süddeutschland, Ungarn und Polen war der Streit noch zu keiner Entscheidung gelangt. Die Regierungen dieser Länder hatten der Verbindung mit Rom noch nicht entsagt, aber in allen waren die Protestanten stark an Zahl, mächtig, kühn und thätig. In Frankreich bildeten sie eine Republik im Staat, hielten Festungen besetzt, stellten große Heere in's Feld und unterhandelten mit ihrem Herrscher auf dem Fuße der Gleichheit. In Polen war der König noch ein Katholik, aber die Protestanten hatten auf dem Reichstage die Oberhand, füllten die obersten Stellen der Verwaltung und ergriffen in den großen Städten von den Pfarrkirchen Besitz. „Es gewann den Anschein," sagt der päpstliche Nuntius, „daß in

Polen der Protestantismus den Katholicismus ganz überwuchern werde." In Baiern war der Zustand der Dinge ziemlich derselbe. Die Protestanten hatten in den Landständen die Mehrheit und wollten nur dann Steuern bewilligen, wenn der Herzog ihrem Glauben Zugeständnisse mache. In Siebenbürgen konnte das Haus Oesterreich den Reichstag nicht abhalten, mit einem Federstriche die Einziehung der Kirchengüter zu verfügen. Im eigentlichen Oesterreich hieß es allgemein, daß blos der dreißigste Theil der Bevölkerung zu den guten Katholiken gezählt werden dürfte. In Belgien fanden sich Anhänger der neuen Meinungen zu Hunderttausenden.

Die Geschichte der beiden folgenden Generationen ist die Geschichte des Kampfes zwischen dem im Norden eingebürgerten Protestantismus und dem über den Süden gebietenden Katholicismus um das streitige Gebiet in der Mitte zwischen beiden. Alle Waffen der fleischlichen und geistlichen Kriegführung wurden benutzt. Beide Parteien durften sich großer Talente und Tugenden rühmen, beide hatten über viele Thorheiten und Verbrechen zu erröthen. Zuerst schien sich die Wagschale entschieden zu Gunsten des Protestantismus zu neigen, aber endlich blieb der römischen Kirche der Sieg. Sie errang auf allen Punkten Erfolge. Wenn wir noch ein zweites halbes Jahrhundert überspringen, so finden wir sie in Frankreich, Belgien, Baiern, Böhmen, Oesterreich, Polen und Ungarn triumphirend und herrschend. Der Protestantismus hat im Laufe von zweihundert Jahren das damals Verlorene nicht wieder zu erobern vermocht.

Wir wollen uns nicht verhehlen, daß dieser Triumph des Papstthums viel weniger der Macht der Waffen, als einem großen Zurückströmen der öffentlichen Meinung zugeschrieben werden muß. Während des ersten halben Jahrhunderts nach dem Beginn der Reformation fluthete der Strom der Gefühle in allen Ländern dießseits der Alpen und Pyrenäen mit Ungestüm den neuen Lehren zu. Dann kehrte die Ebbe zurück und ergoß sich mit gleicher Heftigkeit nach der entgegengesetzten Richtung hin. Von dem Ausgange der Schlachten und Be-

lagerungen hing weder in der einen noch in der andern Periode viel ab. Die protestantische Bewegung wurde durch die Niederlage bei Mühlberg kaum momentan gehemmt. Die katholische Reaction setzte trotz der Zerstörung der Armada ihren eiligen Lauf fort. Es läßt sich schwer bestimmen, ob die Heftigkeit des ersten Schlages oder des Rückschlages die größere war. Funfzig Jahre nach dem Abfall der Lutheraner vermochte sich der Katholicismus an den Küsten des Mittelmeeres nur mit Mühe zu behaupten. Hundert Jahre nach jenem Ereigniß mußte der Protestantismus große Anstrengungen machen, um nicht von den Ufern der Ostsee vertrieben zu werden. Die Ursachen dieses merkwürdigen Umschwunges verdienen sorgfältig in's Auge gefaßt zu werden.

Der Streit zwischen den beiden Parteien hat einige Aehnlichkeit mit dem Fechtspiel im Shakespeare: „Laertes verwundet Hamlet; dann verwechseln sie in der Verwirrung die Rappiere, und Hamlet verwundet Laertes." Der Krieg zwischen Luther und Leo war ein Kampf zwischen Glauben und Unglauben, Eifer und Theilnahmlosigkeit, Energie und Trägheit, zwischen Ernst und Leichtfertigkeit, einer reinen Moral und dem Laster. Ein ganz anderer war der Krieg, den der entartete Protestantismus gegen den wiedergeborenen Katholicismus auszufechten hatte. Auf die Schlemmer, Giftmischer und Atheisten, die während des Menschenalters unmittelbar vor der Reformation die Tiara getragen hatten, waren Päpste gefolgt, die sich in Glaubenseifer und Sittenstrenge einem Cyprian oder Ambrosius vergleichen durften. Schon der Jesuiten-Orden allein konnte viele Männer aufweisen, die an Aufrichtigkeit, Beharrlichkeit, Muth und reinem Wandel hinter den Aposteln der Reformation nicht zurückstanden. Während aber die Gefahr in dem Schooße der römischen Kirche manche der höchsten Eigenschaften der Reformatoren erzeugt hatte, waren diese Letzteren der Verderbniß, die sie an dem Papstthum mit Recht getadelt hatten, theilweise selbst anheimgefallen. Man sah sie jetzt nur lau und weltlich auftreten. Die alten großen Führer waren in's Grab gesunken und hatten

keine Nachfolger hinterlassen. Unter den protestantischen Fürsten gab es eine geringe, oder doch nicht herzliche Theilnahme für den Protestantismus. Selbst Elisabeth war mehr aus Politik als aus fester Ueberzeugung Protestantin. Jakob I. war gern erbötig, Rom unermeßliche Zugeständnisse zu machen und dem Papste sogar ein beschränktes Primat einzuräumen, wenn er dadurch seinen Lieblingszweck erreichte, seinem Sohne eine Gemahlin aus einem der großen Häuser des Festlandes zuzuführen. Heinrich IV. schwor aus selbstsüchtigen Motiven den reformirten Glauben zweimal ab. Der Kurfürst von Sachsen, das natürliche Oberhaupt der protestantischen Partei in Sachsen, gab sich während der wichtigsten Krisis des Streites zum Werkzeug der Papisten her. Auf der andern Seite begegnen wir bei den katholischen Herrschern einem Glaubenseifer, der oft bis zum Fanatismus stieg. Philipp II. war in einem ganz andern Sinne Papist, als Elisabeth Protestantin war. Maximilian von Baiern, den die Jesuiten erzogen hatten, war ein glühender Glaubensbote mit fürstlicher Gewalt. Der Kaiser Ferdinand II. setzte seinen Thron mit voller Ueberlegung aber und abermals auf's Spiel, ehe er dem Geiste religiöser Neuerung das kleinste Zugeständniß machte. Sigismund von Schweden verlor eine Krone, die er leicht erhalten konnte, wenn er dem katholischen Glauben entsagte. Kurz, auf der protestantischen Seite sehen wir überall Erschlaffung, und bei den Katholiken nichts als Eifer und Ergebenheit.

In dieser Zeit gab es unter den Katholiken einmal einen stärkeren Glaubenseifer als bei den Protestanten, und dann richtete sich das ganze Streben der Katholiken gegen die Protestanten, während die letztern fast weiter nichts thaten, als gegen einander zu wüthen. Innerhalb der katholischen Kirche bestand über Glaubenspunkte kein ernstlicher Hader. Die Entscheidungen der Kirchenversammlung von Trient hatten überall Annahme gefunden, und der Jansenisten-Streit war noch nicht in's Dasein getreten. Mithin stand die gesammte Kraft Roms für den Krieg gegen die Reformation zur Verfügung. Auf der

andern Seite wurde die Macht, welche die Schlacht der Reformation hatte ausfechten sollen, in innern Zwistigkeiten erschöpft. Während jesuitische Prediger, jesuitische Beichtväter, jesuitische Jugendlehrer sich durch ganz Europa verbreiteten und jede Gabe ihres Geistes, jeden Tropfen ihres Bluts für die Sache ihrer Kirche aufboten, verschwendeten protestantische Doctoren ihre Gelehrsamkeit und protestantische Fürsten ihre Macht, um Sectirer zu bekämpfen, die eben so gut Protestanten waren, wie sie selbst.

Während der Tag schon naht, an dem Babylon ruhmlos dahinsinkt,
Führt es noch Krieg, dem nie kann winken die Palme des Sieges.

In der Pfalz verfolgte ein calvinistischer Fürst die Lutheraner. In Sachsen verfolgte ein lutherischer Fürst die Calvinisten. Schweden verbannte Jeden, der gegen einen der Sätze des Augsburger Glaubensbekenntnisses einen Einwand erhob. In Schottland stritt Melville mit anderen Protestanten über Fragen des Kirchenregiments. In England füllten sich die Gefängnisse mit Menschen, die wohl eifrige Reformirte waren, aber nicht in allen Punkten der Zucht und Lehre mit dem Hof übereinstimmten. Einige verfolgte man, weil sie die Lehre der Gnadenwahl leugneten, andere, weil sie Chorhemden trugen. Irland hätte man in jener Zeit höchst wahrscheinlich dem Papstthum entreißen können, wenn man an diese Aufgabe mit der Hälfte des Eifers und der Thätigkeit gegangen wäre, welche Whitgift bei der Unterdrückung der Puritaner und Martin Marprelate bei seinem Zank mit den Bischöfen bethätigten.

Wenn die Katholiken in ihrem Eifer und ihrer Einigkeit einen großen Vortheil vor den Protestanten voraus hatten, so besaßen sie auch eine unendlich überlegene Organisation. In Wahrheit hatte der Protestantismus, so weit es sich um thätiges Vordringen handelte, überhaupt gar keine Organisation. Die reformirten Kirchen waren reine Nationalkirchen. Die englische Kirche existirte für England allein. Sie war eine eben so örtliche Einrichtung wie das Oberhofgericht und entbehrte aller Werkzeuge für Unternehmungen im Auslande. In der-

selben Weise bestand die schottische Kirche ausschließlich für Schottland. Dagegen umfaßten die Operationen der katholischen Kirche die ganze Welt. In Lambeth oder Edinburgh kümmerte sich Niemand darum, was in Polen oder Baiern geschah, aber in Rom waren Krakau und München Gegenstände, welche eben so viel Interesse erregten, als die nächste Umgebung von St. Johann im Lateran. Unsere Insel, der Gipfelpunkt der protestantischen Interessen, sandte keinen einzigen Glaubensboten und nicht einen Jugendlehrer auf die Scene des großen geistlichen Kampfes. Hier gab es kein einziges Seminar, das solche Männer für fremde Länder gebildet hätte. Auf der andern Seite wimmelten Deutschland, Ungarn und Polen von eben so thätigen als gewandten Sendboten spanischer oder italienischer Abkunft, und in Rom wurden Schulen für den Unterricht der Jugend des Nordens errichtet. Die geistliche Streitmacht des Protestantismus war eine reine Landwehr, die bei einem Einfall vielleicht Nutzen brachte, aber nicht im Auslande focht und mithin keine Eroberungen machen konnte. Auch Rom hatte eine solche Localmiliz, zugleich aber noch ein Heer, das in jedem Augenblicke für einen Kampf jenseits der Grenzen, so unangenehm oder gefährlich derselbe sein mochte, in Bereitschaft stand. Glaubte man im Hauptquartier, daß ein in Palermo lebender Jesuit sich vermöge seiner Talente und seines Charakters dazu eigene, den Lutheranern in Litthauen Abbruch zu thun, so erhielt der Mann einen Befehl und gehorchte augenblicklich. Einen Monat später predigte, katechisirte und absolvirte der treue Diener der Kirche jenseits des Niemens.

Es läßt sich unmöglich leugnen, daß die Politik der römischen Kirche ein wahres Meisterstück menschlicher Weisheit ist. In der That konnte auch nur eine solche Politik solche Lehren gegen solche Angriffe schützen. Die Erfahrungen von zwölfhundert ereignißvollen Jahren, das Genie und die geduldige Betriebsamkeit von vierzig Geschlechtsfolgen von Staatsmännern haben diese Politik bis zu einem solchen Grade von Vollendung ausgebildet, daß sie unter allen Behelfen, welche darauf berechnet sind, die Menschheit niederzuhalten und zu be-

trügen, den höchsten Platz einnimmt. Je fester unsere Ueberzeugung ist, daß Vernunft und Schrift entschieden auf Seiten des Protestantismus stehen, um so größer ist die widerstrebende Bewunderung, womit wir ein taktisches System betrachten, gegen das Vernunft und Schrift vergebens sich abmühten.

Wollten wir auf diesen höchst anziehenden Gegenstand tiefer eingehen, so könnten wir Bände füllen. Wir werden uns daher gegenwärtig blos mit einem wichtigen Theile der Politik der römischen Kirche beschäftigen. Diese Kirche versteht vortrefflich, was keine andere Kirche weiß — wir meinen, wie man Enthusiasten behandeln muß. Bei einigen ihrer Theile, namentlich bei jungen, duldet sie eine aufstrebende Begeisterung, bei anderen, insbesondere bei alten und reich ausgestatteten, betrachtet sie diese mit Abneigung. Die katholische Kirche unterwirft sich dem Enthusiasmus eben so wenig, wie sie ihn ächtet, aber sie benutzt ihn. Sie sieht in ihm eine bewegende Kraft, die gleich den Muskeln eines schönen Rosses an und für sich weder gut noch böse ist, aber so geleitet werden kann, daß sie sowohl Unheil als Segen bringt, und übernimmt die Führung selbst. Es würde eine Thorheit sein, wollte man ein Roß wie einen Wolf todt hetzen. Eben so widersinnig wäre es, wenn man dem Thiere gestattete, wild umherzulaufen, durch Gehege zu brechen und Vorübergehende niederzutreten. Das vernünftige Verfahren besteht darin, seinen Willen zu unterjochen, ohne seiner Kraft zu schaden, es zu lehren, daß es dem Zügel gehorchen muß, und es dann zu voller Eile anzutreiben. Wenn es einmal seinen Herrn kennt, so ist es je nach dessen Geist und Stärke brauchbar. Dieß ist genau das System, dem die katholische Kirche in Beziehung auf Enthusiasten huldigt. Sie weiß, daß religiöse Gefühle, wenn sie einmal die vollständige Herrschaft über den Geist erlangt haben, eine bedeutende Energie hervorrufen und die Menschen gegen Schmerz und Freude dergestalt abstumpfen, daß sich Schande in Ruhm verwandelt und selbst der Tod nur als der Anfang eines höhern und schönern Lebens erscheint. Ihr ist wohl bewußt, daß ein Mensch, der sich in

einem solchen Zustande befindet, nicht zu verachten ist. Er mag gemein, unwissend, träumerisch, überspannt sein, aber er wird für sie handeln und leiden, wie kein Anderer, und sich Opfern unterziehen, vor denen der ruhige und nüchterne Geist zurückschaudern würde. Daher zeichnet sie ihn in ihre Dienstlisten ein, weis't ihm irgend einen verlorenen Posten an, auf dem mehr Unerschrockenheit und Ungestüm als Verstand und Selbstbeherrschung erfordert werden, und entläßt ihn mit ihrem Beifall und Segen.

Es geschieht in England nicht selten, daß ein Kesselflicker oder Kohlenträger einen Vortrag hört, oder einen Tractat in die Hände bekommt, der ihn über den Zustand seiner Seele in Unruhe versetzt. Ist er ein Mann von reizbaren Nerven und starker Einbildungskraft, so glaubt er dem bösen Feinde überliefert zu sein. Er ist in Zweifel, ob er nicht die Sünde begangen habe, die keine Verzeihung findet. Jede wilde Phantasie, die in seinem Geiste auftaucht, schreibt er der Einflüsterung des Teufels zu. Sein Schlaf wird von Träumen unterbrochen, in denen er das jüngste Gericht, das offene Schuldbuch, das unauslöschliche Feuer erblickt. Wenn er, um diesen quälenden Gedanken zu entfliehen, Unterhaltung oder strafbare Vergnügungen sucht, so macht diese trügerische Erholung sein Elend noch schwärzer und hoffnungsloser. Endlich kommt es zu einer Wendung: er versöhnt sich mit seinem Schöpfer. Nun — fahren wir mit dem schönen Bilde eines Mannes fort, über den selbst eine solche Versuchung kam — nun steigt er auf aus dem Thale der Schatten des Todes, aus dem dunkeln Lande der Schlingen und Fallen, der Sümpfe und Abgründe, der bösen Geister und verschlingenden Thiere. Auf seinem Pfade liegt Sonnenschein. Er ersteigt den Berg des Entzückens, und in weiter Ferne zeigt sich seinen Blicken die strahlende Stadt, die das Ziel seiner Pilgerfahrt ist. Dann entsteht in seinem Geiste der natürliche und gewiß nicht tadelnswerthe Wunsch, Anderen die Gedanken mitzutheilen, von denen sein Herz voll ist, den Sorglosen zu warnen und den Betrübten zu trösten. Der Impuls, der ihn drängt, sein ganzes Leben

der Unterweisung im Glauben zu widmen, ist eine starke Leidenschaft, die ihm in der Verkleidung einer Pflicht erscheint. Er ermahnt seine Nachbaren, und ist er ein Mann von bedeutenden Gaben, so erzielt er oft eine große Wirkung. Er spricht, als wenn es seinem Leben gelte, mit Thränen, pathetischen Geberden, brennenden Worten, und entdeckt bald mit Entzücken, vielleicht auch mit einigen Regungen menschlicher Schwäche, daß seine rauhe Beredtsamkeit Zuhörer erhebt und rührt, die bei den Predigten des Pastors über die apostolische Nachfolge süß entschlummerten. Eifer für Gottes Sache, Liebe zu seinen Mitmenschen und Freude an seiner neu entdeckten Kraft bestimmen ihn, ein Prediger zu werden. Er hat keinen Streit mit der Staatskirche, findet an deren Formularen, Amtstrachten und Regiment nichts auszusetzen. Er würde sich glücklich schätzen, wenn er Aufnahme unter die niedrigsten Diener derselben fände. Mag er nun aber zugelassen oder abgewiesen werden, sein Beruf ist für ihn entschieden. Er hat seine Weihe nicht durch eine lange und zweifelhafte Reihe arianischer und papistischer Bischöfe, sondern unmittelbar von oben überkommen. Sein Auftrag ist derselbe, den die Elf auf dem Berge der Himmelfahrt erhielten. Daß ihm menschliche Beglaubigungen fehlen, das darf ihn nicht abhalten, die glorreiche Botschaft zu erfüllen, mit der ihn das wahre Oberhaupt der Kirche selbst beauftragt hat. Für einen Mann mit solchen Gesinnungen hat die Staatskirche innerhalb ihres Kreises keinen Platz. Er ist auf keiner hohen Schule gewesen, kann keinen griechischen Schriftsteller lesen, keinen lateinischen Aufsatz schreiben. Will er mit der Staatskirche in Gemeinschaft bleiben, so muß er sich auf die Rolle des Zuhörers beschränken, ist er entschlossen, ein Prediger zu werden, so hat er keine andere Wahl, als mit einem Abfall zu beginnen. Seine Wahl ist bald getroffen. Er predigt auf Tower-Hill oder in Smithfield; es bildet sich eine Gemeinde; man holt eine Erlaubniß ein. Nun wird ein schmuckloses Gebäude aus Ziegelsteinen aufgeführt, mit einem Pult und Bänken versehen und Ebenezer oder Bethel getauft. Nach wenigen Wochen hat die Kirche hundert Familien für

immer verloren, und doch hatte keine einzige derselben gegen ihr Regiment, ihre Glaubensartikel, Liturgie oder Ceremonieen das geringste Bedenken.

Eine ganz andere ist die Politik Roms. Die anglicanische Kirche verwandelt den unwissenden Schwärmer in einen Feind, den die Gelehrten und Gebildeten verlachen, der aber doch höchst gefährlich ist, die katholische Kirche macht denselben Mann zu ihrem Streiter. Sie befiehlt ihm, seinen Bart zu pflegen, giebt ihm eine Kapuze und Kutte von grobem dunkelm Stoff, gürtet ihn mit einem Strick und sendet ihn aus, auf daß er in ihrem Namen lehre. Kosten macht er ihr keine. Er entzieht den Einkünften ihres mit Pfründen versorgten Klerus nicht einen Dukaten. Er lebt von den Almosen der Leute, welche seinen geistlichen Charakter anerkennen und ihm für seine Unterweisungen dankbar sind. Er predigt nicht genau so wie Massillon, aber doch so, daß er die Leidenschaften ungebildeter Zuhörer aufregt. Sein ganzer Einfluß dient dazu, die Macht der Kirche zu vermehren, deren Diener er ist. Er hängt an dieser Kirche eben so fest, als der eifrigste der Cardinäle, deren scharlachene Kutschen und Livreen den Eingang des Quirinals verstopfen. Auf diese Weise vereinigt die römische Kirche in sich die ganze Macht einer Staatskirche mit der gesammten Kraft des Sectenwesens. Oben entfaltet sie den höchsten Pomp einer herrschenden Hierarchie, unten läßt sie die volle Gewalt eines auf freiwilligen Leistungen beruhenden Systems wirken. Es ließen sich noch ganz frische Beispiele anführen, daß die Herzen von Hunderttausenden, die sich ihr in Folge der Selbstsucht, Faulheit und Feigheit des dotirten Klerus entfremdeten, durch den Eifer der Bettelmönche zu ihr zurückgeführt wurden.

Selbst für weibliche Thätigkeit findet sich in ihrem System ein Platz. Frommen Frauen überweis't sie geistliche Verrichtungen, Würden und Aemter. Wenn in unserm Vaterlande eine edle Dame einen mehr als gewöhnlichen Eifer für Verbreitung des Glaubens in sich trägt, so läßt sich vermuthen, daß sie, obgleich sie vielleicht keine ein=

zige Lehre oder Ceremonie der Staatskirche mißbilligt, doch damit endet, einem neuen Schisma ihren Namen zu leihen. Betritt eine mitleidige und wohlwollende Frau die Celle eines Gefängnisses, um mit den unglücklichsten und gesunkensten Geschöpfen ihres Geschlechts zu beten, so thut sie dieß, ohne dazu von der Kirche irgend ermächtigt zu sein. Man läßt sie ohne Rath, und es geht noch gut, wenn der Ortspfarrer nicht über ihre Eingriffe Klage führt, und der Bischof nicht den Kopf über solche regelwidrige Wohlthätigkeit schüttelt. In Rom würde die Gräfin Huntingdon als St. Selina im Kalender prangen, und Mistreß Fry wäre die Gründerin und erste Superiorin des heiligen Ordens der Schwestern vom Kerker geworden.

Führt Ignatius Loyola nach Oxford. Er wird ganz bestimmt einen furchtbaren Abfall veranlassen. Führt Johann Wesley nach Rom. Es unterliegt keinem Zweifel, daß er der erste General eines neuen Ordens wird, der sich den Interessen und der Ehre der Kirche widmet. Bringt die heilige Therese nach London. Ihre ruhelose Begeisterung schäumt in Wahnsinn über, mit dem sich eine gewisse List mischt. Sie wird die Prophetin und Mutter der Gläubigen, disputirt mit dem Teufel, vertheilt an ihre Anbeter versiegelte Gnadenbriefe und geht mit dem Messias schwanger. Führt Johanna Southcote nach Rom. Sie gründet einen Orden barfüßiger Carmeliterinnen, in dem jedes Mitglied freudig das Märtyrerthum für Rom übernimmt; ihr Andenken wird in einem feierlichen Gottesdienste erhalten, und ihre Bildsäule, die sich über dem Weihbecken erhebt, lenkt die Blicke jedes Fremden auf sich, der die Peterskirche betritt.

Wir haben bei diesem Gegenstande lange verweilt, weil wir der Ansicht sind, daß von den Ursachen, denen die römische Kirche am Schlusse des sechszehnten Jahrhunderts ihre Rettung und ihren Sieg verdankte, keine so gewirkt hat, als die tiefe Politik, womit sie den Fanatismus solcher Personen, wie St. Ignatius und St. Theresa zu benutzen verstand.

In der That war die protestantische Partei jetzt besiegt und gedemüthigt worden. In Frankreich hatte die katholische Reaction eine solche Gewalt erlangt, daß Heinrich IV. zwischen seinem Glauben und seiner Krone wählen mußte. Ungeachtet seines klaren Erbrechts und seiner ausgezeichneten persönlichen Eigenschaften mußte er entdecken, daß er, wenn er sich nicht mit Rom versöhne, selbst auf die Treue der tapfern Edelleute nicht rechnen könne, deren ungestüme Tapferkeit ihm die Schlacht von Ivry gewonnen hatte. In Belgien, Polen und Süddeutschland hatte der Katholicismus ein vollständiges Uebergewicht erlangt. Böhmens Widerstand wurde zu Boden geschlagen, die Pfalz erobert, Obersachsen und Niedersachsen mit katholischen Heeren überschwemmt. Der König von Dänemark zog als Beschützer der reformirten Kirchen in's Feld, erlitt aber eine Niederlage, wurde aus dem Reiche vertrieben und in seinen eigenen Besitzungen angegriffen. Die Armeen des Hauses Oesterreich drangen vorwärts, überschwemmten Pommern und gelangten bis vor die Wälle von Stralsund, wo ihnen Halt geboten wurde.

Jetzt trat abermals eine Ebbe ein. Zwei heftige Ausbrüche religiöser Empfindungen, die nach verschiedenen Richtungen hin stattfanden, hatten den Charakter der Geschichte eines ganzen Jahrhunderts bestimmt. Zuerst hatte der Protestantismus den Katholicismus bis zu den Alpen und Pyrenäen zurückgetrieben. Dann hatte der Katholicismus sich gekräftigt und den Protestantismus bis an das deutsche Meer zurückgeworfen. Nun begann die große Reaction des Südens eben so zu erschlaffen, wie zuvor die große Bewegung des Nordens matt geworden war. Die Katholiken erkalteten in ihrem Eifer, ihre Einigung lös'te sich auf. Mit dem Paroxismus religiöser Aufregung war es auf beiden Seiten vorbei, die eine Partei hatte sich so weit von Loyola's Geist entfernt, wie die andere von der Gesinnung, die in Luther lebte. Durch drei Menschenalter war die Religion die Hauptquelle der politischen Ereignisse gewesen. Die Revolutionen und Bürgerkriege Frankreichs, Schottlands, Hollands, Schwedens, der lange Kampf zwischen Philipp

und Elisabeth, der blutige Streit um die böhmische Krone waren sämmtlich durch theologische Zwistigkeiten entstanden. Jetzt trat eine große Wendung ein. Der Krieg, der in Deutschland wüthete, verlor seinen religiösen Charakter. Jetzt war er auf der einen Seite weniger ein Kampf für die geistliche Obmacht der römischen Kirche, als für die weltliche Herrschaft des Hauses Oesterreich. Auf der andern Seite stand man weniger für den gereinigten Glauben, als für die nationale Unabhängigkeit in den Waffen. Die Regierungen begannen neue Parteigruppen zu bilden, bei denen es weit mehr auf Gemeinschaft der politischen Interessen, als auf Uebereinstimmung des Glaubens ankam. Selbst in Rom folgte man den Fortschritten der katholischen Waffen mit gemischten Gefühlen. Der Hohepriester war ein souverainer Fürst zweiten Ranges und dachte eben so stark an die Erhaltung des europäischen Gleichgewichts, als an die Verbreitung des Glaubens. Es war kein Geheimniß, daß er das Aufkommen einer Universalmonarchie viel mehr fürchtete, als er das Gedeihen der allgemeinen Kirche wünschte. Endlich verkündete ein großes Ereigniß der Welt, daß der Kampf der Secten aufgehört und der Krieg der Staaten begonnen habe. Gegen das Haus Oesterreich bildete sich ein Bund, der Calvinisten, Lutheraner und Katholiken in sich vereinigte. An der Spitze dieses Vereins standen der erste Staatsmann und der erste Krieger des Zeitalters, und der erste war ein katholischer Kirchenfürst, der die Hugenotten mit Kraft und Erfolg niedergeschlagen hatte, der zweite ein protestantischer König, der seinen Thron einer Revolution verdankte, die in dem Haß gegen das Papstthum ihre Quelle hatte. Das Bündniß zwischen Richelieu und Gustav bezeichnet die Zeit, in der der große Religionskampf sein Ende nahm. Der nun folgende Krieg wurde um das Gleichgewicht von Europa geführt. Als es endlich zu dem westphälischen Frieden kam, da zeigte es sich, daß die römische Kirche in dem vollen Besitz eines unermeßlichen Gebiets blieb, das sie in der Mitte des vorhergehenden Jahrhunderts im Begriff war zu verlieren. Kein Theil von Europa blieb protestantisch, das Gebiet ausgeschlossen,

das den Protestantismus durchaus angenommen hatte, ehe das Geschlecht, das Luther predigen hörte, in's Grab gesunken war.

Seit jener Zeit ist zwischen Protestanten und Katholiken als solchen kein Religionskrieg mehr vorgekommen. In Cromwell's Zeiten war das protestantische England mit dem katholischen Frankreich, wo damals ein Priester herrschte, gegen das katholische Spanien im Bunde. Wilhelm III., der entschieden protestantische Held, war das Haupt einer Coalition gegen den katholischen Ludwig, die mehrere katholische Mächte zu Theilnehmern hatte und selbst von Rom insgeheim begünstigt wurde. In Anna's Zeiten einigten sich das protestantische England und das protestantische Holland mit dem katholischen Savoyen und dem katholischen Portugal zu dem Zwecke, die spanische Krone von einem frömmelnden Katholiken auf einen andern zu übertragen.

Die geographische Grenze zwischen den beiden Religionen folgte noch immer fast genau derselben Linie, wie am Schlusse des dreißigjährigen Krieges, und es war nichts von der „Dehnkraft" bemerklich geworden, die man dem Protestantismus beigelegt hat. Mit besserem Rechte können sich die Protestanten rühmen, daß Reichthum, Bildung und Vernunft auf der nördlichen Seite der Scheidelinie viel mehr als auf der südlichen zugenommen haben, so daß von der Natur wenig begünstigte Länder, wie Preußen und Schottland, zu den blühendsten und bestregierten Theilen der Welt gehören, während die Marmorpaläste Genua's veröden, an den schönen Küsten Campaniens Banditen hausen, und die fruchtbaren Maremmen der päpstlichen Staaten Büffeln und wilden Schweinen überlassen sind. Es kann nicht bezweifelt werden, daß die protestantischen Völker seit dem sechszehnten Jahrhundert entschieden größere Fortschritte gemacht haben, als ihre Nachbarn. Auch in den Ländern, wo der Protestantismus zwar nicht schlußgültig siegte, aber einen langen Kampf durchfocht und dauernde Spuren zurückließ, läßt sich allgemein ein beträchtliches Vorwärtsschreiten wahrnehmen. Wenn wir aber zu den katholischen Ländern gelangen, zu den Theilen Europa's, wo der erste Funke der Reformation,

wie er sich zeigte, ausgetreten wurde, und von wo der Impuls ausging, der den Protestantismus zurücktrieb, so finden wir im glücklichsten Falle ein höchst langsames Besserwerden und im Ganzen einen Rückschritt. Man vergleiche Dänemark und Portugal. Als Luther zu predigen begann, war die Ueberlegenheit der Portugiesen eine unbestreitbare. Gegenwärtig ist das Uebergewicht der Dänen nicht minder offenbar. Man vergleiche ferner Edinburgh und Florenz. Edinburgh hat dem Klima, dem Boden und der liebenden Sorgfalt von Herrschern weniger zu verdanken, als irgend eine protestantische oder katholische Hauptstadt. In allen diesen Beziehungen kann sich Florenz eines besondern Glückes rühmen. Wer aber weiß, was Florenz und Edinburgh in der Zeit unmittelbar vor der Reformation waren und was sie jetzt sind, der muß anerkennen, daß irgend eine große Ursache während der letzten drei Jahrhunderte dahin gewirkt hat, den einen Theil der europäischen Familie zu heben und den andern niederzudrücken. Man vergleiche endlich Spaniens und Englands Geschichte des letzten Jahrhunderts. In den Waffen, Künsten und Wissenschaften, in der Literatur, im Handel und im Ackerbau tritt ein auffallender Contrast hervor. Der Unterschied beschränkt sich nicht auf diese Seite des atlantischen Meeres allein. Die von England in Amerika gegründeten Colonieen überragen die spanischen Niederlassungen an Macht bei Weitem. Dennoch haben wir keinen Grund zu der Annahme, daß die Castilianer im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts in irgend einer Beziehung hinter den Engländern zurückgestanden hätten. Wir glauben fest, daß der Norden seine große Bildung und materielle Entwickelung vorzüglich der sittlichen Wirkung der protestantischen Kirchenverbesserung schuldet, und daß der Verfall der südlichen Gebiete Europa's in der Hauptsache der großen katholischen Wiedergeburt beigemessen werden muß.

Nachdem etwa hundert Jahre verflossen waren, seit die Grenzlinie zwischen dem Protestantismus und Katholicismus sich endgültig festgestellt hatte, begannen sich die Zeichen der vierten großen Gefahr

für die römische Kirche zu offenbaren. Der jetzt gegen sie heraufziehende Sturm trug einen ganz verschiedenen Charakter als die früheren. Diejenigen, welche früher die Kirche angriffen, zogen blos einen Theil ihrer Lehren in Frage. Jetzt wuchs eine Schule empor, welche das Ganze verwarf. Die Albigenser, Lollarden, Lutheraner und Calvinisten hatten ein positives Glaubenssystem, dem sie mit Eifer anhingen. Das Glaubensbekenntniß der neuen Sectirer bestand aus lauter Negativen. Die eine ihrer Voraussetzungen entlehnten sie den Protestanten und die andere den Katholiken. Von den Letzteren borgten sie den Grundsatz, daß der Katholicismus allein das reine und echte Christenthum enthalte. Mit den Protestanten behaupteten sie, daß gewisse Theile des katholischen Systems wider die Vernunft liefen. Der Schluß lag auf der Hand. Die beiden Sätze, von denen jeder, wenn man ihn getrennt hinstellte, mit der glühendsten Frömmigkeit vereinbar blieb, bildeten zusammengefaßt die Grundlage eines Systems des Unglaubens. Brachte man die Lehre Bossuet's, daß die Verwandlung des Leibes durch die Bibel bestätigt werde, mit dem Satze Tillotson's, daß die Transsubstantiation ein Unsinn ist, in Verbindung, so mußte man mit logischer Nothwendigkeit zu den Folgerungen Voltaire's gelangen.

Wenn die Secte, die in Paris sich erhob, aus bloßen Spöttern bestanden hätte, so würde sie höchst wahrscheinlicher Weise in den Einrichtungen und Sitten Europa's keine tieferen Spuren ihres Daseins hinterlassen haben. Lord Bacon bemerkt sehr richtig, daß die reine Verneinung, der nackte epikuräische Unglaube den Frieden der Welt noch nie gestört habe. Eine solche Ansicht treibt nicht zum Handeln an, erzeugt keine Begeisterung, hat keine Glaubensboten, keine Kreuzfahrer, keine Märtyrer. Wenn der Patriarch der heiligen philosophischen Kirche sich damit begnügt hätte, über Saul's Esel und David's Weiber Witze zu reißen und Ezechiel's Dichtungen in demselben engherzigen Geiste wie Shakspeare's Dramen zu bekritteln, so würde Rom wenig zu fürchten gehabt haben. Man muß aber zu seinem und sei-

ner Genossen Lobe sagen, daß das eigentliche Geheimniß ihrer Macht in der Wahrheit lag, die sich in ihre Irrthümer mischte, und in der edlen Begeisterung, die unter ihrer Leichtfertigkeit verborgen lag. Sie waren Männer, die troß aller ihrer sittlichen und geistigen Schwächen die Verbesserung der Lage des Menschengeschlechtes aufrichtig und ernstlich wünschten, denen das Blut kochte, wenn sie Ungerechtigkeit und Grausamkeit sahen, die dem, was ihnen als Mißbrauch erschien, mit allen ihren Gaben muthig entgegentraten, und sich bei manchen bedeutenden Gelegenheiten tapfern Sinnes zwischen den Mächtigen und den Unterdrückten stellten. Während sie das Christenthum mit einem Groll und einer Unredlichkeit angriffen, welche Männern, die sich Philosophen nannten, sehr übel standen, besaßen sie doch von jener Liebe zu den Menschen aller Stände und Völker, welche das Christenthum vorschreibt, weit mehr als ihre Widersacher. Religionsverfolgungen, gerichtliche Torturen, willkürliche Einkerkerungen, die unnöthige Vervielfältigung der Todesurtheile, die Zögerungen und Chikanen der Gerichte, die Auspfändungen armer Pächter wegen des Zinses, die Sklaverei, der Sklavenhandel bildeten fortwährend die Themata ihrer geistreichen Satiren und ihrer beredten Erörterungen. Wenn in Toulouse ein unschuldiger Mann auf das Rad geflochten, wenn in Abbeville ein Jüngling, der sich blos einer Unbesonnenheit schuldig gemacht hatte, enthauptet, wenn ein tapferer Officier, den man ungerechter Weise erdrückte, mit einem Knebel im Munde durch die Straßen geschleppt wurde, um auf dem Greveplatze zu sterben: dann erhob sich sofort an den Ufern des Genfer Sees eine Stimme, die sich von Moskau bis Cadiz Gehör verschaffte und die schändlichen Richter der Verachtung und dem Abscheu von ganz Europa überlieferte. Die wahrhaft wirksamen Waffen, mit denen die Philosophen den evangelischen Glauben angriffen, wurden der evangelischen Moral entnommen. Die ethischen und die dogmatischen Theile der Bibel wurden in unheilvoller Weise einander gegenüber gestellt. Auf der einen Seite stand eine Kirche, die sich der Reinheit ihrer von den Aposteln überlieferten Leh=

ren rühmte, die aber durch das Gemetzel der Bartholomäus-Nacht, durch die Ermordung des besten der Könige, durch den Cevennen-Krieg und die Zerstörung von Port-Royal geschändet wurde. Auf der andern Seite stand eine Secte, die über die heilige Schrift lachte, vor den Sacramenten die Zunge ausreckte, aber bereit war, um der Gerechtigkeit, Milde und Glaubensduldung willen Fürsten und Mächtigen zu trotzen.

Der Unglaube, dem sich zufällig die Menschenliebe beigesellte, trug über die Religion, die von ungefähr mit politischen und socialen Mißbräuchen Hand in Hand ging, auf einige Zeit den Sieg davon. Alles mußte dem Eifer und der Thätigkeit der neuen Reformatoren weichen. In Frankreich erblickte man in ihren Reihen Alles, was sich in der Literatur auszeichnete. Jedes Jahr ließ Werke entstehen, in denen die fundamentalen Grundsätze der Kirche mit Argumenten, Schmähungen und Spöttereien angegriffen wurden. Die Kirche vertheidigte sich nur durch Gewaltmaßregeln. Es wurden Verweise ausgesprochen, Bücher weggenommen, den Ueberresten gottloser Schriftsteller Beschimpfungen zugefügt, aber es erschien kein Bossuet, kein Pascal, der Voltaire geantwortet hätte. Nicht eine einzige Vertheidigung der katholischen Lehre wurde gedruckt, die einen bedeutenden Eindruck gemacht hätte, oder an die man sich gegenwärtig auch nur erinnerte. Eine blutige und schonungslose Verfolgung, wie sie die Albigenser traf, würde die Philosophen vielleicht zu Boden geschlagen haben. Aber die Zeit eines Montfort und Dominicus war vorüber. Die Züchtigungen, welche jetzt noch zu verhängen in der Gewalt der Priester stand, konnten wohl reizen, jedoch nicht vernichten. Der Krieg wurde hier von der Macht, dort vom Witz geführt, und der Macht waren bei weitem mehr Zügel auferlegt, als dem Witz. Die Orthodoxie wurde bald mit Unwissenheit und Dummheit gleichbedeutend. Wer für einen gebildeten Mann gelten wollte, der mußte nicht nur in der Literatur bewandert sein, sondern auch den Glauben seines Vaterlandes verachten; das war ein unumgängliches Erforderniß. Die neuen Lehren verbreiteten

sich rasch durch die Christenheit. Paris war die Hauptstadt des ganzen Festlandes, das Französische gab überall die Sprache der gebildeten Kreise her. Der literarische Ruhm Italiens und Spaniens war erloschen, Deutschland hatte seine Morgenröthe noch nicht gesehen, und England blieb für jetzt noch isolirt. Die Lehrer Frankreichs waren die Lehrer Europa's. Die Pariser Meinungen gewannen in den gebildeten Klassen jenseits der Alpen viel Boden, und alle Wachsamkeit der Inquisition verhinderte nicht, daß die neue Ketzerei nach Castilien und Portugal eingeschmuggelt wurde. Die Regierungen, selbst die, welche mit Willkür herrschten, sahen den Fortschritt dieser Philosophie mit Vergnügen. Die Ausdehnung ihres Einflusses ließ sich an zahlreichen Reformen erkennen, die im Allgemeinen lobenswürdig waren, zum Theil aber auch mit Uebereilung durchgeführt wurden, ohne daß man die Zeit, den Ort und die öffentliche Meinung berücksichtigte. Die Herrscher von Preußen, Rußland, Oesterreich und vielen kleineren Staaten galten für Schüler dieser Philosophie.

Die römische Kirche war ihrem äußern Ansehen nach so kräftig und glänzend als je, aber ihr Grund war unterwühlt. Kein Staat hatte ihrer Gemeinschaft entsagt oder ihr Einkommen eingezogen, aber die Achtung des Volkes begann sich ihr überall zu entziehen.

Der erste große Streich, der ihr eine Warnung gab, war der Sturz jener Gesellschaft, der die katholische Kirche in dem Zusammenstoß mit dem Protestantismus vor der Vernichtung bewahrt hatte. Die Gesellschaft Jesu hatte sich von den Wunden, die ihr in dem Kampfe mit Port-Royal geschlagen worden waren, nie erholen können. Jetzt wurde sie noch heftiger von den Philosophen angegriffen. Ihr Geist war gebrochen, ihr Ruf befleckt. Von allen genialen Männern Europa's angegriffen, von den bürgerlichen Behörden verurtheilt, von den Häuptern der Hierarchie schwach vertheidigt, fiel sie und erschütterte durch ihren Sturz Alles.

Die Bewegung schritt mit wachsender Geschwindigkeit weiter. Das erste Geschlecht der neuen Secte sank in's Grab. Voltaire's Lehren

gingen, indem sie übertrieben wurden, auf Nachfolger über, die zu ihm in denselben Beziehungen standen, wie die Wiedertäufer zu Luther, oder die Männer des tausendjährigen Reichs zu Pym. Zuletzt kam die Revolution. Die alte französische Kirche stürzte mit all ihrem Pomp und Reichthum zu Boden. Einige ihrer Priester erkauften sich Duldung, indem sie sich von Rom trennten und die Urheber einer neuen Kirchenspaltung wurden. Einige fanden an der neuen Zügellosigkeit ihre Freude, schleuderten ihre heiligen Gewänder von sich, riefen in die Welt hinaus, daß ihr ganzes Leben ein Betrug gewesen sei, verhöhnten und verfolgten den Glauben, dessen Diener sie gewesen waren, und thaten sich selbst im Jakobiner-Club und im Pariser Gemeinderath durch das Uebermaß ihrer Unverschämtheit und Wildheit hervor. Andere, die ihrem Berufe treu blieben, wurden dutzendweise ohne gerichtliches Verfahren geschlachtet, ertränkt, erschossen, an Laternenpfählen gehängt. Tausende flohen aus ihrem Vaterlande und fanden im Schatten feindlicher Altäre Schutz. Die Glocken verstummten, die Kirchen wurden geschlossen, die Heiligenschreine geplündert, die silbernen Christusbilder eingeschmolzen. Possenreißer legten Priesterröcke und Chorhemden an und tanzten vor den Schranken des Convents die Carmagnole. Marat's Brustbild ersetzte die Bildsäulen der christlichen Märtyrer. Eine feile Dirne wurde auf dem Altarplatze von Notre Dame in einen Staatsfessel gesetzt und empfing hier die Anbetung von Tausenden, welche laut riefen, daß jetzt endlich die alten gothischen Gewölbe zum ersten Male die Stimme der Wahrheit hörten. Der neue Unglaube war eben so unduldsam als der alte Aberglaube. Verrieth man Ehrfurcht für die Religion, so machte man sich verdächtig, zu den Unzufriedenen zu gehören. Es konnte nicht ohne die dringendste Gefahr geschehen, daß ein Priester ein Kind taufte, die Hände von Liebenden verband, oder die Beichte der Sterbenden hörte. Die einfältige Verehrung der Göttin der Vernunft nahm allerdings ein schnelles Ende, allein der Deismus Robespierre's und Lepaux' war dem katho-

lischen Glauben nicht minder feindlich, als Chaumette's und Cloß' Atheismus.

Die Leiden der Kirche blieben nicht etwa auf Frankreich beschränkt. Von ganz Europa angegriffen, schlug der revolutionäre Geist ganz Europa zurück, ging seinerseits auf Eroberungen aus, begnügte sich mit den belgischen Städten und den reichen Besitzungen der geistlichen Kurfürsten noch nicht, drang Rache schnaubend über den Rhein und durch die Päße der Alpen. Italien und Spanien waren während der ganzen Dauer des Kriegs gegen den Protestantismus die Basis der katholischen Unternehmungen gewesen. Jetzt war Spanien der gehorsame Vasall der Ungläubigen, und Italien wurde von ihnen unterjocht. Die alten Fürstenthümer des letztgenannten Landes machten einer cisalpinischen, ligurischen und parthenopäischen Republik Platz. Das Haus von Loretto wurde der Schätze entkleidet, welche die Andacht von sechshundert Jahren dort aufgehäuft hatte. Die Klöster Roms wurden ausgeplündert. Auf dem Gipfel der Engelsburg wehte die dreifarbige Fahne. Petri Nachfolger wurde von den Ungläubigen gefangen fortgeführt. Er starb in ihren Händen, und seiner Asche wurden sogar die letzten Ehren lange verweigert.

Es darf uns nicht befremden, wenn im Jahre 1799 selbst scharfsinnige Beobachter dem Gedanken Raum gaben, daß die Stunde der römischen Kirche gekommen sei. Eine ungläubige Macht war im Aufsteigen begriffen, der Papst hatte in der Gefangenschaft geendet, die erlauchtesten Prälaten Frankreichs lebten in einem fremden Lande von protestantischen Almosen, die edelsten Gebäude, welche die Freigebigkeit früherer Zeiten der Verehrung Gottes gewidmet hatte, dienten jetzt zu Tempeln des Sieges, oder zu Bankethäusern für politische Gesellschaften, oder zu theophilantropischen Kapellen. Von solchen Zeichen ließ sich wohl annehmen, daß sie das nahe Ende jener langen Herrschaft verkündeten.

Allein dieses Ende erschien noch nicht. Abermals zum Tode verurtheilt, sollte die schneeweiße Hindin nach dem Spruche des Schick-

fals noch nicht sterben. Noch waren über der Leiche Pius' IV. die Trauerfeierlichkeiten nicht vollzogen, und schon hatte eine große Reaction begonnen, die jetzt, nach dem Verlauf von vierzig Jahren, noch immer im Fortschreiten begriffen zu sein scheint. Die Anarchie hatte ihren Tag gehabt. Ein neuer Zustand der Dinge rang sich aus der Verwirrung los, es entstanden neue Dynastien, neue Gesetze, neue Titel, und mitten unter ihnen tauchte die alte Religion auf. Die Araber haben eine Fabel, daß die große Pyramide von antediluvianischen Königen erbaut worden sei und allein von allen Werken der Menschen dem Tosen der Fluthen widerstanden habe. Aehnlich war das Schicksal des Papstthums. Es hatte sich unter die große Ueberschwemmung begraben lassen müssen, aber seine tiefen Grundmauern waren unerschüttert geblieben, und als die Wasser sich verliefen, da trat es allein aus den Trümmern einer dahin gegangenen Welt hervor. Die Republik Holland war dahin, verschwunden waren das deutsche Reich und der große Rath Venedigs, der alte Schweizer-Bund und das Haus Bourbon und die Parlamente und die Aristokratie Frankreichs. Europa war voll von neuen Schöpfungen und hatte ein französisches Kaiserreich, ein Königreich Italien, einen Rheinbund. Die letzten Ereignisse hatten auch nicht blos Landgrenzen und politische Einrichtungen verändert. In der Vertheilung des Eigenthums, in der Zusammensetzung und dem Geist der Gesellschaft war in einem großen Theile des katholischen Europa's ein vollständiger Umschwung eingetreten. Aber die Kirche war noch unverändert dieselbe.

Hoffentlich findet das Fortschreiten der katholischen Wiedergeburt des neunzehnten Jahrhunderts einen Geschichtsschreiber, der eben so befähigt und gemäßigt als Ranke ist. Wir fühlen, daß wir die gegenwärtige Zeit zu nahe berühren und nicht weiter gehen können, ohne in die Gefahr zu kommen, manches zu sagen, was vielleicht als Feindseligkeit ausgelegt werden könnte und ganz gewiß Anstoß erregen würde. Wir werden uns daher auf eine einzige Bemerkung beschränken, die nach unserer Ansicht eine ernste Aufmerksamkeit zu finden verdient.

Während des achtzehnten Jahrhunderts nahm der Einfluß der römischen Kirche beständig ab. Der Unglaube machte in allen katholischen Gebieten Europa's ausgedehnte Eroberungen und erlangte in einigen Ländern ein vollständiges Uebergewicht. Das Papstthum sank zuletzt so tief, daß es für die Ungläubigen ein Gegenstand des Spottes wurde und bei den Protestanten mehr Mitleid als Haß erregte. Während des neunzehnten Jahrhunderts hat sich die gefallene Kirche aus ihrem traurigen Zustande nach und nach erhoben und ihre alte Herrschaft wieder erobert. Wer mit Ruhe betrachtet, was im Laufe der letzten paar Jahre in Spanien, Italien, Südamerika, Irland, den Niederlanden, in Preußen und selbst in Frankreich vorgegangen ist, der kann nicht bezweifeln, daß die katholische Kirche über die Herzen und Köpfe der Menschen gegenwärtig eine viel größere Macht ausübt, als damals, als die Encyclopädie und das philosophische Wörterbuch erschienen. Es ist gewiß eine bemerkenswerthe Erscheinung, daß weder die moralische Revolution des achtzehnten Jahrhunderts noch die moralische Gegenrevolution des neunzehnten das Gebiet des Protestantismus auf eine bemerkenswerthe Weise vergrößert haben. Während der ersten Periode ging Alles, was der Katholicismus einbüßte, zugleich für das Christenthum verloren, in dem letzten Zeitraum war Alles, was das Christenthum in katholischen Ländern zurückeroberte, ein Gewinn für den Katholicismus. Man sollte naturgemäß erwarten dürfen, daß viele Seelen auf dem Wege vom Aberglauben zum Unglauben, oder rückwärts auf dem Pfade vom Unglauben zum Aberglauben auf einem mittleren Punkte Halt gemacht haben würden. Zwischen den Lehren, welche in den Schulen der Jesuiten vorgetragen wurden, und den Sätzen, welche in den kleinen Abendgesellschaften des Barons Holbach Verfechter fanden, liegt ein unermeßlicher Zwischenraum, in dem der menschliche Geist, so sollte man meinen, irgend einen Ort zum Rasten finden müßte, der ihn mehr befriedigte, als einer jener beiden Endpunkte. In der Zeit der Reformation fanden auch Millionen einen solchen Ruheplatz. Damals entsagten ganze Völker dem Papstthume,

ohne daß sie aufhörten, an einen ersten Grund aller Dinge, an ein künftiges Leben, oder an die göttliche Sendung Jesu zu glauben. Wenn dagegen im vorigen Jahrhundert ein Katholik seinem Glauben an die wirkliche Gegenwart entsagte, so war tausend gegen eins zu setzen, daß er gleich die ganze Bibel über Bord warf, und als die Reaction eintrat, da kam der Glaube an die Bibel zugleich mit dem an die wirkliche Gegenwart zurück.

Wir entsagen jedem Versuche, aus diesen Erscheinungen ein allgemeines Gesetz abzuleiten, und wollen nur auf die höchst merkwürdige Thatsache aufmerksam machen, daß sich kein christliches Volk zum Protestantismus bekehrt hat, die Nationen ausgenommen, welche die Grundsätze der Reformation vor dem Schluß des sechszehnten Jahrhunderts annahmen. Seit jener Zeit haben katholische Genossenschaften dem Unglauben gehuldigt und darauf wieder den Katholicismus angenommen, aber protestantisch ist nicht eine geworden.

Hier schließen wir unsern flüchtigen Umriß eines der wichtigsten Theile der Geschichte der Menschheit. Unsere Leser werden uns mit gutem Grunde dankbar sein, wenn wir ihre Theilnahme so weit erregt haben, daß sie sich bestimmen lassen, Ranke's Buch zu lesen. Wir müssen noch gegen die französische Uebersetzung warnen — eine Leistung, die nach unserer Meinung dem moralischen Charakter der Person, von der sie ausgeht, eben so viel Schande macht, als wenn es eine falsche Zeugenaussage oder ein nachgemachter Wechsel wäre — und unsern Lesern den Rath geben, entweder das Original zu lesen, oder die englische Uebersetzung zu wählen, die den Geist und Sinn des Originals vortrefflich wiedergiebt.

Johann Hampden*).

Zur Erinnerung an Johann Hampden, seine Partei und seine Zeit. Von Lord Nugent. Zwei Bände in 8. London, 1831.

Wir haben dieses Buch mit großem Genuß gelesen, jedoch nicht mit der Art von Genuß, die wir erwartet hatten. Wir hatten gehofft, daß es Lord Nugent gelingen werde, aus Familienpapieren und Localtraditionen neue und anziehende Mittheilungen über Leben und Charakter des berühmten Führers des langen Parlaments zu sammeln, so daß der erste jener großen englischen Bürger, deren einfaches „Mister" einen schöneren Klang hat, als die stolzesten Adelstitel, unsern Augen näher treten werde. In dieser Hoffnung haben wir uns getäuscht, ohne daß übrigens Mangel an Eifer oder an Fleiß von Seiten des edlen Biographen die Schuld trüge. Selbst zu Hampden befinden sich, wie es scheint, keine wichtigen Papiere, die sich auf den erlauchtesten Eigenthümer jenes alten Besitzthumes bezögen. Die schätzbarsten Reliquien, die sich von ihm erhalten haben, gehören der Familie seines Freundes Sir John Eliot. Lord Eliot gab das Portrait, das für dieses Werk in Kupfer gestochen wurde, und einige höchst interessante Briefe. Das Bild ist unzweifelhaft Original, wahrscheinlich das einzige vorhandene. Die von Geist strahlende Stirn, der milde Glanz des Auges und die unbeugsame Entschlossenheit, die sich in den Linien

*) December 1831.

des Mundes ausspricht, gewährleisten die Aehnlichkeit zur Genüge. Aus den Briefen werden wir wahrscheinlich Auszüge mittheilen. Sie enthalten fast alles Neue, was Lord Nugent über das Privatleben des großen Mannes, dessen Gedächtniß wir mit einer begeisterten, jedoch keineswegs übertriebenen Verehrung pflegen, hat beibringen können.

Hampden's öffentliches Leben wird von keinem Dunkel umgeben. Seine Geschichte ist die Geschichte Englands, und dieß gilt besonders von der Zeit, die vom Jahre 1640 bis zu seinem Tode verfloß. Diese Denkwürdigkeiten sind mithin ein Stück englischer Geschichte und verdienen schon aus diesem Grunde aufmerksam gelesen zu werden. Sie enthalten neben einigen merkwürdigen Thatsachen, die uns wenigstens neu waren, viele lebhafte Erzählungen, manche verständige Bemerkungen und höchst beredte Schilderungen.

Wir möchten behaupten, daß der Mangel an Notizen über Hampden's Privatleben eben so charakteristisch sei, als irgend einer der Züge, welche die sorgfältigsten Sammler geschichtlicher Anekdoten, O'Meara, Mistreß Thrale, ja selbst Boswell, von ihren Helden beibringen. Der berühmte puritanische Führer ist fast das einzige Beispiel eines bedeutenden Mannes, der die Größe weder suchte noch mied, der den Ruhm nur deßhalb fand, weil er auf dem geraden Wege der Pflicht lag. Mehr als vierzig Jahre lang war er seinen ländlichen Nachbarn blos als ein Mann von gebildetem Geiste, hohen Grundsätzen und feinem Benehmen bekannt, der in seiner Familie glücklich sei und sich der Localangelegenheiten eifrig annehme, und die Politiker wußten von ihm weiter nichts, als daß er ein ehrlicher, fleißiger und verständiger Abgeordneter sei, der sich mit seinen Talenten nie vordränge, fest zu seiner Partei halte und auf die Interessen seiner Wähler sorgsam achte. Da kam eine große und furchtbare Krisis. Eine Willkürregierung machte einen unmittelbaren Angriff auf ein heiliges Recht der Engländer, in dem die Hauptsicherheit für alle andern Rechte lag. Die Nation suchte nach einem Vertheidiger. Nun stellte sich der schlichte Landwirth aus Buckinghamshire ruhig und ohne Aufsehen an die Spitze

seiner Landsleute und trat dicht vor die Tyrannei, mitten in den Weg, den sie gehen wollte. Die Zeiten wurden trüber und unruhiger. Das Vaterland verlangte schwierige, gefährliche, zarte Dienste, und jeder dieser Aufgaben zeigten sich der Verstand und der Muth dieses wunderbaren Mannes vollkommen gewachsen. Er wurde ein Redner ersten Ranges, ein höchst gewandter Führer des Unterhauses, ein Unterhändler, ein Soldat. Er lenkte eine unruhige und ungestüme Versammlung, in der es viele begabte Männer gab, mit derselben Leichtigkeit, wie zu Hause seine Familie. Er zeigte im Felde dieselbe Tüchtigkeit, wie im Parlamente. Wir müssen die höchste Bewunderung empfinden, wenn wir sehen, daß dieser große Geist zugleich gesund und wohl gegliedert war, sich eben so willig zu der bescheidensten Pflichterfüllung erniedrigte als er sich mit Leichtigkeit zu der höchsten Aufgabe erhob, in der Zeit der Ruhe eben so zufrieden, wie in thätigen Tagen kräftig war. Fast jeder Theil dieses tugendhaften und fleckenlosen Lebens, der sich nicht in ein bescheidenes Dunkel hüllt, füllt ein kostbares und strahlendes Blatt unserer Nationalgeschichte. Hätte Hampden's Privatleben dem Tadel den geringsten Stoff dargeboten, so würde man es mit demselben blinden Uebelwollen angegriffen haben, das noch heute trotz der klarsten Gegenbeweise fortfährt, Sir John Eliot einen Mörder zu nennen. Wäre in Hampden's Charakter irgend ein schwacher Punkt gewesen, hätte sich sein Benehmen in irgend einer Beziehung lächerlich machen lassen, so dürfen wir überzeugt sein, daß die Schriftsteller von Karl's Partei ihm keine Gnade geschenkt haben würden. Diese Leute haben jeden noch so geringfügigen Umstand, der ihre Gegner gehässig oder verächtlich machen konnte, auf das Strengste aufbewahrt. Sie wiederholen mit Wollust das Geschwätz der einfältigsten Eiferer. Sie sagen uns, daß Pym in einer Rede stecken blieb, daß Ireton von Hollis an der Nase gezupft wurde, daß der Graf von Northumberland Heinrich Marten prügelte, daß St. John ein mürrisches Benehmen, Vane ein häßliches Gesicht, Cromwell eine rothe Nase hatte. Allein weder der listige Clarendon noch der possenhafte Denham

können auf die Sittlichkeit oder auf das Benehmen Hampden's den leisesten Tadel bringen. Was die besten Männer seiner Zeit über ihn urtheilten, das erfahren wir durch Baxter. Dieser ausgezeichnete Mann, dessen Vorzüge nicht nur in seiner Frömmigkeit und in seiner glühenden geistlichen Beredtsamkeit, sondern auch in seiner Mäßigung, seiner Erfahrung in politischen Geschäften und seiner Menschenkenntniß zu suchen sind, erklärt in der „Ruhe des Heiligen", daß einer der Genüsse, auf den er im Himmel hoffe, der Umgang mit Hampden sei. In den nach der Restauration gedruckten Ausgaben wurde Hampden's Name ausgelassen. „Ich muß dem Leser aber bemerken," sagt Baxter, „daß ich diesen Namen nicht etwa deßhalb auslöschte, weil sich meine Ansicht über die Person geändert hätte.... Johann Hampden war ein Mann, von dem Freund wie Feind zugestand, daß er sich durch Klugheit, Frömmigkeit und Friedensliebe hervorthue. Ich erinnere mich aus jener Zeit keines Herrn, der ein so allgemeines Lob gehabt hätte. Ich entsinne mich, daß ein gemäßigter, verständiger Mann in höheren Jahren, der ihm fern stand, aber ihn kannte, mir sagte: hätte er zu wählen, wer er in dieser Welt sein möchte, so möchte er Johann Hampden sein." Wir können nur bedauern, nicht mehr Mittheilungen über einen Mann zu besitzen, der, nachdem er den stärksten Versuchungen, durch die menschliche Tugend nur geprüft werden kann, ausgesetzt gewesen war, und nachdem er an einer Revolution und an einem Bürgerkriege den hervorragendsten Antheil genommen hatte, von einer solchen Autorität so gelobt zu werden verdiente. Indessen ist dieser Mangel an Mittheilungen gewiß der beste Beweis, daß selbst der Haß keinen Flecken auf sein Andenken zu bringen vermochte.

Die Geschichte seines frühern Lebens ist bald erzählt. Er war das Haupt einer Familie, die sich vor der Eroberung in Buckinghamshire niedergelassen hatte. Einen Theil seiner Besitzung hatte Eduard der Bekenner auf Baldwyn von Hampden übertragen, dessen Name anzudeuten scheint, daß er einer der normännischen Günstlinge des letzten sächsischen Königs war. Während der Kriege zwischen den Häu-

sern York und Lancaster hielten die Hampden's zur Partei der Rothen Rose und wurden demnach von Eduard IV. verfolgt und von Heinrich VII. begünstigt. Unter den Tudors war die Familie groß und blühend. Griffith Hampden, Obersheriff von Buckinghamshire, bewirthete Elisabeth auf seiner Besitzung mit großer Pracht. Sein Sohn, Wilhelm Hampden, saß in dem Parlament, das jene Königin im Jahre 1593 berief. Wilhelm Hampden heirathete Elisabeth Cromwell, eine Base des berühmten Mannes, der die brittischen Inseln später mit mehr denn königlicher Gewalt beherrschte, und aus dieser Ehe entsprang Johann Hampden.

Er wurde im Jahre 1594 geboren. 1597 starb sein Vater und hinterließ ihm ein höchst bedeutendes Grundeigenthum. Nachdem der junge Hampden die lateinische Schule zu Thame einige Jahre besucht hatte, wurde er, funfzehn Jahre alt, zu dem Magdalenen-Collegium der Oxforder Hochschule geschickt. Neunzehn Jahre alt wurde er im Inner Temple als Zögling zugelassen, und machte sich hier mit den Grundsätzen des englischen Rechts vertraut. Im Jahre 1619 heirathete er Elisabeth Symeon, eine Dame, die er zärtlich geliebt zu haben scheint. Im folgenden Jahre wählte ihn der Wahlflecken Grampound, der in unserer Zeit eine traurige Berühmtheit erlangt hat, in's Parlament.

Außer dem, was uns Clarendon mittheilt, wissen wir aus dieser frühern Zeit seines Privatlebens wenig. „Bei seinem Eintritt in die Welt," sagt jener große Geschichtschreiber, „gestattete er sich alle Vergnügungen des Feldes, Uebungen und geselligen Genüsse, die unter fröhlichen jungen Leuten gebräuchlich sind." Indessen ging in seinem Charakter eine plötzliche Veränderung vor sich. „Mit einem Male", fährt Clarendon fort, „ging er von diesem genußreichen und lockern Leben zu der höchsten Nüchternheit und Gemessenheit über und hielt sich zu einer ernsteren und ruhigeren Gesellschaft." Es ist wahrscheinlich, daß dieser Umschwung etwa in Hampden's fünfundzwanzigstem Jahre eintrat. In diesem Alter vereinigte er sich mit der Frau, die er liebte

und achtete, und um diese Zeit trat er in's öffentliche Leben ein. Ein so glücklich gebildetes Gemüth wie das seinige mußte unter diesen Umständen auf dem natürlichsten Wege dahin geführt werden, die Genüsse der Zerstreuung mit häuslichen Freuden und der Erfüllung öffentlicher Pflichten zu vertauschen.

Seine Feinde haben zugestehen müssen, daß er ein Mann gewesen sei, in dem sich die Tugend in ihrer mildesten Form und ohne alles Herbe gezeigt habe. Er verband mit der Sittlichkeit eines Puritaners das Benehmen eines vollkommenen Hofmannes. Selbst nach dieser Aenderung in seinen Gewohnheiten „behielt er", wie Clarendon sagt, „seine natürliche Heiterkeit und Lebhaftigkeit, vor Allem aber seine gewinnende Freundlichkeit gegen alle Menschen." Diese Eigenschaften zeichneten ihn vor den meisten Mitgliedern seiner Secte und Partei aus, wie sie ferner bei der großen Krise, an der er einen Hauptantheil nahm, dem Lande kaum geringere Dienste leisteten, als sein heller Scharfsinn und sein unerschrockener Muth.

Im Januar 1621 nahm Hampden seinen Platz im Unterhause ein. Seine Mutter wünschte auf das Lebhafteste, daß er eine Peerswürde erlangen möchte. Seine Familie, sein großer Landbesitz und seine persönlichen Vorzüge würden ihn in jeder Zeit berechtigt haben, nach dieser Auszeichnung zu streben. In den Tagen Jakob's I. gelangte man auf dem kürzesten Wege in's Oberhaus. Man bewarb sich, zahlte Geld, und war Peer. Der Verkauf von Titeln wurde so offen betrieben, wie in unserer Zeit der Schacher mit Wahlflecken. Hampden wendete den Ehren, die seine Familie auf ihn übertragen zu sehen wünschte, voll Verachtung den Rücken und schloß sich der Partei an, die gegen den Hof in Opposition war.

Lord Nugent bemerkt sehr richtig, es sei um diese Zeit gewesen, daß die Opposition eine regelmäßige Form angenommen habe. Die Engländer hatten bereits in einer sehr frühen Zeit eines weit größeren Maßes von Freiheit genossen, als irgend eines der benachbarten Völker. Es ist eines der dunkelsten Räthsel der Culturgeschichte, wie

es kam, daß ein Land, welches von Ausländern erobert und geknechtet wurde und Gesetze erhielt, die in einer andern Sprache abgefaßt waren, ein Land, dessen Boden fremde Abenteurer unter sich vertheilten, ein Land, das der schlimmsten aller Tyranneien, der Kastenherrschaft, anheimfiel, die Heimath der bürgerlichen Freiheit und für alle Staaten ringsum ein Gegenstand der Bewunderung und des Neides wurde. Die Thatsache ist aber sicher. Anderthalb Jahrhunderte nach der normännischen Eroberung wurde der Große Freibrief erlassen. Noch waren seit dem Einfalle der Normannen nicht zwei Jahrhunderte verflossen, als das erste Unterhaus zusammentrat. Froissart sagt uns, was in der That seine ganze Erzählung hinreichend bestätigt, daß die Engländer von allen Nationen des funfzehnten Jahrhunderts am unfähigsten gewesen seien, Unterdrückung zu ertragen. „Es ist das gefährlichste Volk der Welt, und zugleich das heftigste und stolzeste." Der gute Stiftsherr wußte wahrscheinlich nicht, daß das ganze Gedeihen und der innere Friede, deren dieses gefährliche Volk sich erfreute, die Früchte des Geistes waren, den er stolz und heftig nannte. Er bezeugt übrigens die Wirkung vollständig, obschon er nicht scharfsinnig genug war, um die Ursache zu entdecken. „Im Königreiche England," sagt er, „haben es alle Leute, Handwerker und Kaufleute, dahin gebracht, in Frieden zu leben, so daß der Kaufmann ruhig handeln und der Arbeiter ungestört schaffen kann." Im funfzehnten Jahrhundert verbesserte sich die physische und moralische Lage des Volkes fortwährend, obgleich damals ein Kampf zwischen zwei Zweigen der königlichen Familie wüthete. Die Leibeigenschaft verschwand beinahe gänzlich. Die Leiden des Krieges wurden wenig gefühlt, außer von Denen, welche die Waffen trugen. Die Bedrückungen der Regierung empfand so ziemlich Niemand, die Aristokratie ausgenommen. Die öffentlichen Einrichtungen des Landes waren, im Vergleich zu anderen Ländern, der Lobsprüche Fortescue's nicht unwürdig. Die Regierung Eduard's IV., die wir jetzt grausam und willkürlich nennen, war, mit der Verwaltung Ludwig's XI. und Karl's des Kühnen verglichen, mensch-

lich und freisinnig. Comines, der die reichen Städte Flanderns, Venedig und Florenz kannte, hatte nie ein Volk gesehen, das so gut regiert wurde, wie die Engländer. „Was meine Ansicht betrifft," sagt er, „so behaupte ich, daß unter allen Herrschaften der Welt, von denen ich Wissenschaft besitze, England diejenige ist, wo das öffentliche Wesen am besten besorgt wird, und wo das Volk am wenigsten Gewalt zu leiden hat. Man findet da keine Gebäude, die der Krieg geschädigt oder zerstört hat, und darum treffe Niederlage und Unglück Alle, die da Krieg führen."

Gegen den Schluß des funfzehnten und den Anfang des sechszehnten Jahrhunderts ging ein großer Theil des Einflusses, den die Aristokratie besessen hatte, auf die Krone über. Kein englischer König hatte jemals solche unumschränkte Macht besessen, als Heinrich VIII. Während aber die Kronrechte auf Kosten des Adels bedeutende Ausdehnung erlangten, fanden zwei große Umwälzungen, die Erzeugerinnen vieler Revolutionen, statt: die Erfindung der Buchdruckerkunst und die Reformation der Kirche.

In England war die unmittelbare Wirkung der Reformation der politischen Freiheit keineswegs günstig. Die Autorität, welche früher die Päpste ausgeübt hatten, wurde fast ganz auf den König übertragen. Zwei furchtbare Gewalten, die sich oft gegenseitig in Schranken gehalten hatten, vereinigten sich jetzt in der Hand eines einzigen Despoten. Hätte das System, nach dem die Gründer der anglikanischen Kirche handelten, sich halten können, so würde die Reformation in politischer Beziehung der schlimmste Fluch gewesen sein, der unser Vaterland nur hätte treffen können. Allein dieses System trug die Keime des Todes in sich. Es ging wohl an, den Namen eines Oberhauptes der Kirche von Clemens auf Heinrich zu übertragen, aber es war unmöglich, der neuen Staatskirche die Ehrfurcht zu verschaffen, deren sich ihre ältere Schwester erfreut hatte. Die Menschen hatten nicht darum ein Joch in Stücke gebrochen, um sich ein anderes aufzulegen. Die Obergewalt des römischen Bischofs hatte Jahrhunderte lang für einen

der Fundamental-Grundsätze des Christenthums gegolten. Sie hatte Alles für sich, was einem Vorurtheil Tiefe und Stärke zu verleihen vermag: ehrwürdiges Alter, hohe Autoritäten, allgemeine Zustimmung. Die ersten Lehren der Amme hatten diesen Grundsatz eingeschärft, jede Ermahnung des Priesters war darauf zurückgegangen. Ihn entfernen, hieß unzählige Gedankenverbindungen zerstören und den herrschenden Meinungen einen großen und gefährlichen Stoß beibringen. Trotzdem vermochte sich dieses Vorurtheil, so stark es auch war, an dem entscheidenden Tage der Befreiung der menschlichen Vernunft nicht zu behaupten. Wie hätte man da erwarten können, daß der Volksgeist, nachdem er sich eben mit beispielloser Anstrengung von einer Knechtschaft, die Jahrhunderte alt war, losgemacht hatte, sich geduldig einer Tyrannei fügen werde, die kein altes Recht für sich geltend machen konnte? Für Rom sprach wenigstens die Verjährung. Aber Unduldsamkeit von Protestanten, Despotismus einer Secte von gestern, Untrüglichkeit, von Führern beansprucht, welche selbst zugestanden, daß sie den größern Theil ihres Lebens in den Banden des Irrthums gelegen hätten, Beschränkungen der Freiheit des persönlichen Urtheils, durch die Willkür von Gewalthabern zum Gesetz erhoben, die ihr eigenes Verfahren nur dadurch rechtfertigen konnten, daß sie sich auf die Freiheit ihres persönlichen Urtheils beriefen — solche Dinge waren nicht lange zu ertragen. Die Männer, die das Crucifix gestürzt hatten, durften nicht lange fortfahren, in Sachen des Chorhemdes zu verfolgen. Es bedurfte keines besondern Scharfsinnes, um die Folgewidrigkeit und Unredlichkeit von Geistlichen zu durchschauen, die fast von der gesammten Christenheit abwichen, aber keine Abweichung von ihrer eigenen Meinung duldeten, Freiheit des Gewissens forderten, jedoch nicht gewährten, jede Verfolgung verabscheuten und selbst verfolgten, gegen die Autorität des einen Widersachers sich auf ihre Vernunft beriefen und den Vernunftgründen anderer Gegner ihre Autorität entgegenstellten. Bonner handelte wenigstens in Uebereinstimmung mit seinen Grundsätzen; wenn aber Cranmer den Vorwurf der Ketzerei von sich

abweisen wollte, so mußte er Gründe anführen, die den Beweis enthielten, daß er ein Verbrecher sei.

So war mithin das System, von dem sich die englischen Fürsten nach der Reformation in Beziehung auf Kirchenangelegenheiten einige Zeit leiten ließen, zu offenbar unverständig, um sich behaupten zu können. Die öffentliche Meinung gerieth in Bewegung, als die Regierung vorwärts ging, aber sie machte nicht Halt, als diese stillstand. Derselbe Impuls, der Millionen von der römischen Kirche losgerissen hatte, fuhr fort, sie in derselben Richtung fortzuschieben. Wie aus Katholiken Protestanten geworden waren, so wurden aus Protestanten Puritaner, und die Tudors und Stuarts konnten so wenig den letztern Wechsel verhüten, wie die Päpste den erstern. Die abweichende Partei nahm zu und wurde unter jeder Art von Entmuthigung und Unterdrückung nur immer stärker. Sie war zuerst eine Secte; nun verfolgte sie der Staat, und sie wurde eine Opposition. Die alte englische Verfassung gewährte ihr die Mittel, dem Herrscher ohne Verletzung des Gesetzes Widerstand zu leisten. Sie erhielt im Unterhause die Mehrheit. Sie hatte die Macht, Steuern zu geben oder zu verweigern, und wenn sie diese Befugniß klug benutzte, so konnte sie der Kirche deren angemaßte Herrschaft über die Gewissen der Menschen entreißen und der Krone einen Theil der ausgedehnten Rechte entziehen, welche die Staatsgewalt jüngst auf Kosten des Papstes und des Adels erlangt hatte.

Die schwachen Anfänge dieses merkwürdigen Kampfes lassen sich bereits in der ersten Zeit von Elisabeth's Regierung erkennen. Das Benehmen des letzten Parlamentes dieser Königin machte es offenbar, daß eine jener großen Revolutionen, welche die Politik leiten, aber nicht aufhalten kann, im Fortschreiten begriffen sei. Es geschah bei der Frage der Monopole, daß das Unterhaus seinen ersten großen Sieg über die Krone erfocht. Das Verfahren der außerordentlichen Frau, welche damals über England herrschte, sollte von allen Politikern, die in aufgeregten Zeiten leben, studirt werden. Was sie fest-

hielt, das behauptete sie mit Entschiedenheit; was sie aufgab, das ließ sie mit Freundlichkeit aus den Händen. Sie erkannte die Nothwendigkeit, dem Volke ein Zugeständniß zu machen, und brachte das Opfer nicht mürrisch, nicht zögernd, nicht mit Markten und Feilschen, mit einem Worte nicht so, wie Karl I. dabei verfahren sein würde, sondern rasch und von ganzem Herzen. Ehe noch ein Gesetz in Vorschlag gebracht, oder eine Adresse überreicht werden konnte, half sie dem Uebel ab, über das die Nation klagte. Sie sprach ihren getreuen Gemeinen in den wärmsten Ausdrücken ihre Dankbarkeit aus, daß sie Mißbräuche entdeckt hätten, welche durch die dabei Betheiligten ihren Blicken entzogen worden wären. Wenn ihre Nachfolger mit ihrer Krone zugleich ihre Weisheit geerbt hätten, so wäre Karl I. in hohem Alter gestorben und Jakob II. nie ein Bewohner von St. Germain geworden.

Sie starb, und das Königreich gelangte an einen Mann, der sich nach seiner eigenen Meinung so meisterhaft, wie noch nie Jemand, auf die Regierungskünste verstand, der aber in Wahrheit einer jener Könige war, welche Gott zu dem ausdrücklichen Zwecke, daß sie eine Revolution beschleunigen, auf die Erde zu schicken scheint. Von allen Freiheitsfeinden, welche Brittannien erzeugt hat, war er der unschädlichste und zugleich der herausforderndste. Seine Aufgabe glich jener des Picadors in den spanischen Stiergefechten, der den trägen Stier zur Wuth reizt, indem er ein rothes Tuch in der Luft schwingt und von Zeit zu Zeit Wurfspieße auf das Thier schleudert, die keine ernstliche Wunde schlagen, aber Schmerzen erregen. Weise Tyrannen haben stets die Politik befolgt, despotische Theorieen hinter volksthümliche Formen zu verstecken. Jakob drängte seinen Unterthanen seine despotischen Theorieen immerfort auf, wenn auch nicht die geringste Nothwendigkeit vorhanden war. Mit seinem thörichten Geschwätz reizte er sein Volk mehr, als wenn er Zwangsanlehen oder freiwillige Gaben ausgeschrieben hätte. Was aber die Praxis betrifft, so hielt kein König seine Rechte mit weniger Zähigkeit fest. Er gab weder dem fortschreitenden Freiheitsgeiste mit Freundlichkeit nach, noch nahm er gegen

ihn kräftige Maßregeln, sondern er trat mit lächerlicher Hast vor ihm zurück, indem er auf seiner Flucht mit Prahlereien und Beleidigungen um sich warf. Die Engländer hatten bald hundertundfunfzig Jahre lang Fürsten gehabt, die, welche Schwächen oder Laster sie auch haben mochten, sämmtlich große Charakterfestigkeit besaßen, und bald geliebt, bald gehaßt, immer aber gefürchtet wurden. Jetzt, zum ersten Male seit dem Tage, an dem das Scepter Heinrich's IV. der Hand seines schläfrigen Enkels entfallen war, jetzt hatte England einen König, den es verachtete.

Die Thorheiten und Fehler des Menschen vermehrten die Geringschätzung, welche die schwache Politik des Herrschers hervorrief. Die unschicklichen Galanterieen des Hofes und die allgemein verbreitete Trunksucht, die sich selbst auf die Damen ausdehnte, würden allein schon hingereicht haben, ein Volk anzuwidern, dessen Sitten allmälig eine herbere Färbung annahmen. Das waren aber noch Kleinigkeiten. Verbrechen der schrecklichsten Art waren entdeckt worden, und andere wurden geargwöhnt. Die düstere Geschichte der Gowries war noch nicht vergessen. Des Königs schimpfliche Zärtlichkeit für seine Günstlinge, die Meineide, Beschwörungen und Vergiftungen, deren sich die ihm am nächsten stehenden dieser Menschen innerhalb der Mauern seines Palastes schuldig gemacht hatten, die Verzeihung, die er mit der offenbarsten Verletzung seiner Pflicht und seines Wortes den geheimnißvollen Drohungen eines Mörders bewilligt hatte — dieß Alles machte ihn für viele seiner Unterthanen zu einem Gegenstande des Abscheues. Wie ernste und sittliche Menschen, die in einiger Entfernung vom Hofe lebten, über ihn dachten, das erfahren wir aus den Denkwürdigkeiten der Mistreß Hutchinson. Für Sporus und Locusta war England nicht der rechte Ort, das siebenzehnte Jahrhundert nicht die geeignete Zeit.

Dieß war noch nicht Alles. In dem armseligen Salomo von Whitehall schienen sich die lächerlichsten Schwächen zu vereinigen: pedantisches Wesen, Possenreißerei, Geschwätzigkeit, gemeine Neugier, die

verächtlichste persönliche Feigheit. Natur und Erziehung hatten ihr Möglichstes gethan, um ein vollendetes Muster von Allem, was ein König nicht sein soll, zu erzeugen. Sein häßliches Gesicht, sein unstetes Auge, sein wackelnder Gang, sein nervöses Zittern, sein geifernder Mund, sein breiter schottischer Accent waren Unvollkommenheiten, die bei dem besten und größten Manne vorkommen können. Sie hatten aber die Wirkung, daß sie Jakob und seine Würde zu Gegenständen der Verachtung machten und die Ideenverbindungen zerstörten, die in Folge des edlen Gebahrens früherer Monarchen entstanden waren und an und für sich keinen unbedeutenden Schirm des Königthums bildeten.

Der Herrscher, mit dem Jakob nach unserer Ansicht die meiste Aehnlichkeit hat, ist Claudius Cäsar. Beiden waren derselbe schwache, schwankende Charakter, dasselbe kindische Benehmen, dieselbe Häßlichkeit, dieselbe Feigheit eigen. Beide waren Gelehrte, Beide sprachen und schrieben, wenn auch nicht ausgezeichnet, doch besser, als man von so thörichten Menschen hätte erwarten sollen. Jakob's Eigenheiten und Unanständigkeiten verdienen dieselben Worte, die Sueton von Claudius braucht: „Manches sah man an ihm, was selbst bei einem Privatmanne häßlich ist, geschweige denn bei einem Fürsten, der weder ungebildet noch ungelehrt war, ja sogar sich mit Vorliebe zu den freieren Studien hinneigte." Die Beschreibung, die Sueton von der Weise entwirft, wie der römische Fürst die Geschäfte trieb, paßt ganz auf den englischen König. „Bei Erörterungen und Entscheidungen zeigte er die größte Verschiedenheit der Stimmung; denn bald war er umsichtig und scharfsinnig, bald übelberathen und übereilt, zuweilen auch leichtfertig und wie ein Sinnloser." Claudius ließ sich nach einander von zwei schlechten Weibern beherrschen, Jakob von zwei schlechten Männern. Selbst die Beschreibung von Claudius' Persönlichkeit, der wir bei dem alten Geschichtschreiber begegnen, kann für Jakob gelten. „Uebrigens entstellten ihn beim Gehen seine schwachen Kniee, und selbst dann, wenn er nach seiner Weise nachlässig ruhte, gab es Vieles, was

ihm übel stand: sein unschickliches Lachen, sein noch schimpflicherer Zorn, der schäumende Mund, das Stammeln der Zunge."

Das Parlament, das Jakob bald nach seiner Thronbesteigung einberufen hatte, war ein widerspenstiges gewesen. Sein zweites Parlament, das sich im Frühling des Jahres 1614 versammelte, ließ sich noch schwerer handhaben. Dieses war nach einer Sitzung von zwei Monaten aufgelöst worden, und der König hatte die nächsten Jahre regiert, ohne sich auf die Legislatur zu stützen. Während dieser sechs Jahre waren im Inlande wie im Auslande traurige und schimpfliche Ereignisse rasch auf einander gefolgt: die Scheidung der Lady Essex, die Ermordung Overbury's, die Erhebung Villiers', die Begnadigung Somerset's, die Ungnade Coke's, die Hinrichtung Raleigh's, die Schlacht vom weißen Berge, der Einfall Spinola's in die Pfalz, die ehrlose Flucht des Schwagers eines englischen Königs, die Unterdrückung der Protestanten auf dem ganzen Festlande. Die sämmtlichen außerordentlichen Wege, auf denen Jakob zu Geld gelangen konnte, waren betreten worden. Die Noth war jetzt größer denn je, und der König wurde genöthigt, das Parlament zu berufen, in dem Hampden zum ersten Male als öffentlicher Charakter auftrat.

Dieses Parlament dauerte etwa zwölf Jahre. Während dieser Zeit verhing es über mehrere von Denen, welche sich im Laufe der letzten sechs Jahre durch Unterschleif und Monopole bereichert hatten, strenge Strafen. Michell, einer von den habgierigen Privilegirten, die von dem Günstling die Vollmacht erkauft hatten, das Volk zu berauben, wurde um Geld gebüßt und zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt. Mompesson, der das Vorbild von Massingers „Betrüger" sein soll, wurde geächtet und seines übel erworbenen Reichthums beraubt. Selbst Sir Eduard Villiers, Buckingham's Bruder, fand es angemessen, England zu verlassen. Diesem traurigen Verzeichniß ließe sich noch ein größerer Name beifügen. Dieses Parlament verurtheilte den berühmten Philosophen, dessen Andenken durch sein Genie nur zur Hälfte

von der Schande entlastet wird, der Knechtssinn, Undankbarkeit und Bestechlichkeit verdienter Maßen anheimfallen.

Nachdem die Gemeinen den einheimischen Beschwerden abgeholfen hatten, schritten sie dazu, den Zustand von Europa in Erwägung zu ziehen. Der König gerieth in die höchste Wuth, daß sie sich in solche Sachen mischten, und verwickelte sie mit charakteristischer Schlauheit in einen Streit über den Ursprung ihres Hauses und ihrer Privilegien. Als er fand, daß er sie nicht überzeugen könne, löste er das Parlament in voller Leidenschaft auf und schickte die Führer der Opposition in's Gefängniß, wo sie über seine Logik nachsinnen mochten.

In die Zeit, welche zwischen dieser Auflösung und dem Zusammentreten des nächsten Parlaments verfloß, fällt die berüchtigte Verhandlung über die Infantin. Der angebliche Despot wurde unbarmherzig über die Achsel angesehen, der vermeintliche Salomo ließ sich schmachvoll übertölpeln. Trotz aller Bitten und Thränen seines theuren Papa's und Gevatters entführte Steenie das Püppchen Karl im Triumph nach Madrid. Die süßen Jungen, wie Jakob sie nannte, kamen frisch und gesund, aber mit einem Korbe, zurück. Der große Meister in allen Regierungskünsten hatte eine spanische Heirath gesucht und fand einen spanischen Krieg. Im Februar von 1624 versammelte sich ein Parlament, während dessen ganzen Dauer Jakob ein bloßes Spielzeug in den Händen seines Püppchens und seines armen Sklaven und Hundes war. Die Gemeinen waren geneigt, den König in der kräftigen Politik, die ihm sein Günstling auf's Dringendste anrieth, zu unterstützen. Aber sie schenkten dem schwachen Souverain und dessen ausschweifenden Höflingen doch kein Vertrauen und setzten ihre Bemühungen fort, die Mißbräuche zu beseitigen. Sie legten daher das Geld, das sie für den Krieg bewilligten, in die Hände von Bevollmächtigten des Parlaments. Sie versetzten den Schatzmeister, Lord Middlesex, in Anklagezustand, und erließen ein Gesetz, daß alle Bewilligungen von Monopolen ungesetzlich seien.

Hampden nahm während Jakob's Regierung an den öffentlichen Angelegenheiten keinen hervorragenden Antheil. Es ist übrigens gewiß, daß er den Einzelnheiten der parlamentarischen Geschäfte die größte Aufmerksamkeit zollte und sich der Localinteressen seiner Landschaft sehr annahm. Seinen Bemühungen besonders war es zu verdanken, daß Wendover und mehrere andere Flecken, die der Volkspartei zur Verfügung standen, ungeachtet des Widerstandes des Hofes ihr Wahlrecht zurückerhielten.

Die Gesundheit des Königs hatte sich seit einiger Zeit verschlechtert. Am 27. März 1625 starb er. Unter seiner schwachen Regierung hatte der liberale Geist eine solche Kraft erlangt, daß er einem großen Kampfe gewachsen war. Die Politik seines Nachfolgers rief diesen Kampf hervor. Karl war seinem Vater nicht ähnlich. Er war kein Wirrkopf, kein Pedant, kein Possenreißer, kein Feigling. Es würde einfältig sein, wenn man leugnen wollte, daß er ein Gelehrter und feiner Mann war, die schönen Künste als Kenner liebte und in seinem Privatleben der strengsten Sittlichkeit huldigte. Seine Talente für Geschäfte mußte man achtbar nennen, sein Benehmen war echt königlich. Er war aber falsch, herrisch, hartnäckig und beschränkten Verstandes, kannte die Stimmung seines Volkes nicht und achtete nicht auf die Zeichen der Zeit. Seine ganze Regierung hindurch folgte er dem Grundsatze, daß man der öffentlichen Meinung Widerstand leisten müsse, und machte erst dann wirkliche Zugeständnisse, als nichts mehr darauf ankam, ob er gegen den Strom kämpfe oder nachgebe, und als das Volk, das ihm längst seine Liebe und sein Vertrauen entzogen hatte, ihn endlich auch nicht mehr fürchtete.

Sein erstes Parlament vereinigte sich im Juni 1625. Hampden kam als Abgeordneter von Wendover. Der König forderte Geld, die Gemeinen verlangten Abstellung der Beschwerden. Natürlich konnte der Krieg nicht ohne Geldmittel geführt werden. Der Plan der Opposition scheint dahin gegangen zu sein, immer nur kleinere Summen zu

bewilligen, um auf diese Weise eine baldige Auflösung zu verhüten. Das Unterhaus gab dem König blos zwei Steuersätze, erhob dann Klagen, daß die englischen Schiffe gegen die Hugenotten verwendet würden, und bat für die Puritaner, die damals arg verfolgt wurden. Der König löste das Parlament auf und schrieb durch einfache Verordnungen Steuern aus. Der Ertrag lieferte nicht so viel, als er bedurfte, und im Frühjahr von 1626 berief er ein zweites Parlament. Auch in diesem vertrat Hampden Wendover.

Die Gemeinen beschlossen, eine höchst bedeutende Summe zu bewilligen, das Gesetz aber erst dann schlußgültig zu erlassen, wenn die Beschwerden der Nation Abhülfe gefunden hätten. Der nun folgende Kampf übertraf alle frühern an Heftigkeit bei Weitem. Die Gemeinen versetzten Buckingham in Anklagezustand, der König ließ die Urheber des Beschlusses in's Gefängniß werfen. Die Gemeinen stritten dem König das Recht ab, ohne ihre Zustimmung Tonnengeld und Pfundgeld zu erheben. Der König löste sie auf, sie antworteten mit einer Vorstellung. Karl ließ nun eine Erklärung verbreiten, welche seine Maßregel rechtfertigte, und schickte mehrere der ausgezeichnetsten Mitglieder der Opposition in enge Haft. Eine Zwangsanleihe, die auf die Einzelnen nach dem Maßstabe vertheilt wurde, wie Jeder zu der letzten Steuer beigetragen hatte, mußte Geld schaffen. Bei dieser Gelegenheit trat Hampden zum ersten Male für den wichtigsten Grundsatz der englischen Verfassung ein. Er weigerte sich mit Bestimmtheit, einen Pfennig zu der Anleihe zu geben. Man fragte ihn um seine Gründe. Er antwortete, „daß er sich fügsam zeigen und wie Andere Geld geben würde, wenn er nicht fürchte, daß er jenen Fluch der Magna Charta, den man denen, welche dieses Gesetz verletzen wollten, zweimal des Jahres vorlesen sollte, auf sein eigenes Haupt laden werde.“ Wegen dieser geistreichen Antwort ließ ihn der Geheimerath in das Gefängniß von Westminster zu engem Gewahrsam führen. Nach einiger Zeit wurde er entlassen. Aber er beharrte auf seiner Weigerung, und wurde nun in Hampshire in Haft gebracht.

Die Regierung ging ihren Gang fort, zu Hause unterdrückend, und im Auslande in allen ihren Maßregeln stümpernd. Ein Krieg gegen Frankreich wurde thöricht begonnen und noch unverständiger geführt. Buckingham leitete einen Anschlag auf Rhé und wurde schimpflich abgewiesen. Inzwischen quartirte man die Soldaten bei den Bürgern ein und bestrafte Verbrechen, die vor den ordentlichen Richter gehörten, nach dem Kriegsgesetz. Nahe an achtzig angesehene Männer wurden eingekerkert, weil sie ihre Beiträge für die Zwangsanleihe verweigert hatten. Die gemeinen Leute, die Zeichen von Unbotmäßigkeit blicken ließen, wurden für die Flotte gepreßt, oder zum Dienst in der Armee gezwungen. Das Geld kam übrigens langsam ein, und der König mußte wieder ein Parlament berufen. Um seine Unterthanen zu versöhnen, gab er allen Personen die Freiheit, welche sich seinen ungesetzlichen Forderungen nicht hatten fügen wollen. Hampden erlangte seine Freiheit wieder und wurde sofort in Wendover auf's Neue gewählt.

Zu Anfang des Jahres 1628 war das Parlament beisammen. In der ersten Sitzungsperiode erlangten die Gemeinen vom König, daß er nach manchen Zögerungen und Ausflüchten, zum Dank für fünf Steuersätze seine volle und feierliche Zustimmung zu jener berühmten Urkunde gab, die man unter dem Namen der Bitte um Recht kennt, die die zweite Magna Charta der englischen Freiheit ist. Durch seine Einwilligung in dieses Gesetz verpflichtete sich der König, ohne Zustimmung des Parlamentes keine Steuern zu erheben, Niemand anders als nach gesetzlichem Verfahren einkerkern zu lassen, dem Volke in Zukunft keine Einquartierung einzulegen und die Verfolgung von Verbrechen ausschließlich den ordentlichen Gerichten zu übergeben.

Im Sommer wurde dieses denkwürdige Parlament vertagt. Im Januar 1629 trat es wieder zusammen. Buckingham war nicht mehr. Dieser schwache, leidenschaftliche und ausschweifende Abenteurer, der, ohne andere Talente und Vorzüge als die eines bloßen Höflings zu

besitzen, während einer großen Krisis in den innern und äußern Angelegenheiten den ersten Minister gespielt hatte, war in der Zeit der Parlamentsferien von der Hand eines Mörders gefallen. Sowohl vor als nach seinem Tode war die Kriegsführung eine schwache und erfolglose gewesen. Der König hatte in unmittelbarem Widerspruch mit dem Inhalt der Bitte um Recht fortgefahren, ohne die Zustimmung des Parlamentes Schiffsgeld und Pfundgeld zu erheben. Die Truppen waren wieder bei den Bürgern einquartiert worden, und es wurde den Gemeinen klar, daß die fünf Steuersätze, die sie für die Volksfreiheiten als Preis bezahlt hatten, weggeworfen wären.

Sie kamen mithin nicht in der nachgiebigsten Stimmung nach London. Sie zogen die Maßregeln der Regierung bezüglich des Schiffsgeldes und Pfundgeldes in die ernstlichste Erwägung. Sie beschieden die Beamten des Zollhauses an ihre Schranke, verhörten die Vorsteher der Schatzkammer und verhafteten einen der Londoner Sheriffs. Sir John Eliot, ein ausgezeichnetes Mitglied der Opposition und ein vertrauter Freund Hampden's, beantragte einen Beschluß, der die Auflage als verfassungswidrig verdammte. Der Sprecher erklärte, daß ihm der König befohlen habe, eine solche Frage nicht zur Abstimmung zu bringen. Diese Antwort erregte den heftigsten Sturm, den die Mauern des Parlamentes jemals gesehen haben. Hayman donnerte gegen die schimpfliche Sprache, die man vom Sprecherstuhle vernommen habe. Eliot schleuderte das Papier, das seinen Antrag enthielt, auf den Boden. Valentine und Hollis hielten den Sprecher mit Gewalt auf seinem Stuhle fest und lasen den Vorschlag unter dem lautesten Beifall vor. Die Thür wurde verschlossen und der Schlüssel auf den Tisch gelegt. Ein Beamter des Hauses, der Eingang forderte, klopfte vergebens. Nachdem man verschiedene starke Beschlüsse gefaßt hatte, vertagte sich das Haus. An dem Tage, an dem man wieder zusammentreten wollte, löste der König das Parlament auf und schickte mehrere der ausgezeichnetsten Mitglieder, unter denen sich Hollis und Sir John Eliot befanden, in's Gefängniß.

Obgleich Hampden bis jetzt an den Debatten des Hauses wenig Antheil genommen hatte, war er doch Mitglied der wichtigsten Ausschüsse gewesen und hatte über die Gesetze des Parlamentes viel gelesen und geschrieben. Ein noch heute vorhandener Band in Manuscript, der Parlaments-Fälle bespricht, enthält viele Auszüge aus seinen Aufzeichnungen.

Er zog sich nun zu den Pflichten und Genüssen des Landlebens zurück. Während der elf Jahre, die der Auflösung des Parlamentes von 1628 folgten, wohnte er auf seinem Landsitze, der in einer der schönsten Gegenden der Grafschaft Buckingham lag. Das Wohnhaus, mit dem seitdem bedeutende Veränderungen vorgegangen sind, und das sich gegenwärtig, wie wir glauben, in einem sehr vernachlässigten Zustande befindet, war ein altes englisches Schloß, dessen Erbauung in die Zeiten der Plantagenets und Tudors fiel. Es erhob sich auf dem Gipfel eines Hügels, der auf ein enges Thal hinabsieht. In die ausgedehnten Wälder, die es umgaben, waren lange Wege gehauen. Einen dieser Zugänge hatte der Großvater des berühmten Staatsmannes bei einem Besuche der Königin Elisabeth in den Wald brechen lassen, und diese Oeffnung, die man noch heute meilenweit sehen kann, hat den Namen des Weges der Königin behalten. In dieser reizenden Einsamkeit verlebte Hampden mehrere Jahre, indem er die Pflichten eines Landedelmannes und Grafschaftsbeamten mit großer Thätigkeit erfüllte und bei den Büchern oder auf der Jagd Erholung suchte.

Er vergaß in dieser Zurückgezogenheit seine verfolgten Freunde nicht. Insbesondere unterhielt er mit Sir John Eliot, der sich im Tower befand, einen lebhaften Briefwechsel. Lord Nugent hat mehrere dieser Briefe veröffentlicht. Unsere Phantasie täuscht uns vielleicht, doch müssen wir gestehen, daß wir in jeder dieser Mittheilungen einen Beleg für diesen oder jenen Theil der Schilderung finden, welche Clarendon von Hampden's Charakter entwirft.

Ein Theil des Briefwechsels bezieht sich auf die beiden Söhne Sir John Eliot's. Diese jungen Männer waren unbändig und un-

stät, weßhalb ihr Vater, den das Schicksal von ihnen getrennt hatte, wegen ihres Benehmens sehr natürliche Besorgnisse empfand. Er entschloß sich endlich, den einen nach Frankreich zu schicken und den andern einen Feldzug in den Niederlanden mit machen zu lassen. Der Brief, auf den wir Bezug nehmen, beweist uns, daß Hampden, so streng er gegen sich selbst war, Andere mit Milde beurtheilte, und daß sein Puritanismus mit dem Geschmacke und den Ansichten eines Mannes von Welt sich vollkommen vertrug. Dieses Schreiben bestätigt uns auch, was Clarendon von ihm sagt: „In der Debatte war er so leutselig und ruhig, trat mit einer solchen Bescheidenheit auf und ordnete sein Urtheil so unter, als ob er keine eigene Meinung mitbringe und nur Belehrung und Unterweisung suche. Er hatte aber eine so feine Weise, Fragen zu stellen und in der Form von Zweifeln Einwürfe zu machen, daß er Denen, von welchen er angeblich lernen und annehmen wollte, seine Ansichten einflößte."

Der Brief lautet wie folgt: „Ich kenne Ihren klaren Einblick in die Anlagen der Menschen und Ihr Talent, für Jeden nach seinem Wesen ein Bildungsverfahren ausfindig zu machen, so genau, daß ich, wenn Sie über meine eigenen Söhne, wie jetzt über die Ihrigen, verfügt hätten, kaum meine Ansicht neben der Ihrigen laut werden lassen möchte, und namentlich dann nicht, wenn Sie wie hier nicht blos den Plan aufgestellt, sondern auch jeden Einwurf von vorn herein beseitigt hätten. Denn wenn Richard Eliot in den Pausen zwischen den Kriegsunternehmungen zur Praxis die Theorie fügt und seinen lebhaften Geist mit den Blumen der Betrachtung schmückt, so erhalten wir die Hoffnung auf einen zweiten Sir Edward Vere, auf einen Charakter, der jeden Sommer in's Feld zieht, jeden Winter bei den Büchern sitzt, auf einen Mann, dessen Verlust dieses Königreich einst tief betrauern wird. Haben Sie diesen Entschluß gefaßt, nachdem Sie sich mit dem Höchsten berithen, wie ich daran nicht zweifle, so kann ich nur hoffen und beten, daß dieselbe Kraft einen Erfolg schenken möge, der Ihren Wünschen entspricht. Der Weg, den Sie mit meinem zweiten Freunde

einschlagen, enthält den Beweis, daß Sie nicht zu des Bischofs von Exeter*) Bekehrten gehören, zu denen auch ich mich nicht rechnen darf. Hätten Sie aber mich um meine Meinung gefragt, so würde ich, wie dieß überhaupt mein Fehler ist, eher Einwürfe gemacht, als beseitigt haben. Ein Mittelweg zwischen Frankreich und Oxford würde seine kleinen Fehler beseitigt haben und seinen Jahren wohl angemessener gewesen sein ... Denn obgleich er ein Jüngling ist, der seiner geistigen Entwicklung nach keinen Vormund bedürfte, wenn Sie auch morgen sterben sollten, so ist es doch, wie mich bedünken will, ein großes Wagniß, solche hübsche Anlagen ohne Schutz in Berührung mit einem Volke zu bringen, unter dem es Viele giebt, deren Religion ein gottloser Aberglaube ist, und die sich auszuzeichnen glauben, wenn sie sich unsittlich benehmen. Doch Gott, der allein die Lebensalter kennt und in die Zukunft blickt, hat ihn, wie ich hoffe, schon früh für seinen Dienst bestimmt und Ihnen eingegeben, daß Sie ihn bei guter Zeit für große Dinge geschickt machen. Ist dem so, so wird in Frankreich Er bei ihm sein, der in Sichem bei Abraham und in Aegypten bei Joseph war, unter dessen Flügeln allein vollkommene Sicherheit ist."

Sir John Eliot schrieb während seiner Haft eine Abhandlung über das Regieren, die er seinem Freunde mittheilte. Hampden's Kritik ist höchst bezeichnend. Er urtheilt mit jener „gewinnenden Freundlichkeit", die Clarendon ihm zuschreibt. Er macht seine Einwürfe mit einer Zartheit, die selbst den empfindlichsten Schriftsteller kaum verletzen würde. Wir sehen auch, wie hoch Hampden bei Anderen jene Gedrungenheit schätzte, welche einer der hervortretendsten Züge seiner Beredtsamkeit war. Sir John Eliot's Styl scheint zu zerflossen gewesen zu sein, und Hampden giebt dieß mit einer Gewandtheit zu verstehen, die man bewundern muß. „Die Schrift," sagt Hampden, „ist

*) Hall, Bischof von Exeter, hatte sich sowohl in Prosa als in Versen gegen die Mode, junge Männer von Stand auf Reisen zu schicken, sehr stark ausgesprochen.

ein so vollständiges Bild des Verfassers, als Worte nur zu geben vermögen, der lebendige Beweis eines großen Geistes. Der Stoff, die Methode und der Ausdruck geben sich vortrefflich und harmonisch, und es herrscht eine Milde vor, die meine Empfehlungen als unnütz erscheinen läßt. Meine Worte würden diese Vorzüge nur ungenügend schildern. Doch um meine Aufrichtigkeit auf Kosten meines Witzes zu zeigen, würde nicht ein Meisterstück von geringerem Umfange, bei dem die einzelnen Theile nicht beschnitten, wohl aber zusammengezogen würden, einen größern Eindruck machen? Dieß soll keine Behauptung sein, ich wünsche nur zu lernen. Sie betrachten jede Einzelnheit unter den verschiedensten Gesichtspunkten, wobei Alles, wie ich gestehe, vortrefflich ist. Die Quelle war übervoll, der Kanal eng; das mag der Grund sein; oder vielleicht ist der Verfasser auch Virgil ähnlich, der weit mehr Verse dichtete, als ursprünglich seine Absicht war. Hätte ich alle seine Verse gesehen, so würde ich ihn wohl gebeten haben, weniger zu dichten; doch wenn er mich dann aufgefordert hätte, selbst zu streichen, so wäre ich geschlagen gewesen."

So schreibt offenbar ein Mann, der nicht blos einen guten Verstand und einen natürlichen Geschmack hat, sondern auch literarische Bildung besitzt. Wir wissen von Hampden's Studien wenig. Da es aber einmal Plan war, ihn zum Erzieher des Prinzen von Wales zu machen, so müssen seine Kenntnisse bedeutend gewesen sein. Davila soll zu seinen Lieblingsschriftstellern gehört haben. Die gemäßigten Meinungen dieses Schriftstellers, die Klarheit und männliche Kraft seines Styles mußten ihn einem so verständigen Leser empfehlen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Davila's Vergleich zwischen England und Frankreich, Puritanern und Hugenotten Hampden auf das Lebhafteste anzog, und daß er vielleicht in sich bereits eine Kraft fühlte, die ihn nicht unfähig machte, die erhabene Rolle Coligni's zu spielen.

Während er sich auf diese Weise beschäftigte, traf ihn ein schweres häusliches Unglück. Im Sommer des Jahres 1634 starb seine Gattin, die ihm neun Kinder geboren hatte. Sie ruht in der Kirche

zu Hampden, dicht am Herrenhause. Die eben so zärtliche als kräftige Inschrift auf ihrem Grabmale spricht noch heute von den bitteren Schmerzen ihres Gemahls und von dem Troste, den ihm sein fester Glaube an Unsterblichkeit gab.

In der Zwischenzeit gewannen die öffentlichen Angelegenheiten ein immer düstereres Ansehen. Eliot's Gesundheit hatte durch eine jahrelange gesetzwidrige Haft gelitten. Der tapfere Dulder wollte sich die Freiheit, die für ihn das Leben war, nicht dadurch erkaufen, daß er die Autorität, die ihn in's Gefängniß geworfen hatte, anerkannte. Auf die Vorstellungen seiner Aerzte wurde die Strenge seiner Haft etwas gemildert. Es war aber zu spät. Er kränkelte fort und starb als Märtyrer jener guten Sache, für die sein Freund Hampden einen glänzenderen, jedoch nicht ehrenvolleren Tod erleiden sollte.

Alle Versprechen des Königs waren eben so gewissenlos als schamlos gebrochen worden. Die Bitte um Recht, der der Monarch um einer Geldunterstützung willen, die man ihm treulich leistete, seine feierliche Zustimmung ertheilt hatte, galt nichts mehr. Auf die königliche Autorität hin wurden Steuern erhoben und Monopole bewilligt. Die alten Gebräuche der Zeiten des Lehnsrechtes dienten als Vorwände für Plackereien des Volkes, von denen man lange Jahre nichts gewußt hatte. Die Puritaner wurden mit einer Grausamkeit verfolgt, die der Inquisition würdig gewesen wäre. Man zwang sie, aus ihrem Vaterlande zu fliehen, kerkerte sie ein, peitschte sie, schnitt ihnen die Ohren ab, schlitzte ihnen die Nase auf, brannte ihnen die Wangen mit glühenden Eisen. Doch die Grausamkeit der Verfolger vermochte die Standhaftigkeit der Opfer nicht zu überwinden. Die verstümmelten Vertheidiger der Glaubensfreiheit trotzten der Rache der Sternkammer immer wieder, kamen mit unverminderter Entschlossenheit auf den Schauplatz ihrer glorreichen Schande zurück und boten mit männlichem Muthe die Stumpfen ihrer Ohren dem Messer des Henkers dar. Trotz Allem, was ihr Wachsthum hindern sollte, gedieh und blühte die kühne Secte, senkte ihre Wurzeln tief in den unfruchtbaren Boden ein

und breitete ihre Zweige an der rauhen Luft weit aus. Die Menge umstand Payne's Schandpfahl mit größerer Ehrfurcht, als Mainwaring's Kanzel, und sammelte die Lumpen, die von Burton's Blut getränkt waren, mit einer Pietät, welche Bischofsmütze und Chorhemd längst nicht mehr einflößten.

Für die Mißregierung dieser verhängnißvollen Zeit ist Karl in Person hauptsächlich verantwortlich. Nach Buckingham's Tode scheint er sein eigener erster Minister gewesen zu sein. Er hatte übrigens zwei Rathgeber, die ihn an Unduldsamkeit und gesetzwidriger Gewaltthätigkeit erreichten, wenn nicht übertrafen. Der eine war ein abergläubischer Faselhans und so ehrlich, als seine gemeine Gesinnung ihm zu sein gestattete; der zweite ein Mann von großer Tapferkeit und Befähigung, aber ausschweifend, treulos, bestechlich und grausam.

Es wird wohl keine Köpfe geben, welche die Persönlichkeiten, denen sie angehörten, sprechender charakterisirten, als die von Laud und Strafford, wie sie sich in Bildnissen, welche die geschickteste Hand jener Zeit entwarf, bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Die niedrige Stirn, die eingekniffenen Züge, die starren Augen des Prälaten passen vortrefflich zu seinem Charakter. Sie bezeichnen ihn als eine gemeinere Gattung von St. Dominicus, die von dem wildern, düstern Fanatiker, der die Inquisition gründete, etwa so weit abwich, wie sich das Hausteufelchen einer boshaften Hexe von einem Fürsten der Finsterniß unterscheiden mag. Wenn wir die Urtheile Sr. Gnaden lesen und einen Blick in seine Berichte werfen, welche stets mittheilen, daß einige Sectirer in's Gefängniß geworfen seien und noch andere mit Hülfe des Königs verhaftet werden sollten, so fühlen wir eine Regung des Unwillens. Wenden wir uns dann zu seinen Tagebüchern, so sind wir plötzlich so kalt, als die Verachtung uns nur machen kann. Hier erfahren wir, daß sein Bild zur Erde fiel, worüber er als über eine üble Vorbedeutung in große Furcht gerieth. Ein anderes Mal träumt er, der Herzog von Buckingham wolle sich zu ihm in's Bett legen, König Jakob schleiche ihm nach, und dann komme Thomas Flaxney

in grünen Gewändern, und der Bischof von Worcester, die Schultern in ein weißes Leinen gehüllt. Zu Anfang des Jahres 1627 scheint der Schlummer dieses großen Kirchenlichtes ein höchst unruhiger gewesen zu sein. Am 5. Januar sah er einen lustigen alten Mann mit einem Gesicht voll Runzeln, Grove mit Namen, auf der Erde liegen. Am 14. desselben denkwürdigen Monats sah er den Bischof von Lincoln ein Pferd besteigen und fortreiten. Einen oder zwei Tage darauf träumte ihm, daß er dem Könige in einer silbernen Schale zu trinken reiche, daß der Monarch das Gefäß aber zurückweise und ein Glas fordere. Dann war es ihm wieder, als ob er ein Papist geworden sei, und dieß ist, fürchten wir sehr, der einzige seiner Träume, der einen Sinn hat. Von allen diesen Gesichten geben wir dem den Vorzug, dessen er sich in der Freitagsnacht, am 9. Februar 1627, zu erfreuen hatte. „Mir träumte," sagt er, „daß ich den Skorbut habe, und daß alle meine Zähne im Munde locker würden. Da war namentlich ein Zahn in meiner untern Kinnbacke, den ich kaum mit dem Finger auf seinem Platze halten konnte, bis ich Hülfe herbeigerufen hatte." Das war der Mann, der die Meinungen eines großen Volkes zu beaufsichtigen sich vermaß!

Wentworth dagegen — wer könnte ihn nennen und sähe nicht diese harten, finsteren Züge, die durch ihren adeligen Ausdruck mehr als die Majestät eines antiken Jupiters erhielten; diese Brauen, diese Augen, diese Wangen, diese Lippen, in denen, wie in einer Chronik, die Ereignisse mancher stürmischen und unglücklichen Jahre geschrieben standen, in denen man von erfolgreichen großen Unternehmungen, von kühn bestandenen Gefahren, rücksichtslos geübter Gewalt, standhaft ertragenen Leiden las; diesen festen Blick, der uns aus dem lebensvollen Gemälde van Dyk's so ernst und trübe, so gedankenvoll und entschlossen entgegenblickt und ein furchtbares Schicksal vorauszusehen und herauszufordern scheint? Noch heute schreckt der stolze Graf die Nachwelt, wie er seine Zeitgenossen mit Bangen erfüllte, und erregt vor dem Richterstuhle der Geschichte dieselbe Theilnahme, die ihn an

die Schranke des Oberhauses begleitete. Wider unsern Willen befällt uns zuweilen, wenn wir seiner gedenken, ein gewisses Mitleid, wie es seine Vertheidigung nach Sir John Denham's Bericht auch in der Halle von Westminster hervorrief.

Dieser große, tapfere, schlechte Mann trat mit Hampden zugleich in's Unterhaus und stellte sich auf dieselbe Seite. Beide gehörten zu den reichsten und mächtigsten Bürgern des Königreiches, Beide zeichneten sich durch Kraft des Charakters und persönlichen Muth gleichmäßig aus. Hampden besaß mehr Verstand und Scharfsinn als Wentworth, aber der Letztere übertraf alle Redner der Zeit an Schwung und Glanz des Ausdruckes. Im Jahre 1626 wurden beide ausgezeichnete Männer in Haft genommen; Wentworth, der zu den Führern der Opposition gehörte, wegen seines Auftretens im Parlamente; Hampden, der in der Debatte noch nicht bedeutend hervorgetreten war, weil er die auf ungesetzliche Weise ausgeschriebenen Steuern verweigert hatte.

Hier trennten sich ihre Wege. Nach Buckingham's Tode machte der König Versuche, mehrere der Leiter der Opposition von ihrer Partei zu trennen. Zu denen, welche der Verführung erlagen, gehörte Wentworth. Er sagte sich von seinen Genossen los und verfolgte diese von der Zeit an mit dem tödtlichsten Hasse eines Abtrünnigen. Man überhäufte ihn mit großen Titeln und hohen Aemtern. Er wurde Graf von Strafford, Lordlieutenant von Irland, Präsident des Rathes für den Norden, und strengte seine ganze Kraft an, die Freiheiten, deren ausgezeichnetster Vorfechter er gewesen war, zu vernichten. Er rieth stets zu einem ungestümen und willkürlichen Verfahren. Sein Briefwechsel mit Laud beweist zur Genüge, daß sein Lieblingsplan eine ohne Parlament beschließende, auf das Schwert gestützte Regierung war. Sogar den Lauf der gewöhnlichen, zwischen Mensch und Mensch entscheidenden Justiz wollte er durch die Staatsgewalt leiten lassen. Er gönnte der Kings-Bench und dem Oberhofgerichte nicht einmal das Maß von Freiheit, das der unumschränkteste der Bourbons den französischen Parlamenten gestattete. In Irland, wo er an des Königs

Stelle stand, stimmte sein Verfahren mit dieser Theorie völlig überein. Er erhob die Autorität der vollziehenden Gewalt über das Ansehen der Gerichtshöfe. Niemand durfte ohne seine Erlaubniß die Insel verlassen. Er führte ausgedehnte Monopole ein und beutete sie im eigenen Nutzen aus, erhob nach Willkür Steuern und ließ sie von der bewaffneten Macht beitreiben. Einige seiner Handlungen bezeichnet selbst der parteiische Clarendon als Gewaltthätigkeiten, als Maßregeln, die nur eine im Uebermaß gebieterische Natur verfügen konnte, als Verfügungen, die auch bei nüchternen und leidenschaftslosen Personen Mißvergnügen und Schrecken hervorriefen, als abscheuliche Bedrückungen. Auf die leichtsinnigste Anklage hin ließ er einen Mann von hohem Stande, der ihm Anstoß gegeben hatte, von einem Kriegsgerichte zum Tode verurtheilen. Er verführte die Schwiegertochter des Lordkanzlers von Irland und befahl diesem Adeligen sodann, über seinen Besitz nach den Wünschen jener Dame zu verfügen. Der Kanzler weigerte sich. Der Lordlieutenant setzte ihn ab und warf ihn in's Gefängniß. Wenn man die heftigen Maßregeln des langen Parlamentes verdammt, so sollte man auch nicht vergessen, wie gehässig die Tyrannei war, von der diese Versammlung die Nation befreite.

Unter den gemeineren Werkzeugen Karl's befanden sich der Oberrichter Finch und der Kronanwalt Noy. Noy hatte, wie Wentworth, die Sache der Freiheit im Parlamente verfochten und sie, wie Wentworth, um eines Amtes willen verlassen. Er ersann im Verein mit Finch einen Plan zur Besteuerung, der den Thron der Nation vollends entfremdete. Der König erließ an die Londoner Altstadt einen Befehl, für seinen Dienst Kriegsschiffe auszurüsten und zu bemannen. Aehnliche Schreiben wurden allen Städten längs der Küste zugefertigt. Obgleich diese Maßregeln bestimmte Verletzungen der Bitte um Recht enthielten, so konnte man sich bei ihnen doch mit einigem Schein auf frühere Vorgänge berufen. Aber bald darauf that die Regierung einen Schritt, der sich durch keine älteren Beispiele rechtfertigen ließ, und schrieb in den binnenländischen Grafschaften Schiffsgeld aus. Dieß

war ein Gewaltstreich, den Elisabeth nie gewagt hatte, selbst dann nicht, als die Umstände der Art waren, daß alle Gesetze dem höchsten Gebote, den Staat zu retten, weichen mußten. Sogar damals, als die Armada sich unseren Küsten näherte, hatte man die inneren Grafschaften nicht aufgefordert, Schiffe, oder an deren Stelle Geld, zu liefern. Es erschien als unerträglich, daß ein Fürst, der noch eben durch seine Zustimmung zu der Bitte um Recht seine Befugniß, von den Außenhäfen Schiffsgeld zu erheben, aufgegeben hatte, der erste sein sollte, der diese Abgabe in Gebietstheilen ausschriebe, denen sie unter den herrischesten seiner Vorgänger unbekannt geblieben war.

Clarendon gesteht mit bestimmten Worten zu, daß man mit dieser Steuer nicht blos einen Geldbeitrag für die Marine bezweckte, daß sie vielmehr „eine Quelle und ein Vorrathshaus ohne Grund sein und für alle Gelegenheiten ein nie aufhörendes Auskunftsmittel bilden sollte.“ Die Nation begriff dieß sehr wohl, und es entstand von einem Ende Englands bis zum andern die größte Aufregung.

Buckinghamshire hatte ein Schiff von vierhundertundfunfzig Tonnen oder eine Summe von viertausendfünfhundert Pfund als Auflage bekommen. Der Antheil, der davon auf Hampden fiel, war sehr klein, ja so geringfügig, daß der Sheriff getadelt wurde, einen so reichen Mann mit einer so unbedeutenden Summe angesetzt zu haben. Aber so klein der geforderte Beitrag war, einen so unermeßlich wichtigen Grundsatz schloß er in sich. Nachdem Hampden die besten Kenner des Staatsrechtes seiner Zeit um Rath gefragt hatte, weigerte er sich, die paar Schillinge zu zahlen, und beschloß, die gewissen Ausgaben und die wahrscheinliche Gefahr daran zu wagen, die damit verknüpft waren, wenn er die große Streitfrage zwischen Krone und Volk zu einer feierlichen Erörterung brachte. „Bis zu dieser Zeit,“ sagt Clarendon, „stand er mehr in seiner Landschaft in Ruf, als daß man im Königreiche viel von ihm gesprochen und ihn hoch geachtet hätte, aber nun war sein Name auf allen Lippen, und Jedermann fragte, wer und

was der Mann sei, der es wage, die Freiheit und Wohlfahrt des Landes auf seine eigene Hand zu vertheidigen."

Gegen den Schluß des Jahres 1636 kam dieser große Fall in dem Gerichte der Schatzkammer vor sämmtlichen Richtern Englands zur Verhandlung. Der Sachwalter des Beklagten war der berühmte Oliver St. John, ein Mann von melancholischer Stimmung und zurückhaltendem Benehmen, der in der Halle von Westminster noch wenig Namen hatte, dessen große Talente aber dem durchdringenden Auge Hampden's nicht entgangen waren. Der Kronanwalt und der Staatsprocurator erschienen für die Krone.

Die Erörterungen des Vertheidigers nahmen mehrere Tage hin, und auch bei den Erörterungen des Gerichtshofes verging eine geraume Zeit. Die Richter waren getheilter Meinung. Das Gesetz sprach so deutlich für Hampden, daß sich nur eine kleine Mehrheit gegen ihn erklärte, obgleich die Richter vom König nach Willkür abgesetzt werden konnten. Fünf von zwölf sprachen sich für ihn aus, die übrigen sieben stimmten für die Rechtsgültigkeit der Steuer.

Die einzige Wirkung dieser Entscheidung war die, daß der allgemeine Unwille noch stärker und tiefer wurde. „Das Urtheil," sagt Clarendon, „brachte dem verurtheilten Manne mehr Nutzen und Ehre, als dem Dienste des Königs." Von dem Muthe, den Hampden bei dieser Gelegenheit bewiesen hatte, sagt derselbe Geschichtsschreiber, „daß er Hampden's Ruf durch das ganze Königreich zu der größten Höhe gesteigert habe." Selbst Höflinge und Kronjuristen sprachen mit Ehrfurcht von ihm. „Sein Benehmen," sagt Clarendon, „war in dieser Zeit der Aufregung ein so merkwürdig ruhiges und bescheidenes, daß Diejenigen, welche ihn genau beobachteten, um einen Vortheil über ihn zu gewinnen, oder ihn in seinem Entschlusse wankend zu machen, ihm das beste Zeugniß gaben." Aber diese Mäßigung, die den Lord Falkland mit der höchsten Achtung erfüllte und dem Staatsprocurator Herbert laute Lobsprüche entlockte, fachte den unauslöschlichen Haß

Strafford's nur zu einer noch glühendern Flamme an. Dieser Minister murrte in seinen Briefen an Laud über die Milde, mit der man Hampden behandele. „In Wahrheit," schreibt er, „wenn man solche Menschen nach Gebühr behandelte, dann müßte man sie peitschen, bis sie ihren Witz wieder gefunden hätten." Weiterhin sagt er: „Ich wünschte, daß Hampden und seines Gleichen so gepeitscht würden, daß sie ihren Verstand bekämen. Wenn die Ruthenstreiche recht weh thäten, so würde mich das keineswegs betrüben."

Hampden's Person war jetzt kaum mehr sicher. Bis dahin hatten seine Klugheit und Mäßigung die Hoffnungen Derer getäuscht, welche begierig nach einem Vorwande suchten, ihn in Eliot's Gefängniß schicken zu können. Er wußte aber, daß des Tyrannen Auge auf ihm ruhe. Im Jahre 1637 hatte die Mißregierung ihren Höhepunkt erreicht. Seit acht Jahren war kein Parlament zusammen gewesen. Die Entscheidung des Schatzkammergerichtes hatte der Krone das gesammte Eigenthum des englischen Volkes zur Verfügung gestellt. Etwa um dieselbe Zeit, in welche diese Entscheidung fällt, wurden Prynne, Bastwick und Burton kraft eines Urtheiles der Sternkammer verstümmelt und in entlegene Gefängnisse geschickt, wo sie verfaulen mochten. Besitzthum und Person eines Jeden, der einmal opponirt hatte, waren der Gnade des Hofes anheim gegeben.

Hampden beschloß, England zu verlassen. Jenseits des atlantischen Oceans hatten einige verfolgte Puritaner in den Wildnissen von Connecticut eine Niederlassung gegründet, die jetzt zu einer blühenden Republik geworden ist, aber noch heute, nach einer so langen Zeit und einem Verfassungswechsel, von dem Charakter ihrer ersten Gründer etwas beibehalten hat. Lord Saye und Lord Brooke waren die Ersten, welche den Plan zu dieser Auswanderung entwarfen. Sie hatten Hampden gleich zu Anfange um Rath gebeten. Jetzt scheint der Wunsch in ihm entstanden zu sein, sich seinen Verfolgern zu entziehen, die, wie er mit Wahrscheinlichkeit vermuthete und wir mit Bestimmtheit wissen, ihn wegen seines mannhaften Widerstandes gegen ihre

Tyrannei bestrafen wollten. Ihn begleitete sein Verwandter Oliver Cromwell, über den er einen großen Einfluß besaß, wie er der Einzige war, der unter dem sonderbaren und häßlichen Aeußern dieses Mannes jene großen Herrschertalente entdeckt hatte, welche später von Europa gefürchtet und bewundert wurden.

Die Vettern wollten mit einem Schiffe segeln, das in der Themse lag und nach Nordamerika bestimmt war. Sie waren bereits am Bord, als ein Geheimerathsbefehl erschien, der dem Schiffe die Abfahrt untersagte. Zu derselben Zeit wurden noch sieben andere Schiffe mit Auswanderern an der Abfahrt verhindert.

Hampden und Cromwell stiegen wieder an das Land und mit ihnen blieb der böse Geist des Hauses Stuart zurück. Eben jetzt trat in den öffentlichen Angelegenheiten eine Wendung ein. Der König hatte den Beschluß gefaßt, die Kirchenverfassung von Schottland zu verändern und in dem öffentlichen Gottesdienste jenes Königreiches Ceremonien zur Geltung zu bringen, welche der großen Masse der Schotten für papistisch galten. Dieser einfältige Versuch rief zuerst Unzufriedenheit, dann Aufläufe und endlich offenen Aufstand hervor. In Edinburg bildete sich eine provisorische Regierung, welche im ganzen Königreiche Gehorsam fand. Diese Regierung stellte eine Armee auf, ernannte einen General und berief eine Kirchenversammlung. Um diese Zeit wurde die berühmte Urkunde, welche man den Covenant nennt, abgefaßt und vom Volke eifrig unterschrieben.

Der Beginn dieses furchtbaren Aufstandes wurde vom König und dessen Rathgeber auffallender Weise vernachlässigt. Gegen den Schluß des Jahres 1638 wurde die Gefahr aber dringend, und es wurde nun eine Armee ausgehoben. Im Vorfrühling des nächsten Jahres zog der König an der Spitze von Streitkräften, denen die Bewältigung der Covenanter leicht werden zu müssen schien, nach dem Norden.

Karl verfuhr in diesen Zeitläuften so, wie er sein Leben lang bei jeder wichtigen Gelegenheit zu thun gewöhnt war. Nachdem er unterdrückt, gedroht und geprahlt hatte, schwankte er und trat zurück.

Er war bald kühn und bald furchtsam, und beides am unrechten Orte. Wenn er damals bedenklich gewesen wäre, als es sich um die Einführung der Liturgie handelte, dann hätte er Weisheit gezeigt. Doch er verschob seine Furcht so lange, bis er mit seinen Truppen die schottische Grenze erreicht hatte. Nun bequemte er sich nach einigen schwächlichen Unternehmungen zu einem Vertrage mit den Aufständischen und zog sein Heer zurück. Allein die Bedingungen des Vergleichs wurden nicht gehalten. Die Schotten wollten nicht entwaffnen. Der König fand große Schwierigkeiten, seine Streitkräfte wieder zusammenzuziehen. Sein letzter Zug hatte seinen Schatz erschöpft, und schon war über die Einkünfte des nächsten Jahres im Voraus verfügt worden. Zu einer andern Zeit würde er den Versuch gemacht haben, dem Geldmangel durch ungesetzliche Auskunftsmittel abzuhelfen, aber jetzt, wo ein Theil der Insel in den Waffen stand, war dieses Verfahren offenbar gefährlich. Es wurde nöthig, ein Parlament zu berufen. Nach elfjährigen Leiden sollte die Stimme des Volkes endlich einmal gehört werden.

Im April des Jahres 1640 trat das Parlament zusammen, und der König hatte es noch einmal in der Hand, sein Volk zu versöhnen. Das neue Haus der Gemeinen war ohne alle Frage die nachgiebigste Versammlung, die man seit langen Jahren gesehen hatte. Wir vermögen es in der That nicht zu begreifen, wie es nach einer solchen Periode von Mißregierung möglich war, daß die Abgeordneten der Nation eine solche Mäßigung und Treue an den Tag legten. Clarendon spricht von ihrer pflichtgetreuen Stimmung mit Bewunderung. „Das Haus“, sagt er, „war im Allgemeinen außerordentlich geneigt, dem König gefällig zu sein und ihm Dienste zu leisten.“ „Es ließ sich nicht erwarten,“ bemerkt er anderswo, „daß an diesem Orte wieder so viele nüchterne oder leidenschaftslose und so wenig übelwollende Männer zusammentreffen würden.“

In diesem Parlamente erschien Hampden als Mitglied für Buckinghamshire, und widmete sich von jetzt an bis zu dem Tage seines Todes

den öffentlichen Angelegenheiten mit kaum einer Unterbrechung. Er bezog ein Haus in Gray's Inn Lane, in der Nähe von Pym, mit dem er in der innigsten Vertraulichkeit lebte. Er war jetzt entschieden der volksbeliebteste Mann in England. Die Opposition betrachtete ihn als ihren Führer und die Diener des Königs erwiesen ihm eine hohe Achtung.

Karl forderte vom Parlamente, daß es ihm sofort Geld bewillige, und verpfändete sein Wort, daß er dem Hause, wenn dieses seinem Ansinnen sich füge, späterhin Zeit lassen werde, seine Klagen vor den Thron zu bringen. Die Bedrückungen, unter denen die Nation litt, waren so ernster Art, und Karl hatte sein königliches Wort so schamlos gebrochen, daß sich von den Gemeinen kaum erwarten ließ, sie würden sich dieser Zumuthung fügen. In der ersten Woche der Sitzung wurden die Acten des Hampdenschen Prozesses von Oliver St. John auf den Tisch des Hauses gelegt, und nachdem ein Ausschuß ernannt worden war, berichtete dieser, daß der Fall sich zu einer Beschwerde eigne. Der König sandte den Gemeinen eine Botschaft, worin er gelobte, daß er seine Befugniß, Schiffsgeld zu erheben, aufgeben wolle, wenn man ihm zwölf Steuersätze bewillige. Vor mehreren Jahren hatte er in Anbetracht seiner Zustimmung zu der Bitte um Recht fünf Steuersätze erhalten. Mit seiner Bestätigung jenes Gesetzes hatte er seinem Recht auf die Erhebung von Schiffsgeld, wenn er je ein solches besaß, förmlich entsagt. Wie er diese seinem dritten Parlamente gemachten Versprechungen gehalten hatte, wußte ganz England, und es war darum nicht auffallend, daß die Gemeinen nicht sehr geneigt waren, ihm ihr altes, unzweifelhaftes Recht aber und abermals abzukaufen.

Seine Botschaft wurde trotzdem nicht ungünstig aufgenommen. Die Gemeinen waren bereit, eine bedeutende Summe zu bewilligen, allein sie wollten dieses Geld nicht als Kaufpreis für ein Kronrecht geben, dessen Vorhandensein sie leugneten. Wenn sie dem Antrage des Königs beitraten, so erkannten sie die Gesetzmäßigkeit der Ausschreibungen von Schiffsgeld an.

Hampden, der sich besser als irgend einer seiner Zeitgenossen auf parlamentarische Taktik verstand, gewahrte diese allgemeine Stimmung und benutzte sie mit großer Gewandtheit. Er beantragte, daß die Frage so gestellt werde: „Will das Haus der vom König gestellten Forderung, so wie sie in der Botschaft enthalten ist, beitreten?" Hyde schlug dagegen vor, die Frage auf die Weise zu theilen, daß das Haus sich zuerst darüber erkläre, ob überhaupt Geld bewilligt werden solle oder nicht, und sich erst später mit den Bedingungen und mit dem Betrage der Summe beschäftige.

Die Mehrheit des Hauses war für eine Bewilligung, jedoch nicht in der vom König vorgeschlagenen Form. Wenn das Haus über die Frage, wie Hampden sie stellte, abgestimmt hätte, so würde der Hof eine Niederlage erlitten haben; gab man Hyde's Fassung den Vorzug, so erfocht der König einen scheinbaren Sieg. Einige Mitglieder verlangten Hampden's, andere Hyde's Fragstellung. Mitten in diesem Aufruhr erhob sich der Staatssecretair Sir Harry Vane und erklärte, die Geldbewilligung würde nicht angenommen werden, wenn man sie nicht in Gemäßheit des Inhaltes der Botschaft ausspreche. Vane wurde von dem Staatsprocurator Hebert unterstützt. Man beschäftigte sich daher nicht weiter mit Hyde's Antrag und vertagte die Erörterung der allgemeinen Frage auf den folgenden Tag.

Am nächsten Morgen erschien der König im Oberhause und löste das Parlament mit zornigen Worten auf. Sein Benehmen bei dieser Gelegenheit wird von keinem seiner Lobredner vertheidigt. Clarendon tadelt es streng. „Niemand," sagt er, „konnte sich vorstellen, welchen Anstoß die Gemeinen gegeben haben sollten." Dieser Anstoß ist klar genug. Sie hatten sich zwar höchst gemäßigt und ehrenhaft benommen, aber zugleich die Absicht verrathen, Mißbräuche entfernen und den Gesetzen Achtung verschaffen zu wollen, und dieß war genug, um sie einem König verhaßt zu machen, der sich an das bestehende Recht nicht binden wollte und dessen ganze Regierung ein System von Bedrückungen war.

Die Nation nahm die Nachricht der Auflösung des Parlamentes mit Kummer und Unwillen auf. Die einzigen Personen, denen dieses Ereigniß großes Vergnügen machte, waren die wenigen tiefblickenden Männer, welche sich sagten, daß die Gebrechen des Staates milden Heilmitteln nicht weichen würden. Oliver St. John's Freude war zu groß, um sich verhehlen zu lassen. Sie leuchtete aus seinen finstern, melancholischen Zügen hervor und riß ihn zum ersten Male in seinem Leben zu unvorsichtigen Aeußerungen hin. Er sagte Hyde, es müsse noch schlechter gehen, ehe es besser werde, und das aufgelöste Parlament würde nicht Alles gethan haben, was geschehen müsse. Wir meinen, daß St. John Recht hatte. Kein Parlament konnte damals Gutes wirken, in dem nicht die feste Ueberzeugung lebte, daß man dem König nicht trauen dürfe, und daß das Volk nichts als einen Schatten von Freiheit erlangen werde, so lange Karl mehr als ein Schatten von Gewalt bleiben werde.

Karl hatte das Parlament nicht so bald entlassen, als er mehrere Mitglieder des Hauses der Gemeinen in's Gefängniß werfen ließ. Das Schiffsgeld wurde strenger denn je beigetrieben, und der Mayor und die Sheriffs von London wurden vor die Sternkammer gestellt, weil sie in der Erhebung der Abgabe lässig gewesen waren. Wentworth soll mit bezeichnender Unverschämtheit und Wildheit bemerkt haben, daß die Sachen erst dann in Ordnung kommen würden, wenn man die Rathsmänner hänge. In den Grafschaften, wo Truppen lagen, wurden große Summen mit Gewalt erhoben. Man versuchte die elendesten Nothbehelfe einer auf das Trockene gesetzten Staatskasse der Reihe nach, schrieb Zwangsanleihen aus, nahm große Waarenmengen auf langen Credit auf, um sie für baares Geld zu verkaufen, und beschäftigte sich mit einem Plan, die Münze zu verschlechtern. Endlich, es war im August, marschirte der König wieder nach dem Norden.

Die Schotten zogen ihm nach England hinein entgegen. Es ist durchaus nicht unwahrscheinlich, daß Hampden und dessen Freunde

diesen kühnen Rath gegeben hatten, und man hat daraus eine schwere Anklage gegen die englische Opposition gemacht. Man hat gesagt, Fremde in einheimischen Streitigkeiten zu Hülfe zu rufen, sei der gehässigste Verrath, der sich denken lasse, und indem die Puritaner dieß gethan, hätten sie bewiesen, daß ihnen die Ehre und Unabhängigkeit der Nation nicht am Herzen läge, und daß sie einzig uud allein auf den Sieg ihrer Partei Rücksicht nähmen. Wir sind völlig unfähig, zwischen diesem Einbruch der Schotten im Jahre 1640 und der holländischen Invasion von 1688 einen Unterschied zu entdecken, oder richtiger gesagt, wir entdecken eine Ungleichheit, die für Hampden und dessen Freunde günstig ist. Wir glauben, daß Karl ein schlechterer und gefährlicherer König war, als sein Sohn. Die Holländer waren Fremde, die Schotten ein stammverwandtes Volk, das dieselbe Sprache redete, dem nämlichen König gehorchte und in gesetzlicher Beziehung nicht zu den Ausländern gehörte. Wenn es möglich gewesen wäre, daß ein schottisches oder ein holländisches Heer England hätte unterjochen können, dann freilich würden diejenigen, welche Leslie riethen, über die Tweed zu gehen, wie nicht minder die, welche die Einladung an den Prinzen von Oranien unterzeichneten, Verräther ihres Vaterlandes gewesen sein. Aber ein solches Resultat war außer aller Frage. Alles, was ein schottischer oder holländischer Einfall erreichen konnte, beschränkte sich darauf, der öffentlichen Stimmung Englands die Möglichkeit zu verschaffen, daß sie sich zu äußern vermochte. Wenn Karl und Jakob bei ihren Soldaten und ihrem Volke Unterstützung gefunden hätten, so würden beide Unternehmungen mit einer vollständigen und kläglichen Niederlage geendet haben. Die Unabhängigkeit Englands war in keinem dieser Fälle gefährdet, wohl aber wurde beide Male die Freiheit unsers Vaterlandes gerettet.

Der zweite Feldzug Karl's gegen die Schotten war kurz und schimpflich. So wie seine Soldaten den Feind sahen, liefen sie, wie man von englischen Soldaten weder vorher noch späterhin gesehen hat. Es läßt sich kaum bezweifeln, daß ihre Flucht nicht durch Feigheit,

sondern durch Unzufriedenheit veranlaßt wurde. Die vier nördlichen Grafschaften Englands wurden von den Schotten besetzt, und der König zog sich nach York zurück.

Mit dem Spiel der Tyrannei war es aus: Karl hatte seinen letzten Satz gewagt und verloren. Wenn man die Beschämungen und Demüthigungen schildert, die der Despot jetzt zu erleiden hatte, kann man sich eines Gefühls rachsüchtiger Freude kaum erwehren. Sein Heer befand sich in offener Meuterei, in seinem Schatze gab es kein Geld, sein Volk rief nach einem Parlamente, und von allen Seiten liefen Adressen und Petitionen gegen die Regierung ein. Strafford rieth, die Bittsteller vor Kriegsgerichte zu stellen und erschießen zu lassen, doch der König konnte den Soldaten nicht trauen. Nach York wurde eine große Versammlung von Peers berufen, aber selbst auf seine Großen durfte der König sich nicht verlassen. Er sträubte sich, machte Ausflüchte, schwankte, versuchte alle Nothbehelfe, um nur nicht den Abgeordneten seines beleidigten Volkes entgegentreten zu müssen. Endlich gab es keine Ausflucht mehr, und so schloß er denn mit den Schotten einen Waffenstillstand und berief ein Parlament.

Die Führer der Volkspartei waren nach der letzten Auflösung in London geblieben, um den Widerstand gegen den Hof systematisch zu organisiren. Sie machten jetzt die größten Anstrengungen. Dieß gilt besonders von Hampden, der von Grafschaft zu Grafschaft ritt und die Wähler ermahnte, Männer zu wählen, welche ihres Vertrauens würdig wären. Die große Mehrheit der Wahlen traf Männer der Opposition. Hampden selbst wurde zweimal gewählt, in Wendover und in Buckinghamshire. Er entschied sich, für die Grafschaft einzutreten.

Am 3. November 1640 — ein unvergeßlicher Tag! — versammelte sich jenes große Parlament, das vom Schicksal dazu bestimmt war, jeden Glückswechsel zu erfahren, zu herrschen und zu dienen, Ruhm und Verachtung zu ernten, bald der Herrscher seines Herrschers und bald der Knecht seiner Knechte zu sein. Vom ersten Tage seines Zu-

sammentritts an äußerte sich die gespannteste Erwartung, und die Mitglieder sahen nicht darnach aus, als ob sie ihr Werk nachlässig betreiben würden. Die Auflösung des letzten Parlamentes hatte die meisten von ihnen überzeugt, daß mit halben Maßregeln nichts mehr gethan sei. Clarendon sagt: „Dieselben Männer, welche vor sechs Monaten die größte Mäßigung bewiesen und gewünscht hatten, daß man nur milde Mittel anwende, sprachen jetzt von Königen und Menschen in einem ganz andern Tone und erklärten, daß ihre Stimmung jetzt nicht mehr so sei, wie im letzten Parlamente." Die Schuld der Rache hatte sich um die ganzen Zinsen vermehrt, die sich im Laufe von vielen Jahren aufgehäuft hatten, und jetzt sollte volle Zahlung geleistet werden.

Diese merkwürdige Krisis erzeugte parlamentarische Gaben, wie sie England noch nie zuvor gesehen hatte. Zu den ausgezeichnetsten Mitgliedern des Unterhauses gehörten Falkland, Hyde, Digby, der junge Heinrich Vane, Oliver St. John, Denzil Hollis, Nathaniel Fiennes. Zwei Männer waren es aber, die einen bestimmenden Einfluß auf die Legislatur wie auf das Land ausübten, Pym und Hampden, und der letztere stand nach dem allgemeinen Urtheil von Freunden und Feinden auf dem ersten Platze.

Bei Gelegenheiten, wo ausgearbeitete Reden gehalten werden mußten, übernahm Pym gewöhnlich die Leitung. Hampden erhob sich selten früher, als bis die Verhandlung zum Schluß neigte. In seinen Reden bemerkte man Eigenschaften, die im englischen Parlamente stets der höchsten Achtung genossen haben: gefällige Leichtigkeit, körnige Beweisführung, Durchsichtigkeit, gedrungene Kürze. Er kannte die Ansichten des Hauses auf's Genaueste, blieb immer unwandelbar ruhig und war in seinem Benehmen ausgesucht höflich und fein. „Selbst denen," sagt Clarendon, „die sich seinen Einflüssen entzogen und seine festgewurzelten Meinungen nicht billigten, machte er stets den Eindruck eines aufrichtigen und gewissenhaften Mannes." Für die Geschäfte war er nicht minder begabt, wie für die Debatte. „Er besaß

einen Fleiß und eine Wachsamkeit," bemerkt Clarendon, „die der stärkste Arbeiter nicht übertreffen oder ermüden konnte, und Talente, denen der feinste und schärfste Geist nicht beizukommen vermochte." Den unermeßlichen Einfluß, den er ausübte, verdankte er aber doch mehr seinen sittlichen als seinen geistigen Eigenschaften. „Als dieses Parlament begann" — wir lassen abermals Clarendon sprechen — „waren die Augen aller Menschen auf ihn gerichtet, als wäre er der pater patriae und der Lootse, der das Schiff durch die Stürme und Klippen, die ihm drohten, steuern könne. Ich bin überzeugt, daß er damals mehr Macht besaß, Gutes oder Böses zu thun, als irgend ein anderer Mann im Königreich, oder einer seines Ranges zu irgend einer Zeit hatte; denn er stand ganz allgemein im Rufe der Rechtlichkeit, und man traute ihm zu, daß er das Oeffentliche ausschließlich im Auge habe und sich weder durch schlechte, noch durch eigennützige Motive leiten lasse... Er war in der That ein höchst weiser Mann von großen Gaben, und handelte so im volksthümlichen Geiste, besaß so die unbedingteste Fähigkeit, das Volk zu lenken, daß ich keinen Mann kenne, der sich hierin ihm gleich stellen könnte."

Es ist für unsern Zweck hinreichend, die Beschlüsse, die das lange Parlament während der ersten Sitzungsperiode faßte, mit kurzen Worten zu erwähnen. Strafford und Laud wurden angeklagt und eingekerkert. Strafford wurde später durch einen Parlamentsbeschluß für schuldig erklärt und hingerichtet. Der Lord Siegelbewahrer Finch floh nach Holland, der Staatssecretair Windebank nach Frankreich. Alle diejenigen, welche der König innerhalb der letzten zwölf Jahre bei der Unterdrückung des Volkes benutzt hatte, mußten von den knechtischen Richtern, welche in dem Hampden'schen Rechtsstreit zu Gunsten der Krone entschieden hatten, bis zu den Sheriffs, die bei der Erhebung des Schiffsgeldes, und den Zollbeamten, die bei der Beitreibung des Tonnengeldes thätig gewesen waren, für ihr Benehmen Rechenschaft ablegen. Die Sternkammer, das bevollmächtigte Höchstgericht und der Gerichtshof von York wurden abgeschafft. Laud's unglückliche Opfer,

die man erst an den Pranger gestellt und grausam verstümmelt, dann aber in fernen Gefängnissen hatte schmachten lassen, wurden in Freiheit gesetzt und im Triumphzuge durch London geführt. Der König wurde gezwungen, den Richtern Patente auf Lebenszeit oder so lange, als sie ihre Pflicht erfüllten, zu ertheilen. Man nahm ihm die drückenden Befugnisse, die als letzte Ueberbleibsel der alten Lehnseinrichtungen noch übrig waren. Die Forst- und Berggerichte wurden Reformen unterworfen. Man bestimmte, daß das eben versammelte Parlament nur mit seiner eigenen Einwilligung vertagt oder aufgelöst werden könne, und daß künftig mindestens in jedem dritten Jahre ein Parlament einberufen werden müsse.

Viele dieser Maßregeln muß Lord Clarendon höchst heilsam nennen, und in unserer Zeit werden wohl nur wenige Personen leugnen, daß in den Gesetzen, welche während dieser Sitzung erlassen wurden, das Gute das Böse weit überwog. Die Aufhebung der drei verhaßten Gerichtshöfe, des Gerichts für den Norden, der Sternkammer und des bevollmächtigten Höchstgerichts, würden dem langen Parlamente schon allein einen Anspruch auf die ewige Dankbarkeit der Engländer geben.

Das Verfahren gegen Strafford erscheint uns in unserer Zeit nothwendiger Weise als hart, aber im sechszehnten Jahrhundert würde man es wahrscheinlich ein gemäßigtes und gnädiges genannt haben. Es verlohnt der Mühe, den Proceß von Karl's Minister mit dem Proceß, wenn dieser Name hier anwendbar ist, zu vergleichen, den man unter der gesegneten Regierung Eduard's VI. dem Lord Seymour von Sudeley machte. Keiner von den großen Kirchenreformatoren bezweifelte, daß das Parlament vollkommen Recht hatte, als es, ohne daß eine gesetzliche Ueberführung vorangegangen war, dem Lord den Kopf abzuschlagen befahl. Der fromme Cranmer stimmte für diesen Beschluß, der fromme Latimer lobte ihn in seinen Predigten, der fromme Eduard sprach seinen Dank dafür aus, und alle fromme Lords des Ge-

richtshofes insgesammt ermahnten das Opfer, sich die Vollstreckung des Urtheils „ruhig und geduldig gefallen zu lassen."

Es ist indessen nicht nöthig, das Verfahren gegen Strafford durch einen solchen Vergleich zu rechtfertigen. In unsern Augen wird es durch ein Motiv entschuldigt, das allein im Stande ist, Kriege, Todesurtheile und Strafen überhaupt erträglich zu machen, nämlich durch die Gefahr des Staates. Daß die Gefahr des Staates bis zu einem solchen Punkte steigen kann, um eine Legislatur, die einen Mann durch ein rückwirkendes Gesetz zum Tode verurtheilt, zu entschuldigen, werden wohl nur wenige Menschen leugnen. Es giebt gewiß so ziemlich Jedermann zu, daß der französische Convent vollkommen berechtigt war, Robespierre, St. Just und Couthon ohne vorgängiges gerichtliches Verfahren zu ächten. Dieses Verfahren unterschied sich von dem gegen Strafford beobachteten blos dadurch, daß es viel schneller und gewaltsamer war. Strafford fand vollständiges Gehör, während Robespierre sich nicht vertheidigen durfte. War denn aber in Strafford's Fall eine so dringende Gefahr vorhanden, daß ein individuelles Strafgesetz sich rechtfertigte? Wir glauben, ja. Wir sind der Meinung, daß es sich bei dem Kampfe, in den das Parlament mit dem Könige verwickelt war, um die Sicherheit des Eigenthums, um die Freiheit der Person, um Alles handelte, was Engländer von den Unterthanen eines Dom Miguel unterscheidet. Wir denken, daß die Sache der Gemeinen eine so gute war, um sie vollkommen zu berechtigen, dem Könige zu widerstehen, ein Heer auszuheben und Tausende von braven Männern auszusenden, um zu tödten und sich tödten zu lassen. Ein individuelles Strafgesetz lenkt von dem gewöhnlichen Laufe des Rechts gewiß nicht weiter ab, als ein Bürgerkrieg, und ruft viel weniger Leiden hervor, als ein solcher. Wir vermögen daher nicht zu entdecken, nach welchen Grundsätzen sich behaupten ließe, daß ein Motiv, das einen Bürgerkrieg entschuldigt, nicht auch ein individuelles Strafgesetz rechtfertigen sollte.

Man hat gegen das rückwirkende Gesetz, kraft dessen Strafford zum Tode verurtheilt wurde, viele scheinbare Gründe vorgebracht. Aber alle diese Argumente entspringen aus der Voraussetzung, daß die damalige Krise eine gewöhnliche gewesen sei. Das Gesetz war in der That eine revolutionaire Maßregel und gehörte zu einem Widerstandssystem, das die Unterdrückung nothwendig gemacht hatte. Es ist eben so ungerecht, das von dem langen Parlament gegen Strafford gewählte Verfahren nach gewöhnlichen Grundsätzen zu beurtheilen, als Fairfax deßhalb, weil er bei Naseby einen Fähnrich zusammenhieb, einen Mörder zu nennen. Von dem ersten Tage an, als das Haus zusammentrat, bestand zwischen ihm und dem König ein Krieg, bei dem es sich um die höchsten Gegenstände handelte, der zuerst mit gesetzlichen und parlamentarischen Mitteln, zuletzt aber mittelst physischer Gewalt geführt wurde. Nicht blos in der zweiten, sondern auch in der ersten Periode dieses Krieges war das Haus zu Manchem berechtigt, was in ruhigen Zeiten verbrecherisch gewesen sein würde.

Wir müssen hier noch erwähnen, daß diejenigen, welche später die berühmtesten Zierden der Partei des Königs waren, das individuelle Strafgesetz unterstützten. Es ist fast gewiß, daß Hyde dafür stimmte, und ganz sicher, daß Falkland für dasselbe sowohl stimmte als sprach. Hampden's Meinung, so weit sie sich aus einer sehr dunkeln Bemerkung über eine seiner Reden erkennen läßt, scheint dahin gegangen zu sein, daß die Entscheidung durch ein Gesetz unnütz sei und daß man besser thue, ein richterliches Urtheil auf die Anklage des Parlamentes zu erlangen.

Im Laufe dieses Jahres eröffnete der Hof Unterhandlungen mit den Führern der Opposition. Der Graf von Bedford wurde eingeladen, aus der Volkspartei eine Verwaltung zu bilden. St. John sollte Staatsprocurator werden, Hollis Staatssecretair und Pym Kanzler des Schatzamtes. Für Hampden wurde das Amt eines Vormundes des Prinzen von Wales bestimmt. Der Tod des Grafen von Bedford verhinderte die Ausführung dieses Plans, doch läßt sich bezwei-

feln, daß Karl, wenn der Graf auch am Leben geblieben wäre, jemals eingewilligt haben würde, sich mit Räthen zu umgeben, die er eben so fürchtete als haßte.

Lord Clarendon giebt zu, daß Hampden während dieses Jahres mit großer Milde und Mäßigung auftrat. Er suchte die öffentliche Stimmung eher zu beruhigen als aufzureizen, und wenn seine Anhänger heftige oder unvernünftige Anträge stellten, so verließ er gewöhnlich vor der Abstimmung das Haus, damit es nicht scheine, als ob er diese Uebertreibungen billige. Diese Mäßigung lag in seinem Charakter. Er liebte den Frieden aufrichtig, und hegte große Besorgniß, daß eine zu übereilte Bewegung eine Reaction hervorrufen könne. Die Ereignisse, welche zu Anfang der nächsten Sitzung vorkamen, bewiesen, daß diese Furcht keine ungegründete war.

Im Herbst wurde das Parlament auf einige Wochen vertagt. Vor den Ferien wurde Hampden vom Hause der Gemeinen nach Schottland beordert, angeblich um sich für eine Schuld, welche die Schotten während des letzten Einfalls gemacht hatten, Sicherheit geben zu lassen, in Wahrheit aber um den König zu überwachen, der sich eben in Edinburg befand, um die Streitpunkte, die zwischen ihm und seinen nördlichen Unterthanen noch bestanden, endgültig zu schlichten. Hampden's Geschäft bestand darin, den Covenantern abzurathen, auf Kosten der englischen Volkspartei mit dem Hofe Frieden zu schließen.

Während der König in Schottland war, brach der irische Aufstand aus. Die Plötzlichkeit und Heftigkeit dieser furchtbaren Erschütterung rief im Volke einen auffallenden Argwohn hervor. Die Königin war eine erklärte Katholikin. Der König und der Erzbischof von Canterbury waren allerdings mit Rom nicht ausgesöhnt, hatten aber der katholischen Religion und deren Bekennern große Zärtlichkeit und Rücksicht bewiesen, während sie gleichzeitig gegen die Puritaner mit der äußersten Strenge verfahren waren und von dieser Partei stets mit der entschiedensten Verachtung gesprochen hatten. Trotz der Wünsche, die mehrere Parlamente ausgesprochen hatten, waren die protestantischen

Separatisten grausam verfolgt worden. Zu derselben Zeit und ebenfalls im Widerspruche mit den Anträgen eben dieser Parlamente waren die Gesetze, welche gegen die Papisten bestanden und, so ungerecht sie an sich waren, doch der Stimmung jener Zeit entsprachen, außer Uebung gekommen. Die protestantischen Nonconformisten hatten in der Schule der Leiden noch nicht Duldung gelernt. Sie mißbilligten die parteiische Milde, welche die Regierung gegen die Götzendiener bewies, und argwöhnten mit einigem Schein von Recht schlechte Motive, da ein solches Verfahren bei einem Könige wie Karl und bei einem Prälaten wie Laud allerdings weder in menschenfreundlichen Gefühlen, noch in freisinnigen Ansichten wurzeln konnte. Der heftige Arminianismus des Erzbischofs, sein kindisches Hängen an Ceremonien, seine abergläubische Verehrung für Altäre, Gewänder und gemalte Fenster, sein frömmelnder Eifer für die Verfassung und die Privilegien seines Standes, seine bekannten Ansichten über das Cölibat der Geistlichen hatten bei der großen Partei, welche sich mit jedem Tage gegen Rom feindlicher stellte und mehr und mehr zu den Lehren und der Kirchenzucht von Genf hinneigte, die stärkste Verstimmung erzeugt. Viele glaubten, daß der Hof den irischen Aufstand insgeheim unterstützte, und als sich das Parlament nach einer kurzen Ferienzeit im November wieder versammelte, waren die Puritaner unlenksamer denn je.

Jetzt hatte sich aber ereignet, was Hampden voraussah und fürchtete. Es war eine Reaction eingetreten. Eine große Anzahl gemäßigter und wohlmeinender Männer, die an den starken Maßregeln, die man vor den Ferien ergriffen, von Herzen Antheil genommen hatten, wollten nicht weiter gehen. Sie meinten, daß das Land viele Jahre hindurch auf das Schlechteste regiert worden und daß eine große Reform nöthig gewesen sei; diese Verbesserung sei nunmehr eingetreten, die Beschwerden der Nation hätten volle Abhülfe gefunden, man habe hinreichend Rache für die Vergangenheit wie genügende Sicherheit für die Zukunft erhalten, und es würde daher sowohl undankbar als unweise sein, wenn man die königlichen Vorrechte noch ferner angreifen

wollte. Zur Unterstützung dieser Meinung brachte man viele gutklingende Gründe vor, die sich aber Alle mit der kurzen Antwort beseitigen ließen, daß der König kein Vertrauen verdiene.

An der Spitze derer, welche man als die constitutionellen Royalisten bezeichnen kann, standen Falkland, Hyde und Culpeper. Alle diese ausgezeichneten Männer hatten im vorigen Jahre dem Hofe den entschiedensten Widerstand geleistet. Gerade an einigen der Maßregeln, welche ihre Bewunderer Hampden zum Vorwurf machen, hatten sie sich entschiedener als dieser betheiligt. Sie hatten Alle dazu geholfen, Strafford in Anklagestand zu versetzen, und auch sämmtlich, wie man aus guten Gründen annehmen darf, für das Gesetz gestimmt, das diesen Mann zum Tode verurtheilte. Wenigstens hatte nicht einer dagegen gesprochen. Sie waren Alle für das Gesetz gewesen, daß ohne die Zustimmung des Parlamentes weder eine Vertagung noch eine Auflösung eintreten könne. Hyde war unter denen, welche den Gerichtshof von York angriffen, sehr zu bemerken gewesen. Falkland hatte für die Ausschließung der Bischöfe vom Oberhause gestimmt. Jetzt wollten sie auf dem Pfade der Reform Halt machen und vielleicht auch einige Schritte rückwärts thun.

Bald kam es zwischen den beiden Parteien, in die das jüngst noch beinahe ganz einige Haus der Gemeinen sich jetzt theilte, zu einem unmittelbaren Zusammenstoße. Die Gegner der Regierung beantragten jene berühmte Adresse an den König, welche unter dem Namen der Großen Vorstellung bekannt ist. In dieser Adresse wurden alle drückenden Handlungen der letzten funfzehn Jahre in der kräftigsten Sprache aufgezählt, und das Ganze schloß damit, daß der König aufgefordert wurde, keine Minister zu wählen, denen das Parlament nicht vertrauen könne.

Man debattirte über die Vorstellung lange und stürmisch. Die Verhandlungen begannen am 21. November in der neunten Stunde des Morgens und dauerten bis nach Mitternacht. Die Abstimmung bewies, daß mit der Stimmung des Hauses eine große Veränderung

vorgegangen war. Obgleich viele Mitglieder sich aus Erschöpfung entfernt hatten, stimmten doch dreihundert ab, und die Vorstellung erhielt blos eine Mehrheit von neun Stimmen. Es folgte noch eine heftige Erörterung über die Frage, ob es der Minderheit zustehe, gegen diese Entscheidung zu protestiren. Die Aufregung stieg zu einem solchen Grade, daß verschiedene Mitglieder im Begriff waren, zu den Waffen zu greifen. „Wir würden uns gegenseitig die Schwerter in die Brust gestoßen haben," sagt ein Augenzeuge, „wenn nicht Hampden, der eine kurze Rede hielt, durch seine Gewandtheit und große Ruhe dieß verhindert hätte." Das Haus trennte sich erst in der zweiten Morgenstunde.

Die Lage der puritanischen Führer war jetzt ebenso schwierig als gefährlich. Die kleine Mehrheit, über die sie noch verfügten, konnte bald zu einer Minderheit werden. Außerhalb des Parlamentes begannen ihre Anhänger aus den höhern und mittleren Classen abzufallen. Die Meinung, daß man mit dem Könige zu hart verfahren sei, verbreitete sich immer mehr. Die Engländer sind stets geneigt, eher für den Schwächeren, wenn er auch im Unrecht ist, Partei zu nehmen, als für den Stärkeren, dessen Sache die bessere ist. Dieß sieht man bei jedem Streit, von dem Gefecht von Boxern bis zum Parteikampf aufwärts. Deßhalb entstand 1681 zu Gunsten Karl's II. eine starke Reaction gegen die Whigs. So fand 1784 im Interesse Georg's III. ein nicht minder heftiger Rückschlag gegen die Coalition statt. Eine ähnliche Umwandlung begann während des zweiten Jahres des langen Parlamentes Platz zu greifen. Einige Mitglieder der Opposition „nahmen", wie Clarendon sagt, „ihren alten Entschluß wieder auf, das Königreich zu verlassen." Oliver Cromwel erklärte offen, daß er und viele Andere ausgewandert sein würden, wenn sie bei der Adreßfrage in der Minderheit geblieben wären.

Karl hatte jetzt mindestens gesagt Aussicht, die Liebe seines Volkes wieder zu gewinnen. Wenn er sich hätte entschließen können, den Leitern der gemäßigten Partei des Unterhauses Vertrauen zu schenken

und sein Verfahren nach ihrem Rath zu regeln, so würde er freilich nicht, was er früher gewesen war, ein Despot, wohl aber der mächtige und geachtete König eines freien Volkes geblieben sein. Unter einer Regierung, die von Falkland geleitet und von einer Opposition unter Hampden's Führung in Schranken gehalten worden wäre, hätte die Nation Freiheit und Ruhe finden können. Es war nicht nöthig, daß der König, damit dieses glückliche Ziel erreicht werde, einen noch so kleinen Theil seiner gesetzmäßigen Rechte opferte, oder sich Bedingungen fügte, die mit seiner Würde nicht verträglich waren. Es reichte schon hin, wenn er sich jeder Verrätherei, Gewaltthat und groben Rechtsverletzung enthielt. Dieß war Alles, was die Nation in ihrer damaligen Stimmung von ihm forderte. Aber selbst dieß war ihm zu viel.

Einige Zeit lang schien er die Absicht zu haben, weise und gemäßigt zu verfahren. Er beschloß, Falkland zum Staatssecretair und Culpeper zum Kanzler des Schatzamtes zu machen. Er erklärte seinen Willen, Hyde in kurzer Zeit ein wichtiges Amt zu übertragen. Er gab diesen Dreien die Zusicherung, daß er, ohne sie Alle um Rath zu fragen, nichts in Beziehung auf das Unterhaus unternehmen und ihnen alle seine Pläne ohne Rückhalt mittheilen werde. Hätte er sich diesem Entschlusse treu gezeigt, so würden manche Jahre des Blutvergießens und der Trauer vermieden worden sein. Allein „in einigen wenigen Tagen", sagt Clarendon, „trieb ihn sein Verhängniß, seinen Sinn zu ändern."

Am 3. Januar 1642 gab er, ohne daß er den Rathgebern, die er zu Allem zuziehen zu wollen feierlich gelobt hatte, den leisesten Wink von seiner Absicht hätte zukommen lassen, dem Staatsprocurator den Auftrag, Lord Kimboton, Hampden, Pym, Hollis und zwei andere Mitglieder des Hauses der Gemeinen an der Schranke der Lords des Hochverraths anzuklagen. Es würde schwer halten, in der ganzen englischen Geschichte ein ähnliches Beispiel von Tyrannei, Treulosigkeit und Thorheit aufzufinden. Dieser Schritt verletzte die kostbarsten und

ältesten Rechte der Unterthanen. Sollten Hampden und Pym auf Antrag des Königs in gesetzlicher Weise wegen Hochverraths processirt werden, so gab es nur den einen Weg, sie, nachdem eine große Jury das Verfahren zulässig gefunden hatte, vor das Geschwornengericht zu stellen. Dem Staatsprocurator kam das Recht nicht zu, sie anzuklagen. Das Haus der Lords war nicht der zuständige Gerichtshof.

Die Gemeinen weigerten sich, ihre Mitglieder auszuliefern. Die Peers verriethen keine Neigung, sich die verfassungswidrige Gerichtsbarkeit anzumaßen, die der König ihnen aufzwingen wollte. Es begann ein Kampf, bei dem auf der einen Seite Willkür und Schwäche, auf der andern Gesetz und Entschlossenheit standen. Karl ließ die Wohnungen und die Kisten der angeklagten Mitglieder durch einen Beamten versiegeln. Der Stabträger des Unterhauses nahm auf dessen Befehl die Siegel wieder ab. Der Tyrann beschloß nun, eine Rechtsverletzung auf die andere folgen zu lassen. Als er die Anklage erhob, beseitigte er das Institut der Schwurgerichte, als er den Arrest verfügte, beleidigte er die Privilegien des Parlamentes. Jetzt beschloß er, persönlich mit Bewaffneten in's Unterhaus zu gehen und hier die Führer der Opposition, während sie in der Erfüllung ihrer parlamentarischen Pflichten begriffen seien, gefangen zu nehmen.

Was war seine Absicht? Läßt sich möglicher Weise annehmen, daß er gar keinen bestimmten Zweck hatte und den wichtigsten Schritt seiner ganzen Regierung unternahm, ohne auch nur einen Augenblick an die wahrscheinlichen Folgen zu denken? Dürfen wir glauben, daß er in's Parlament ging, um sich zum Gelächter zu machen, und daß er, wenn die angeklagten Mitglieder, wie dieß ihr Recht und ihre Pflicht war, ihm den Gehorsam verweigerten, den er rechtswidrig forderte, das Gebäude ohne sie verlassen haben würde? Wenn wir diese beiden Annahmen verwerfen, so können wir nur voraussetzen, wie wir dieß in der That mit Bestimmtheit thun, daß er mit dem festen Entschlusse kam, seinen ungesetzlichen Zweck mit Gewalt zu erlangen, und

nöthigenfalls das Blut der Führer der Opposition mitten im Parlament vergossen haben würde.

Lady Carlisle gab Pym von dem Anschlage Kenntniß. Die fünf Mitglieder hatten Zeit, sich vor Karl's Ankunft zu entfernen. Sie verließen das Haus in dem Augenblicke, als er den Hof des Neuen Palastes betrat. Er war von etwa zweihundert Hellebardirern seiner Leibwache begleitet, denen sich viele Herren des Hofs, mit Schwertern bewaffnet, angeschlossen hatten. Er schritt in der Halle von Westminster vor. Am südlichen Ende der Halle traten seine Begleiter zur Rechten und Linken auseinander und bildeten bis zur Thür des Unterhauses eine Hecke. Er klopfte, trat ein, warf einen Blick auf den Platz, den Pym gewöhnlich einnahm, sah ihn leer und schritt auf den Tisch zu. Der Sprecher fiel auf seine Kniee. Die Mitglieder erhoben sich und entblößten im tiefsten Schweigen ihr Haupt, während der König im Stuhle des Sprechers Platz nahm. Er ließ seine Blicke durch das Haus schweifen, allein die fünf Mitglieder waren nirgends zu sehen. Er befragte den Sprecher, und dieser antwortete, daß er lediglich das Organ des Hauses sei, und weder Augen zum Sehen, noch eine Zunge zum Sprechen habe, außer wenn das Parlament ihm Weisungen gebe. Der König murmelte einige unbedeutende Worte über seine Ehrfurcht für die Gesetze seines Reichs wie für die Privilegien des Parlamentes, und zog sich dann zurück. Als er dann längs den Bänken hinschritt, riefen einige entschlossene Stimmen hörbar: „Unsere Privilegien!" Er kehrte nach Whitehall zurück, und mit ihm gingen seine Bravo's, die, während er im Hause war, ungeduldig auf das Zeichen gewartet, ihre Pistolen gespannt und: „Darauf!" gerufen hatten. In derselben Nacht erschien eine Bekanntmachung, welche befahl, daß jeder Hafen geschlossen werden und Niemand sich unterstehen solle, den angeklagten Mitgliedern Aufnahme zu gewähren.

Hampden und seine Freunde hatten in der Coleman-Straße Zuflucht gefunden. Die Londoner Altstadt war in der That die Burg der öffentlichen Freiheit und zu jener Zeit mindestens eben so wichtig, wie

Paris während der französischen Revolution. Gegenwärtig besteht dieser Stadttheil hauptsächlich aus unermeßlichen Waarenlagern und Geschäftslocalen, die am Tage von den Kaufleuten und Handlungsdienern besucht werden, und in der Nacht fast ganz einsam stehen. Damals drängten sich dort 300,000 Menschen zusammen, die hier nicht blos ihre Geschäfte besorgten, sondern auch ihren beständigen Wohnsitz hatten. Diese große Hauptstadt besaß eine so vollständige bürgerliche und militairische Organisation, als wenn sie eine unabhängige Republik gewesen wäre. Jeder Bürger war in seiner Zunft, und diese Vereine, welche jetzt blos noch für Krämer und Alterthümler ein Interesse haben, waren damals furchtbare Brüderschaften, deren Mitglieder fast so eng zusammenhielten, als die Genossen eines hochländischen Clans. Wie stark diese künstlichen Bande waren, das beweisen die zahlreichen und werthvollen Vermächtnisse, welche von Bürgern ihrer Zunft gemacht wurden, zur Genüge. In den städtischen Aemtern befanden sich die reichsten und achtbarsten Kaufleute des Königreiches. Der Pomp, mit dem der Rath der Hauptstadt auftrat, stand blos dem Glanze nach, der die Person des Herrschers umgab. Die Londoner Bürger liebten ihre Stadt mit jener patriotischen Zärtlichkeit, welche man blos in kleinen Gemeinden findet, wie die Republiken des alten Griechenlands und die Städte des italienischen Mittelalters waren. Die Zahl, Intelligenz und Wohlhabenheit der Bürger, die demokratische Form ihrer Localregierung, endlich die Nähe des Hofes und Parlamentes machten die Städter zu einer der furchtbarsten Körperschaften des Königreiches. Selbst als Soldaten waren sie nicht zu verachten. In einer Zeit, wo der Krieg ein Beruf ist, liegt in der Idee von Bataillonen, die aus Lehrlingen und Krämern bestehen und von Rathsmännern befehligt werden, etwas Lächerliches. Aber in der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts gab es auf der Insel kein stehendes Heer, und die Miliz der Hauptstadt stand der anderer Orte an Ausbildung nicht nach. Eine Stadt, die viele tausend bewaffnete Männer zu stellen vermochte, die einen Ueberfluß an soldatischem Muth hatten und sich einer gewissen

kriegerischen Zucht rühmen durften, war in Zeiten bürgerlicher Zwiste ein Bundesgenosse, der Furcht einflößen mußte. Während des Bürgerkrieges zeichneten sich die Londoner Milizen bei verschiedenen Gelegenheiten höchlich aus. Namentlich wiesen sie in der Schlacht von Newbury den wilden Angriff Ruprecht's zurück und retteten das Heer des Parlamentes vor der Vernichtung.

Die Bevölkerung dieser großen Stadt war der Nationalsache seit langer Zeit innig ergeben gewesen. Viele Bürger hatten einen Protest unterzeichnet und darin erklärt, die Privilegien des Parlamentes vertheidigen zu wollen. Allerdings war ihre Begeisterung zuletzt kühler geworden. Doch die Anklage gegen die fünf Mitglieder und die dem Unterhause zugefügte Beleidigung entflammten sie zur Wuth. Ihre Häuser, Börsen und Piken standen den Abgeordneten der Nation zur Verfügung. London stand die ganze Nacht in den Waffen. Am nächsten Tage blieben die Läden geschlossen, die Straßen füllten sich mit unermeßlichen Menschenhaufen, die Menge drängte sich um die Kutsche des Königs und beleidigte ihn mit Schmähworten. In der Zwischenzeit ernannte das Haus der Gemeinen einen Ausschuß, der die Umstände der jüngst vorgekommenen Beschimpfung untersuchen und seine Sitzungen in der Altstadt halten sollte. Die Mitglieder dieses Ausschusses wurden durch eine Abordnung des Gemeinderathes bewillkommnet. Die Hallen der Galanteriehändler, Goldschmiede und Großhändler wurden für die Sitzungen in Bereitschaft gesetzt. An den Thüren zog eine Wache achtbarer Bürger auf, die zweimal des Tages abgelöst wurde. Die Sheriffs erhielten den Auftrag, die Sicherheit der angeklagten Mitglieder zu überwachen und sie mit allen Zeichen von Ehrerbietung nach und von dem Ausschusse zu geleiten.

Der Erfolg der letzten Maßregeln des Königs war ein heftiger und plötzlicher Meinungsumschwung, der sowohl in als außer dem Hause stattfand. Die Opposition gewann ihr verlorenes Uebergewicht binnen wenigen Stunden wieder. Die constitutionellen Royalisten wurden mit Scham und Sorge erfüllt. Sie entdeckten, daß Karl sie

grausam getäuscht habe, und daß sie der Nation ungerechter, jedoch nicht unverständiger Weise verdächtig geworden waren. Clarendon sagt mit Bestimmtheit, daß sie die Rathschläge, von denen sich der König hatte leiten lassen, auf's Höchste verabscheuten und wegen der Unredlichkeit, mit der man gegen sie verfahren war, so viel Unwillen und Niedergeschlagenheit empfanden, daß sie aus dem Dienste treten wollten. Während der Debatten über die Verletzung der Privilegien beobachteten sie ein düsteres Schweigen. Bis auf diesen Tag sprechen die Vertheidiger Karl's von seinem Besuche im Hause der Gemeinen so wenig als möglich, und wenn sie gar nicht vermeiden können, diesen Vorfall zu erwähnen, so schreiben sie ihn einer Bethörung zu, weil sie bei jeder andern Annahme zugeben müßten, daß ein abscheuliches Verbrechen vorlag.

Nach wenigen Tagen trotzten die Gemeinen dem König ganz offen, indem sie den angeklagten Mitgliedern befahlen, in Westminster auf ihren Plätzen zu erscheinen und ihre parlamentarischen Pflichten wieder aufzunehmen. Die Bürger beschlossen, die Kämpen der Freiheit im Triumph vor den Fenstern von Whitehall vorbeizuführen. Für diesen großen Festtag wurden sowohl zu Lande als zu Wasser ausgedehnte Vorbereitungen getroffen.

Der König befand sich in seinem Palaste, gedemüthigt, unzufrieden, verstört, „mit jenen Empfindungen von Unruhe und Angst," sagt Clarendon, „wie sie in edlen und hochherzigen Gemüthern nach begangenen Irrthümern zu entstehen pflegen"; wir würden sagen: mit dem Gefühl einer verächtlichen Reue, wie es den Mann beschleicht, der ein Verbrechen versuchte und die Entdeckung macht, daß er blos eine Dummheit begangen hat. Der Pöbel schrie und zischte den ganzen Tag vor den Thoren der königlichen Residenz. Der Tyrann vermochte den Anblick der Männer, die er zu Galgen und Block verurtheilt hatte, nicht zu ertragen. An dem Abend vor dem zu ihrer Rückkehr bestimmten Tage floh er mit wenigen Begleitern aus dem Palaste,

den er nur wieder sehen sollte, um durch ihn zum Blutgerüste zu schreiten.

Am 11. Januar bedeckte sich die Themse mit Booten, während die Ufer von der gaffenden Menge wimmelten. Bewaffnete Schiffe, von denen Wimpel herabwehten, lagen in zwei Reihen von der Londoner Brücke bis zur Halle von Westminster. Die Mitglieder befanden sich auf einem Fahrzeuge, dessen Mannschaft aus freiwilligen Matrosen bestand. Längs dem Strande marschirte, unter dem Befehl ihrer Sheriffs und von unzähligen Zuschauern begleitet, die Miliz, deren Aufgabe es war, die Zugänge des Unterhauses zu bewachen, und so wurden die angeklagten Patrioten unter lautem Freudengeschrei und dem Donner der Geschütze von dem Volke, dem sie gedient und für das sie gelitten hatten, zurückgeführt. Sobald sie das Haus betreten hatten, sprachen sie den Bürgern von London in den wärmsten Ausdrücken ihren Dank aus. Den Sheriffs dankte der Sprecher im Namen des Hauses der Gemeinen, und dann wurde der Befehl ertheilt, daß die Londoner Miliz täglich ausgesuchte Leute als Wache für das Parlament stellen solle.

Die Aufregung hatte sich nicht auf London allein beschränkt. Als die Nachricht von der Gefahr, der Hampden ausgesetzt sei, nach Buckinghamshire kam, erweckte sie beim Volke Besorgniß und Unwillen. Viertausend Freisassen jener Grafschaft, jeder mit einer Abschrift des Protestes zu Gunsten der Privilegien des Parlamentes im Hute, ritten nach London, um die Person ihres geliebten Abgeordneten zu vertheidigen. Sie kamen in Masse vor das Parlament, um die Versicherung zu geben, daß sie die Rechte des Hauses zu vertheidigen fest entschlossen seien. Ihre Erklärung war in den stärksten Ausdrücken abgefaßt. „Nachdem letzthin ein Angriff auf das achtbare Haus der Gemeinen stattgefunden hat," sagten sie darin, „sind wir hieher gekommen, um diesem unsere Dienste anzubieten, und wollen in seiner Vertheidigung leben und sterben."

Offenbar stand ein großer Kampf bevor. Hampden war als ein ganz anderer Mann nach Westminster zurückgekehrt. Bis dahin hatte er seinen Einfluß mehr dazu benutzt, den Eifer seiner Partei zu zügeln, als ihn zu schüren. Aber die Verrätherei, der Blutdurst und die Gesetzesverachtung, die der König eben an den Tag gelegt hatte, ließen keine Hoffnung zu einer friedlichen Verständigung. Es war offenbar, daß Karl, wenn man ihm mehr als einen Schatten von Gewalt ließ, ein Tyrann bleiben, daß keine gesetzliche oder Ehrenpflicht ihn binden würde, und daß man ihn nur dann, wenn man ihm seine ganze Macht nehme, unschädlich machen könne.

Der Angriff, den der König auf die fünf Mitglieder gemacht hatte, war nicht blos wegen des dabei beobachteten Verfahrens gesetzwidrig. Selbst wenn die Anklage auf dem gewöhnlichen Wege eingebracht worden wäre, selbst wenn man die große Jury von Middlesex versammelt und nach deren Spruch die beschuldigten Personen zu rechter Zeit und am geeigneten Orte vor das zuständige Gericht gestellt hätte, selbst dann würde in dem Verfahren noch genug Treulosigkeit und Ungerechtigkeit gelegen haben, um die strengsten Maßregeln zu rechtfertigen, welche die Opposition nur ergreifen konnte. Pym und Hampden vor Gericht stellen, hieß das Haus der Gemeinen anklagen. Es war landkundig, daß sie wegen Handlungen, die sie als Mitglieder jenes Hauses begangen hatten, als Gegenstände der Rache ausgewählt wurden. Nun hatte aber die Mehrheit des Hauses an dem, was sie gethan hatten, Theil genommen, und die meisten der gegen sie laut gewordenen Beschuldigungen trafen eben so wohl das Parlament. Allerdings wurden sie, und vielleicht nicht mit Unrecht, angeklagt, das schottische Heer zu einem Einfalle in England ermuntert zu haben. Indem sie dieß gethan, hatten sie nach strengem Rechte einen Hochverrath begangen, dasselbe Verbrechen, dessen sich Devonshire und Shrewsbury 1688 schuldig machten. Allein der König hatte Denen, welche die Urheber des schottischen Aufstandes gewesen waren, Verzeihung und Vergessen zugesagt. War es da mit seiner Ehre verträglich, daß er

die untergeordneten Gehülfen bestrafte? Er hatte den Convenantern, die die Seele des Ganzen waren, Zeichen seiner Gunst gegeben. Einer der Anführer der Rebellen hatte das große Siegel von Schottland bekommen, ein zweiter ein Marquisat, und Leslie, der das presbyterianische Heer über die Tweed geführt hatte, die Grafenwürde. Wie konnte nun Hampden verfolgt werden, weil er etwas gerathen, für das Leslie, der es gethan hatte, in den Adelsstand erhoben worden war? Natürlich hätte ein Engländer eine Amnestie, die den Schotten bewilligt worden war, nicht mit rechtlicher Wirkung für sich geltend machen können. Wenn aber auch nicht ungesetzlich, war es doch gewiß folgewidrig und unköniglich, in einem Theile des Reiches die Häupter eines Aufruhrs zu begnadigen und zu befördern, und hintendrein in einem andern Theile die Nebengehülfen zum Richtplatze zu schleifen, zu hängen und zu viertheilen.

Das Verfahren des Königs gegen die fünf Mitglieder, oder vielmehr gegen das Parlament, das sich an allen Handlungen derselben betheiligt hatte, rief den Bürgerkrieg hervor. Es lag auf der Hand, daß entweder Karl oder das Haus der Gemeinen aller wirklichen Macht im Staate entkleidet werden mußte. Der beste Entschluß, den die Gemeinen hätten fassen können, wäre vielleicht der gewesen, den König abzusetzen, wie ihre Vorfahren Eduard II. und Richard II. vom Throne stießen, und wie ihre Söhne später Jakob II. beseitigten. Wäre dieß geschehen und die Krone an einen König gekommen, dessen Charakter und Stellung Pfänder einer guten Regierung gewesen wären, so hätte man diesem Fürsten die sämmtlichen verfassungsmäßigen Kronrechte, den Oberbefehl über die Heere des Staates, die Befugniß, Peers zu ernennen, das Recht, Minister zu wählen und ein Veto gegen alle Beschlüsse der beiden Häuser, lassen können. Da ein solcher Fürst ein König der Wahl des Volkes gewesen wäre, so hätte er in volksthümlichem Sinne regieren müssen. Doch das Volk war für eine solche Maßregel nicht reif. Außerdem gab es keinen Herzog von Lancaster oder Prinzen von Oranien, keine große und hervorragende Persönlich-

keit, die kraft ihrer Geburt dem Throne nahe gestanden und doch der Sache des Volkes gehuldigt hätte. Karl mußte mithin König bleiben, durfte es aber blos dem Namen nach sein. Ein Wilhelm III. oder ein Georg I., dessen Besitztitel mit dem Rechte des Volkes auf Freiheit identisch gewesen wäre, hätte mit einer ausgedehnten Gewalt bekleidet werden können. Doch unter dem alten Tyrannen gab es für eine neue Freiheit keine Sicherheit. Da man ihm die königliche Würde nicht nehmen konnte, so blieb nur der eine Weg übrig, ihn zu einem bloßen Bevollmächtigten zu machen, der die Rechte, deren wirkliche Ausübung Anderen zustand, dem Namen nach besaß, zu einem Groß-Lama, zu einem roi fainéant, zu einem Schatten, der jenen Dagobert's und Childebert's glich, die nichts als Puppen waren, während ein Ebroin oder Karl der Hammer thatsächlich die Souveränetät besaß.

Die Bedingungen, welche das Parlament stellte, waren hart, jedoch nach unserer Ansicht nicht ungünstiger, als die Garantieen, die selbst die Tories in dem Convent von 1689 von Jakob gefordert haben würden, wenn man entschieden hätte, daß der Stuart König bleiben solle. Die Hauptbedingung war die, daß dem Parlamente der Oberbefehl über die Miliz wie die Führung des Krieges in Irland überlassen bleiben solle. Da man sich über diesen Punkt nicht einigen konnte, überließen die Parteien die Entscheidung Gott und dem Schwerte.

Wir glauben, daß die Gemeinen vollkommen Recht hatten, die Verfügung über das Heer für sich zu fordern, ja daß sie geradezu wahnsinnig gewesen wären, wenn sie dem König den Heerbefehl gelassen hätten. Vom Anfang seiner Regierung an war es seine offenbare Absicht gewesen, mittelst der Armee zu regieren. Sein drittes Parlament hatte in der Bitte um Recht Klage geführt, daß er gern zu den Kriegsgesetzen greife und seine Unterthanen mit Einquartierungen quäle. Strafford lag, wie seine Briefe beweisen, kein Wunsch näher am Herzen, als die Einkünfte des Staates auf eine solche Höhe zu bringen, daß der König ein stehendes Heer halten könne. Im Jahre 1640

hatte Karl in den nördlichen Grafschaften mittelst gesetzwidriger Erpressungen ein Heer erhalten. 1641 hatte er sich in eine Intrigue eingelassen, deren Zweck kein anderer war, als dieses Heer nach London zu führen und das Parlament damit zu schrecken. Noch sein jüngstes Benehmen bewies, daß er, wenn man ihm auch nur gestatte, eine kleine aus seinen Geschöpfen bestehende Leibwache in der Nähe seiner Person zu haben, die Gemeinen Beschimpfungen, wenn nicht gar einem Gemetzel aussetzen werde. Konnte man unter diesen Umständen dem Könige die gesammten Streitkräfte des Landes ohne Gefahr anvertrauen? Wäre es nicht Wahnsinn gewesen, wenn das Parlament behufs des Krieges in Irland eine Armee von funfzehn- oder zwanzigtausend Mann ausgehoben, bezahlt und Karl die volle Verfügung über diese Truppen und die Befugniß, die Officiere nach Gefallen zu ernennen, zu befördern und zu entlassen, gegeben hätte? War es nicht wahrscheinlich, daß diese Armee das werden würde, was Heere ihrer Natur nach so leicht werden, was viele Truppenkörper unter viel günstigeren Umständen, was die Legionen der römischen und die Halbbrigaden der französischen Republik geworden sind: — ein Werkzeug des Despotismus? War es nicht wahrscheinlich, daß die Soldaten ihre Eigenschaft als Bürger vergessen und ihrem Kriegsherrn gegen ihr Vaterland dienen würden? War es nicht gewiß, daß Karl an dem ersten Tage, wo er wagen durfte, seine Zugeständnisse zurückzunehmen und seine Widersacher zu bestrafen, eine Willkürregierung gründete und eine blutige Rache nahm?

Unsere eigene Zeit bietet uns einen ganz ähnlichen Fall dar. Nehmen wir an, daß es in Spanien zu einer Revolution komme, daß die Verfassung von Cadiz wieder zur Herrschaft gelange, daß die Cortes abermals sich versammelten und die spanischen Prynnes und Burtons, die wir jetzt in Lumpen durch London wandern sehen, in ihr Vaterland zurückkehren. Natürlich würde Ferdinand VII. in diesem Falle alle die Eide und Versprechungen wiederholen, die er 1820 leistete und 1823 brach. Würden aber die Cortes nicht wahnsinnig han-

deln, wenn sie ihm, angenommen sie ließen ihn auf dem Throne, mehr als einen Schatten von Macht gestatteten? Würde nicht ganz Europa sie tadeln, wenn sie ihm erlaubten, unter dem Vorwande eines Unternehmens gegen Amerika ein großes Heer zu vereinigen, dasselbe nach seinem Gefallen einzurichten und unter Officiere seiner Wahl zu stellen? Müßten wir nicht sagen, daß jeder Abgeordnete der constitutionellen Partei, der bei einem solchen Verfahren mitwirkte, das Schicksal, das ihn wahrscheinlich treffen würde, den Tod Riego's und Empecinado's, reichlich verdiente? Wir wollen Ferdinand VII. nicht schmeicheln, und es ist auch wohl kein Lobspruch, wenn wir sagen, daß er unter allen Herrschern der Geschichte derjenige ist, welcher mit Karl I. die meiste Aehnlichkeit hat. Wie Karl ist er in einer bestimmten Weise fromm, wie dieser hat er auf eine besondere Art seinem Volke große Zugeständnisse gemacht. Es ist ein Glück für ihn, daß er mit Männern zu thun hatte, die den englischen Puritanern wenig ähnlich waren.

Die Gemeinen wollten die Gewalt des Schwertes an sich nehmen, der König wollte sie nicht hingeben, und somit blieb nichts übrig, als das Glück der Waffen zu versuchen. Karl hatte noch eine starke Partei im Lande. Seine erhabene Würde, sein königliches Benehmen, seine feierlichen Betheuerungen, daß er künftig die Freiheiten seiner Unterthanen achten werde, Mitleid mit der gefallenen Größe und Furcht vor gewaltsamen Neuerungen sicherten ihm viele Anhänger. Für ihn waren die Hochschulen, die Kirche und die Mehrheit des höhern Adels wie des alten Landadels. Die Strenge der puritanischen Sitten trieb fast die ganze fröhliche und lockere Jugend der Zeit zu den königlichen Fahnen. Viele gute, wackere und gemäßigte Männer, die sein früheres Benehmen tadelten und seine jetzigen Gelöbnisse nicht für aufrichtig hielten, schlossen sich halb wider Willen und mit peinlichen Ahnungen seiner Sache an, weil sie die demokratischen Ausschweifungen noch mehr als seine Tyrannei fürchteten.

Auf der andern Seite stand die große Masse des englischen Mittelstandes mit ihren Kaufleuten, Handwerkern und Freisassen unter der Führung einer starken und furchtbaren Minderheit der Peerie und des Landadels. Der Graf von Essex, ein Mann von achtbaren Gaben und einer gewissen militairischen Erfahrung, war für den Oberbefehl des Parlaments-Heeres bestimmt.

Hampden schonte für die Sache des Volkes weder sein Vermögen, noch seine Person. Er unterzeichnete für den öffentlichen Dienst zweitausend Pfund. Er übernahm im Heere die Stelle eines Obersten und hob in Buckinghamshire ein Regiment Fußvolk aus. Seine Nachbarn stellten sich mit Eifer unter seinen Befehl. Seine Leute erkannte man an ihrer grünen Uniform und an ihrer Fahne, welche auf der einen Seite das Losungswort des Parlamentes: „Gott mit uns!“ und auf der andern Hampden's Wahlspruch: „Rückwärts führt kein Weg!“ zur Schau trug. Dieses Motto bezeichnete genau den Weg, den er ging. Keiner seiner Partei war so gemäßigt gewesen, so lange noch eine Hoffnung blieb, daß das Land durch gesetzliche und friedliche Mittel gerettet werden könne. Aber als die Berufung an die Waffen nothwendig wurde, da zeigte Niemand so viel Energie und Kraft. Er machte sich mit seinen kriegerischen Pflichten genau bekannt und „erfüllte sie“, um mit Clarendon's Worten zu sprechen, „bei allen Gelegenheiten auf das Pünktlichste.“ Das Regiment, das er ausgehoben und eingeübt hatte, galt für eines der besten im Dienste des Parlamentes. Bei jedem Gefechte setzte er seine Person mit einer Unerschrockenheit aus, die ihn vor Tausenden tapferer Männer hervorleuchten ließ. „Er besaß einen persönlichen Muth,“ sagt Clarendon, „der seinen anderen Vorzügen gleichkam, so daß er zu einem Feinde wurde, den man viel lieber zum Freunde gehabt hätte und dergestalt scheute, wie nur ein Mensch gefürchtet werden konnte.“ Obgleich seine kriegerische Laufbahn eine kurze und seine Stellung eine untergeordnete war, legte er doch den vollständigsten Beweis ab, daß er nicht nur ein großer Staatsmann, sondern auch ein bedeutender Feldherr sei.

Wir werden keine Geschichte des Krieges zu geben versuchen. Lord Nugent's Bericht von den militairischen Begebenheiten ist höchst lebendig und anziehend. Wollten wir davon einen Auszug geben, so würden wir langweilig und wahrscheinlich unverständlich werden. In der That gab es auf beiden Seiten eine Zeit lang kein großes und zusammenhängendes System von Operationen. Der Krieg der beiden Parteien glich dem Kampfe zwischen Ahriman und Ormuz, die Beide nach der Lehre der orientalischen Theologen kein ausschließliches Gebiet haben, gleichmäßig allgegenwärtig sind, jeden Raum durchdringen und ihren ewigen Streit in jedem Theilchen der Materie ausfechten. In fast jeder Grafschaft gab es einen kleinen Krieg. Eine Stadt stellte dem Parlamente Truppen, während in dem Schlosse des nächsten Peers eine königliche Besatzung lag. Die Kämpfenden waren selten geneigt, sich weit von ihrer Heimath zu entfernen. Es blieb Fairfax und Cromwell vorbehalten, diese zaudernde Kriegführung zu beendigen und die zerstreuten Fragmente der königlichen Partei mit einem übermächtigen Heere eines nach dem andern zu vernichten.

Es ist ein bemerkenswerther Umstand, daß die Officiere, welche die Taktik in Kriegsschulen erlernt hatten, welche damals für die besten galten, die in den Niederlanden bei Vere und in Deutschland bei Gustav Adolph gewesen waren, weit weniger Geschicklichkeit bewiesen, als diejenigen Befehlshaber, welche in friedlichen Beschäftigungen aufgewachsen waren und bis zum Ausbruche des Bürgerkrieges nicht einmal ein Scharmützel gesehen hatten. Ein Laie könnte dadurch fast zu der Vermuthung geführt werden, daß die Kriegskunst kein tiefes Geheimniß sei, daß sie keine anderen Regeln habe, als wie sie der gesunde Verstand eingiebt, und daß ein helles Auge, ein kühler Kopf und ein tapferes Herz mehr ausrichten, als ein General mit allen Planzeichnungen Jomini's bewerkstelligen kann. Das bleibt wenigstens gewiß, daß Hampden ein besserer Officier als Essex war, wie Cromwell den Schotten Leslie weit übertraf.

Essex' militairische Fehler wurden wahrscheinlich durch seine politische Schüchternheit herbeigeführt. Er war ein ehrlicher, aber kein warmer Anhänger der Sache des Parlamentes und fürchtete außer einer großen Niederlage nichts mehr als einen entscheidenden Sieg. Hampden war dagegen stets für kräftige und große Maßregeln. Er zog, nach Clarendon's schönem Ausspruche, das Schwert und warf die Scheide hinweg. Er hatte bewiesen, daß er den Werth der Mäßigung besser als irgend Jemand kenne. Aber er wußte auch, daß im Kriege Alles auf Kraft ankommt, und daß dann Mäßigung und Unverstand gleichbedeutend sind. Bei verschiedenen Gelegenheiten, und namentlich während der Operationen in der Nähe von Brentford, machte er Essex ernstliche Vorstellungen. Wo er allein den Befehl führte, da boten die Kühnheit und Raschheit seiner Bewegungen den schlagendsten Gegensatz zu der Trägheit seines Vorgesetzten dar.

Im Parlamente besaß er einen schrankenlosen Einfluß. Wie er sich gegen den Schluß des Jahres 1642 beschäftigte, beschreibt Denham in einigen Zeilen, die allerdings sarkastisch sein sollen, aber in Wahrheit die höchsten Lobsprüche enthalten. Hampden wird hier so dargestellt, als gehe er zwischen dem Hauptquartier zu Windsor und dem Unterhause zu Westminster fortwährend hin und her, um bald den General in Furcht zu setzen, bald dem Parlamente, das sonst keine Autorität anerkannte, Gesetze vorzuschreiben. Es war um diese Zeit, daß er jenen berühmten Bund der Grafschaften stiftete, welchem seine Partei ihren Sieg über den König hauptsächlich verdankte.

Im Frühling des Jahres 1643 wurden die in der Nachbarschaft von London liegenden Bezirke, die zum Parlamente hielten, von Ruprecht und dessen Reitern fortwährend belästigt. Essex hatte seine Linien so weit ausgedehnt, daß fast jeder Punkt verwundbar wurde. Der junge Prinz, der freilich kein großer General, wohl aber ein thätiger und unternehmender Parteigänger war, überraschte häufig Posten, brannte Dörfer nieder, führte Schlachtvieh hinweg und war wieder in

Oxford, ehe so viele Truppen beisammen waren, daß man einen Angriff auf ihn wagen durfte.

Das schlaffe Verfahren Essex' wurde von den Truppen laut getadelt. Alle eifrigen und kühnen Männer der Parlaments-Partei hegten den lebhaften Wunsch, daß Hampden an ihrer Spitze stehen möge. Hätte er länger gelebt, so würde ihm wahrscheinlich der Oberbefehl anvertraut worden sein. Es war aber vom Schicksal beschlossen, daß England gerade in dieser Zeit den einzigen Mann verlieren sollte, der nicht blos zu siegen, sondern auch jeden Mißbrauch des Triumphes fern zu halten verstand.

Am Abend des 17. Junius verließ Prinz Ruprecht Oxford, um mit seinen Reitern einen Beutezug zu machen. Am nächsten Tage um drei Uhr Morgens überfiel und zerstreute er die wenigen Parlaments-Soldaten, die in Postcombe lagen. Er eilte dann nach Chinnor, verbrannte das Dorf, tödtete oder fing die sämmtlichen Truppen, welche hier im Quartier lagen, und traf nun Vorbereitungen, mit seiner Beute und seinen Gefangenen nach Oxford zurückzugehen.

Hampden hatte am Tage vorher Essex auf das Stärkste gewarnt, daß dieser Theil der Linie Gefahren ausgesetzt sei. Sowie er die Nachricht von Ruprecht's Einfall erhielt, benachrichtigte er den General durch einen reitenden Boten. Die Cavaliere, ließ er sagen, könnten blos über die Brücke von Chiselhampton zurückkehren, und man solle daher schnell Truppen nach jenem Punkte abgehen lassen, um die Feinde abzuschneiden. Inzwischen beschloß er, mit Allem, was er an Reiterei hatte, aufzubrechen, um den Marsch des Prinzen so lange aufzuhalten, bis Essex ihm die Straße verlegen könne. Eine beträchtliche Anzahl Gewappneter und freiwilliger Dragoner folgte ihm. Er war nicht ihr Befehlshaber und gehörte nicht einmal ihrer Waffe an. Aber „er fand," wie Clarendon sagt, „bei allen Leuten einen Gehorsam und eine Folgsamkeit, wie Niemand, den General ausgenommen." Auf den Feldern von Chalgrove stieß er mit Ruprecht zusammen. Es folgte ein heftiges Scharmützel. Beim ersten Angriff trafen Hampden

zwei Kugeln in die Schulter, die den Knochen zerschmetterten und im Körper stecken blieben. Die Truppen des Parlamentes verloren den Muth und gaben Raum. Nachdem Ruprecht sie eine kurze Strecke weit verfolgt hatte, beeilte er sich, die Brücke zu überschreiten, und zog sich unbelästigt nach Oxford zurück.

Hampden ritt gesenkten Hauptes und die Hände auf den Hals seines Pferdes gestützt langsam aus dem Gefecht zurück. Das Gebäude, wo sein Schwiegervater gewohnt und aus dem er als junger Mann seine Braut Elisabeth heimgeführt hatte, lag in Sicht. Es hat sich die rührende Ueberlieferung erhalten, daß er auf jenes geliebte Haus geblickt und sein Pferd dorthin gelenkt habe, um an jenem Orte zu sterben. Doch der Feind stand in jener Richtung. Er wendete sein Pferd gegen Thame, wo er fast ohnmächtig vor Schwäche ankam. Die Wundärzte verbanden seine Wunden, aber es war keine Hoffnung vorhanden. Die entsetzlichen Schmerzen, die er litt, trug er mit Festigkeit und Ergebung. Seine erste Sorge galt seinem Vaterlande. Er schrieb auf seinem Lager verschiedene Briefe über die öffentlichen Angelegenheiten nach London und schickte in's Lager eine letzte dringende Mahnung, die zerstreuten Streitkräfte zu sammeln. Als diese Pflichten erfüllt waren, bereitete er sich mit Ruhe zum Tode. Bei ihm waren ein Geistlicher der anglikanischen Kirche, mit dem er in inniger Freundschaft gelebt hatte, und der Feldprediger der Grünröcke von Buckinghamshire, Dr. Spurton, den Baxter als einen berühmten und vortrefflichen Theologen bezeichnet.

Kurze Zeit vor Hampden's Tode wurde ihm das Abendmahl gereicht. Er erklärte, daß er die Herrschaft der anglikanischen Kirche zwar nicht billige, allein in allen wesentlichen Punkten der Lehre mit dieser Kirche übereinstimme. Sein Geist blieb unbewölkt. Als Alles beinahe vorüber war, lag er still da, Gebete für sich und für die Sache, um die er den Tod litt, murmelnd. „Herr Jesu," rief er im Augenblicke des letzten Todeskampfes, „nimm meine Seele hin! O mein Gott,

rette mein Vaterland! O mein Gott, sei gnädig für ..." Mit diesem abgebrochenen Ausrufe entfloh sein edler und furchtloser Geist.

Er wurde in der Dorfkirche zu Hampden begraben. Seine Soldaten trugen ihn entblößten Hauptes, mit umgekehrten Waffen und umflorten Trommeln und Fahnen zu Grabe, indem sie während ihres Trauerzuges jenen erhabenen und düstern Psalm sangen, in dem die Hinfälligkeit des menschlichen Lebens mit der Unveränderlichkeit von Ihm in Gegensatz gebracht wird, für den tausend Jahre sind, wie der gestrige Tag und wie eine einzige Nachtwache.

Die Kunde von Hampden's Tode rief bei seiner Partei, wie Clarendon erzählt, eine solche Bestürzung hervor, als ob das ganze Heer zu Grunde gegangen sei. Die Zeitungen jener Zeit liefern den besten Beweis, daß das Parlament und alle Freunde desselben mit Kummer und Sorgen erfüllt wurden. Lord Nugent führt eine bemerkenswerthe Stelle aus den nächsten „Wochen-Nachrichten" an. „Der Verlust des Obersten Hampden geht Jedermann, der es mit dem König und dem Lande gut meint, sehr zu Herzen und macht Viele unlustig, jetzt, nun er nicht mehr ist, noch beim Heere zu stehen. Der Verstorbene hinterläßt ein Andenken, das in Zukunft immer mehr geehrt und geachtet werden wird, und war ein so frommer, kluger, verständiger, besonnener, tapferer und redlicher Mann, daß er Wenige auf dieser Erde zurückläßt, die sich mit ihm vergleichen könnten."

Er ließ in der That Niemand seines Gleichen zurück. Zwar blieben seiner Partei noch manche kluge Köpfe, manche beredte Zungen, manche tapfere und ehrliche Herzen. Allerdings blieb ihr noch ein rauher, plumper Soldat, halb Fanatiker, halb Possenreißer, dessen Gaben, die bis dahin blos ein durchdringendes Auge erkannt hatte, den höchsten Pflichten des Feldherrn und des Fürsten gewachsen waren. Aber in Hampden, und in ihm allein, vereinigten sich alle die Fähigkeiten, welche in einer solchen Krise erfordert wurden, um den Staat zu retten, Cromwell's Tapferkeit und Energie, Vane's Beredtsamkeit und Verstand, Manchester's Mäßigung und Menschlichkeit, Hale's strenge

Redlichkeit, Sydney's glühende Vaterlandsliebe. Anderen wohnten vielleicht die Fähigkeiten bei, welche nöthig waren, um die Volkspartei aus der dringenden Gefahr zu retten, aber er allein besaß sowohl die Kraft als den Willen, in der Stunde des Triumphes jede Ausschreitung zu verhüten. Andere konnten siegen, er allein vermochte zu versöhnen. Ein eben so kühnes Herz wie das seinige führte die Gepanzerten, welche die Schlacht von Marston Moor entschieden. Ein eben so scharfes Auge wie das seinige bewachte die schottische Armee, als sie von den Höhen, die sich über Dunbar erheben, hinabstieg. Als aber auf die finstere Tyrannei Karl's und Laud's der wilde Kampf der Secten und Parteien folgte, die ehrgeizig nach der Gewalt strebten und von Rache glühten, als die Laster und die Unwissenheit, die der alte Despotismus erzeugt hatte, die neue Freiheit mit Vernichtung bedrohten, da vermißte England jene Nüchternheit und Selbstbeherrschung, jene vollkommene Gesundheit des Urtheils und jene tadellose Reinheit der Absicht, von der die Geschichte der Revolutionen kein zweites Beispiel darbietet, oder doch höchstens in Washington allein.

Mackintosh's Geschichte der Revolution von 1688 *).

Geschichte der englischen Revolution von 1688, enthaltend einen Ueberblick über die Regierung Jacob's II., von der Thronbesteigung dieses Königs bis zu dem Unternehmen des Prinzen von Oranien, von dem weiland hochachtbaren Sir James Mackintosh. Von dem Herausgeber bis zur definitiven Besitzergreifung Wilhelm's III. fortgeführt und mit einer Einleitung versehen, welche Nachricht von dem Leben, den Schriften und Reden Sir James Mackintosh's giebt. Ein Band in 4. London, 1834.

Indem wir uns der Aufgabe unterziehen, das letzte Werk von Sir James Mackintosh zu beurtheilen, empfinden wir ungeheucheltes Mißtrauen gegen uns selbst. Vergebens versuchten wir uns in die Stimmung zu versetzen, die ein Kritiker zu seiner Arbeit mitbringen soll. Vergebens bestrebten wir uns, das Buch von dem Verfasser zu trennen und es so anzusehen, als ob es einen unbekannten Namen trage. Es wollte uns nicht gelingen. Alle Züge jenes ehrwürdigen Antlitzes standen wieder vor uns, und es war uns, als hörten wir noch immer die kleinen eigenthümlichen Cadenzen jener Stimme, der Gelehrte und Staatsmänner so gern horchten, wenn sie die Lehren einer heitern und wohlwollenden Weisheit aussprach. Wir wollen versuchen, strenge Unparteilichkeit zu üben, aber wir gestehen gleichzeitig ohne Beschämung, daß wir dieser Hinterlassenschaft eines tugendhaften und hochgebildeten

*) Juli 1835.

Mannes mit Gefühlen von Ehrfurcht und Dankbarkeit nahetreten, die unser Urtheil möglicher Weise zu einem verkehrten machen.

Es ist kaum möglich, sich eines Vergleichs zwischen diesem Werke und einem andern berühmten Bruchstück zu enthalten. Unsere Leser werden leicht errathen, daß wir auf Fox' Geschichte Jacob's II. anspielen. Beide Bücher behandeln denselben Gegenstand. Beide wurden nach dem Tode ihrer Verfasser veröffentlicht, und keines hat die letzte Feile erhalten. Die Autoren gehörten derselben politischen Partei an und beurtheilten die Vorzüge und Mängel der englischen Verfassung, wie die meisten der in der englischen Geschichte hervorragenden Charaktere und Ereignisse auf dieselbe Weise. Beide hatten über die Grundsätze der Regierungskunst viel nachgedacht und waren doch keine bloßen Theoretiker. Beide hatten die Archive feindlicher Königreiche durchstöbert und über Folianten gesessen, die seit Menschenaltern in einsamen Bibliotheken moderten, ohne darum bloße Alterthumsforscher zu sein. Sie waren in einer Beziehung ausgezeichnet befähigt, Geschichte zu schreiben: sie hatten mit ihren Reden und Handlungen Geschichte gemacht und hatten Geschichte erlebt. Die Wechselfälle politischer Erfolge, die Ebbe und Fluth der Volksgunst, das versteckte Triebwerk, mit dem Parteien in Bewegung gesetzt werden — alle diese Dinge waren Gegenstände ihres fortwährenden Nachdenkens und ihrer vertraulichsten Unterhaltungen gewesen. Gibbon gesteht, daß er einen Theil seiner Erfolge als Geschichtsschreiber den Beobachtungen verdanke, die er als Officier der Miliz und als Mitglied des Unterhauses gemacht habe. Wir glauben, daß er vollkommen Recht hat. Wir hegen nicht den leisesten Zweifel, daß sein Feldzug, obgleich er nie einen Feind sah, und seine parlamentarische Laufbahn, obgleich er nie eine Rede hielt, ihm weit mehr Nutzen brachten, als aus jahrelangen Studien in tiefster Zurückgezogenheit für ihn erwachsen sein würde. Wenn er die Zeit, die er in Hampshire bei der Parade und am Officierstische, oder während der Stürme, welche Lord North und Lord Shelburne zu Boden warfen, bei Brookes verlebte, in der Bodleianischen Bibliothek

zugebracht hätte, so würde er wahrscheinlich manche Ungenauigkeit vermieden und seine Anmerkungen mit einer größern Zahl von Beweisstellen bereichert haben, aber dann hätte er nie ein so lebendiges Gemälde von Hof, Lager und Senat entworfen. In dieser Beziehung hatten Fox und Sir James Mackintosh vor fast jedem englischen Geschichtsschreiber, der seit Burnet's Zeit geschrieben hat, sehr Vieles voraus. Lord Lyttelton besaß allerdings dieselben Vortheile, war aber unfähig, sie zu benutzen. Seine Natur war so durch und durch pedantisch, daß die Wahlversammlungen, die Schatzkammer, das Finanzgericht, das Haus der Gemeinen, das Oberhaus, ihn so ließen, wie sie ihn gefunden hatten, nämlich als einen träumerischen Schulknaben.

Wenn wir die beiden anziehenden Werke, von denen wir bisher gesprochen haben, mit einander vergleichen, so wird es uns nicht schwer, dem von Sir James Mackintosh den Vorzug zu geben. In der That ist die Ueberlegenheit, die Fox als Redner über Sir James hat, nicht hervorstechender, als das Uebergewicht, das Sir James als Geschichtsschreiber über Fox besitzt. Wenn Fox eine Feder in der Hand hielt und Sir James im Unterhause sich erhoben hatte, befanden sie sich Beide nicht in ihrem wahren Elemente. Wohl waren sie Männer von viel zu viel Verstand und Gewandtheit, um bei irgend einem Unternehmen, auf das sie die ganze Kraft ihres Geistes richteten, schimpflich unterliegen zu können. Die Geschichte Jacob's II. wird in unsern Bibliotheken stets den Platz eines werthvollen Buches behalten, und Sir James Mackintosh gewann und behauptete unter den parlamentarischen Rednern seiner Zeit einen hohen Ruf. Trotzdem vermochten wir nie in Fox' Schriften eine Seite zu lesen, oder Sir James eine Viertelstunde lang zuzuhören, ohne zu empfinden, daß eine beständige Anstrengung, ein Ziehen den Berg hinan stattfinde. Die Natur, oder eine zur Natur gewordene Gewohnheit, behauptete ihr Recht. Fox schrieb Reden und Sir James Mackintosh sprach Abhandlungen.

So weit die bloße Diction in Betracht kam, that Fox allerdings sein Möglichstes, um die Fehler zu vermeiden, welche die Gewohnheit,

öffentlich zu reden, so leicht erzeugt. Er war so übertrieben ängstlich, sich eine der Unrichtigkeiten, die im alltäglichen Gespräch vorkommen, zu erlauben, oder seinen Styl durch eine Beimischung von parlamentarischen Redensarten zu verschlechtern, daß er in den entgegengesetzten Irrthum verfiel und seinen Wortvorrath mit einer Gewissenhaftigkeit musterte, die dem größten Sprachreiniger unbekannt ist. Addison, Bolingbroke und Middleton waren ihm für einen Ausdruck noch keine hinreichende Autoritäten. Er erklärte, kein Wort brauchen zu wollen, das nicht im Dryden stehe. Bei jedem Andern würden wir diese Sorgsamkeit für nichts als Ziererei halten, und auch bei Fox können wir uns trotz aller Verehrung für ihn des Gedankens nicht erwehren, daß seine außerordentliche Aufmerksamkeit auf die kleinen Zierlichkeiten der Sprache eines so männlichen und umfassenden Verstandes kaum würdig war. Auch in Rom gab es solche Puristen, die Horaz mit der ausgezeichneten Verständigkeit und dem feinen Geschmack, die in allen seinen Schriften so bezeichnend hervortreten, gegeißelt hat. Puristen dieser Art kannte auch die Zeit des Wiederauflebens der Wissenschaften, und die beiden größten Gelehrten jener Periode erhoben gegen eine so unverständige Bedenklichkeit ihre Stimme, der eine diesseits, der andere jenseits der Alpen. „Die so schreiben," sagt Politian, „denen fehlen Kraft und Leben, Handlung, Effect und Anlage ... Wenn das Buch ihnen nicht zur Hand ist, aus dem sie ihre Auszüge machen, so können sie nicht drei Worte zusammen stellen ... Ihre Rede hat deßhalb immer etwas Zitterndes, Schwankendes, Unsicheres ... Ich bitte Dich, schließe Dich diesem Unsinn nicht an ... Wie Derjenige nicht gut laufen kann, der immer in die Fußtapfen Anderer treten will, so vermag auch Der nicht gut zu schreiben, der sich nie von der Vorschrift zu entfernen wagt." — „Nach diesem," ruft Erasmus aus, „wird es nicht mehr erlaubt sein, einen Bischof ehrwürdiger Vater zu nennen, oder unten am Briefe das Jahr nach Christi Geburt anzuführen, weil Cicero dieß nie thut. Was kann es aber Einfältigeres geben, als so viele Jahrhunderte später, nachdem der Glaube, die Regierungen, die städtischen

Verwaltungen, die Benennungen für die Orte, die Gebäude, der Gottesdienst, die Sitten ganz andere geworden sind, nicht anders reden zu wollen, als Cicero gesprochen hat? Wenn Cicero selbst wieder auflebte, so würde er diese Ciceronianer auslachen."

Während Fox seinen Wortschatz sichtete und siebte und darauf eine Sorgfalt verwendete, die mit der Einfachheit und Erhabenheit seines Geistes kaum vereinbar war, wie ihre Wirkung in der That keine andere war, als seinen Styl zu schwächen und zu erniedrigen, hütete er sich viel zu wenig gegen die viel ernstern Fehler, in die ein großer Redner, der sich an die Geschichtsschreibung wagt, leicht verfällt. In dem ganzen Buche herrscht ein heftiger, widerlegender, streitsüchtiger Ton. Fast jeder Beweisgrund erhält die Form einer Frage, eines Ausrufs, oder einer Spottrede. Es hat den Anschein, als ob sich der Verfasser an eine eingebildete Zuhörerschaft wende, um eine Vertheidigung der Stuarts in Stücke zu reißen, die irgend ein Tory eben gesprochen habe. Man nehme zum Beispiel seine Antwort auf Hume's Bemerkungen über Sydney's Hinrichtung und setze statt des Namens Hume: „der achtbare Herr gegenüber," oder: „der edle Lord". Die ganze Stelle klingt wie eine kräftige Antwort, die um drei Uhr des Morgens von den Oppositionsbänken gedonnert wurde. Während wir sie lesen, glauben wir den großen englischen Redner ganz so zu hören und zu sehen, wie er uns von den Wenigen beschrieben wurde, die sich seiner noch erinnern können, wie er bei der Wahl bei Westminster, oder bei der Debatte über die Unterhandlungen von Oczakow in der vollen Verzückung der Begeisterung schäumte, kreischte, und von der zuströmenden Wortfülle fast sprachlos gemacht wurde.

Es ist richtig, daß die hier bezeichnete Stelle und noch mehrere andere, die sich anführen ließen, bewunderungswürdig sind, wenn man sie rein als Aeußerungen geistiger Kraft beurtheilt. Auf den ersten Blick erkennen wir in ihnen jenen vollendeten Meister in der gesammten Kunst des geistigen Ringkampfes, dessen Reden, so unvollkommen sie uns überliefert worden sind, von Jedem, der die Wissenschaft der logischen

Vertheidigung zu erlernen wünscht, Tag und Nacht studirt werden sollten. Wir finden in verschiedenen Stellen der Geschichte Jakob's II. schöne Belege jenes großen Kennzuges, durch den sich Demosthenes unter den griechischen und Fox unter den englischen Rednern auszeichnete, nämlich einer Vernunft, die von der Leidenschaft durchdrungen und, wenn wir den Ausdruck wagen dürfen, zur Glühhitze gebracht wurde. Dieß ist eben nicht die Art von Vorzüglichkeit, die sich für die Geschichtschreibung eignet, und es ist kaum zu viel gesagt, daß Alles, was in Fox' Fragment auffallend gut ist, am unrechten Ort steht.

Bei Sir James ist der Fall ein umgekehrter. Der rechte Platz für ihn war seine Bibliothek, ein Kreis von Literaten, oder ein Lehrstuhl der Moral- und Staatsphilosophie. Er zeichnete sich im Parlament höchlich aus, aber nichtsdestoweniger befand er sich dort nicht in seiner eigenthümlichen Sphäre. Die Wirkung seiner erfolgreichsten Reden war im Vergleich zu der Masse von Talent und Gelehrsamkeit, die in ihnen zu Tage trat, eine geringe. Es würde uns leicht sein, Männer zu nennen, die nicht den zehnten Theil seiner geistigen Kräfte besaßen, aber im Unterhause fast immer einen größern Eindruck machten, als er mit seinen glänzendsten und sorgfältigst ausgearbeiteten Reden hervorbrachte. Seine lichtvolle und philosophische Erörterung der Reformbill wurde vor leeren Bänken gesprochen. Allerdings konnten Die, welche so verständig waren auf ihren Plätzen zu bleiben, Winke auffangen, die, geschickt angebracht, mehr als einer Rede den glücklichsten Erfolg zu sichern vermochten. Doch „für den großen Haufen war es Caviar.“ Ja selbst Die, welche Sir James mit Gunst und Bewunderung anhörten, mußten gestehen, daß er weniger sprach, als eine Vorlesung hielt. Ein Künstler, der ein Panomara, eine Coulisse oder ein Transparent mit der hohen Vollendung malte, die wir an manchem der kleinen holländer Stillleben bewundern, würde seine Kraft nicht mehr verschwenden, als dieser ausgezeichnete Mann nur zu oft that. Seine Zuhörer glichen dem Knaben im „Herz von Midlothian“, der die Guineen der Dame mit Verachtung bei Seite schiebt und durchaus

das weiße Geld haben will. Sie zogen das Silber, das ihnen eine vertraute Erscheinung war und in ihrem Kreise beständig von Hand zu Hand ging, dem Golde vor, das sie nie zuvor gesehen hatten und mit dessen Werth sie daher unbekannt waren.

Es ist nach unserer Meinung sehr zu bedauern, daß Sir James Mackintosh seine spätern Jahre nicht gänzlich der Philosophie und Literatur widmete. Seine Talente waren nicht die, welche einen Redner befähigen, eine Reihe starker, aber vorübergehender Eindrücke hervorzubringen und fünfhundert Zuhörer um Mitternacht lebhaft aufzuregen, ohne daß einer von ihnen sich am Morgen des Gehörten erinnern könnte. Seine Beweisgründe waren von einem ganz andern Gewebe, als jene, welche im Parlament hastig aufgestellt werden, die den schlichten Mann, der sie sofort, wenn er sie gedruckt vor sich hätte, als Trugschlüsse erkennen würde, verlegen machen, und die der große Redner, der sie benutzt, in der nächsten halben Stunde vergessen hat, um nie wieder an sie zu denken. Was in den Vorträgen von Sir James Mackintosh Werth besaß, das war die reife Frucht des Nachdenkens und des Studiums. So war es auch mit seiner Unterhaltung. In seinen vertraulichsten Gesprächen bemerkte man keine Unregelmäßigkeit, keinen Widerspruch, keinen unterhaltenden Unsinn, keine Uebertreibung um des augenblicklichen Effects willen. Sein Geist war ein ungeheures, bewunderungswürdig geordnetes Vorrathshaus. Hier fand man Alles und Jedes an der rechten Stelle. Seine Urtheile über Menschen, Secten und Bücher waren oft und sorgfältig geprüft, gewogen worden, und dann hatte er sie, jedes in seinem richtigen Fach, dem umfassendsten und genauesten Gedächtniß übergeben, das jemals ein Mensch besaß. Es hätte sonderbar zugehen müssen, wenn irgend Etwas, nach dem Jemand fragte, in diesem unermeßlichen Waarenlager nicht zu finden gewesen wäre. Der Artikel, den man forderte, war nicht blos da, sondern er lag fertig in seinem rechten Fache. In einem Moment war er herbeigeschafft, ausgepackt und entfaltet. Wenn Diejenigen, welche das Privilegium — denn ein solches war es — hatten, Sir

James Mackintosh zuhören zu dürfen, geneigt gewesen wären, in seiner Unterhaltung einen Fehler zu entdecken, so würden sie vielleicht bemerkt haben, daß er dem Impulse des Augenblicks zu wenig nachgab. Er schien sich zu erinnern, nicht zu schaffen. Plötzliche Lichtblicke, die ihm einen Gegenstand in einem neuen Lichte zeigten, kamen bei ihm nicht vor. Man sah nie, daß seine Ansichten, noch unfertig und unzusammenhängend, sich nach und nach bildeten und durch Nachdenken und Erörterung zur Abrundung gediehen. Sie traten zu Tage gleich den Pfeilern jenes Tempels, in dem nie der Schlag einer Axt und eines Hammers gehört wurde, abgerundet, vollendet und so gefügt, wie sie ihren bestimmten Platz einnehmen sollten. Was Karl Lamb von der Unterhaltung der Schotten im Allgemeinen mehr humoristisch als wahr gesagt hat, das galt von diesem ausgezeichneten Schotten vollkommen. Er fand nicht, er brachte. Wenn man in seiner Gesellschaft war, konnte man nie bei irgend etwas, was vorkam, halbpart rufen.

Die geistigen und sittlichen Eigenschaften, welche bei einem Geschichtschreiber die wichtigsten sind, besaß er in einem sehr hohen Grade. Er war in seinem Urtheil über Menschen und Parteien besonders mild, ruhig und unparteiisch. Fast alle ausgezeichnete Schriftsteller, die über englische Geschichte geschrieben haben, sind Sachwalter. Hallam und Sir James Mackintosh können allein auf den Namen von Richtern Anspruch machen. Aber Hallam's übertriebene Strenge beeinträchtigt etwas den Genuß, den man beim Lesen seiner gelehrten, beredten und verständigen Schriften empfindet. Er ist ein Richter, aber ein Blutrichter, der Page oder Buller des hohen Gerichtshofes des literarischen Halsgerichts. Er braucht beständig seine schwarze Mütze. In der langen Reihe Derer, welche er processirt hat, befindet sich kaum einer, den er nicht, wie günstig die Aussagen über den Charakter des Mannes auch lauteten und wie viele Gnadengründe auch vorhanden waren, verurtheilt und dem Henker überliefert hätte. Sir James ging vielleicht auf der andern Seite zu weit. Er glich einem zum ersten Male

einberufenen Geschworenen und kam mit weißen Handschuhen aus dem Urtheilszimmer, wenn er gleich ein Geschlecht der offenkundigsten Verbrecher vor sich sah. Für die versöhnenden Theile eines Charakters hatte er ein helles Auge und übte gegen die Schwächen von Menschen, welche starken Versuchungen ausgesetzt gewesen waren, eine ausgedehnte Duldung. Allein diese Milde entsprang weder aus Unwissenheit, noch aus Vernachlässigung der moralischen Unterschiede. Obgleich er den mildernden Umständen, die sich zu Gunsten des Beleidigers anführen ließen, vielleicht zu großes Gewicht beilegte, so bestritt er doch nie die Autorität des Gesetzes und klügelte dessen Forderungen nie hinweg. Wo Grundsätze in Frage standen, da zeigte er sich unabänderlich fest, aber gegen Individuen war er die Milde selbst.

Wir zögern nicht, dieses Fragment für das beste Geschichtswerk zu erklären, das wir über die Geschichte Jakob's II. besitzen. Es enthält viel Neues und Interessantes, von dem der Verfasser den besten Gebrauch gemacht hat. Wir möchten aber nicht behaupten, daß das Buch nicht demselben Vorwurf unterliege, den der faule Bürger des „Zuschauers" seinem Pudding macht: „Merke: zu viele Rosinen und zu wenig Fett." Es findet sich vielleicht zu viel Erörterung und zu wenig Erzählung, und in der That ist dieß ein Fehler, dem Sir James, nach seinen geistigen Gewohnheiten zu urtheilen, höchst leicht verfallen konnte. Um so mehr überraschte uns, daß die Erzählung besser als die Erörterung durchgeführt wird. Wir fanden, unserer Erwartung gemäß, viele richtige Charakterzeichnungen und mehrere Abschweifungen, die das höchste Interesse erregen, z. B. die Berichte über den Jesuiten-Orden und über den Zustand der englischen Gefängniß-Disciplin vor hundertundfunfzig Jahren. Wir fanden ferner, wie wir erwartet hatten, viele Bemerkungen, die den Geist einer ruhigen und wohlwollenden Philosophie athmen. Das erwarteten wir aber nicht, daß Sir James eine Geschichte so gut wie Voltaire und Hume erzählen könne. Und doch ist dem so, und wer dieß bezweifeln sollte, dem rathen wir, die Darstellung der Ereignisse zu lesen, welche auf die

Veröffentlichung der Erklärung Jakob's, die Versammlung der Geistlichkeit, die heftige Scene im Geheimenrath, die Verhaftung, den Proceß und die Freisprechung der Bischöfe folgten. Der oberflächlichste Leser muß von der Lebendigkeit der Erzählung entzückt werden, sollten wir meinen. Aber nur der kann die Gewandtheit des Verfassers nach deren wahrem Werth schätzen, wer die ungeheure Masse des ungenießbarsten Materials kennt, aus der dieser werthvolle und anziehende Abschnitt entnommen und zusammengezogen ist. Auch hier wie im ganzen Buche finden sich viele herbe und sorglose Ausdrücke, die der Autor wahrscheinlich beseitigt haben würde, wenn er so lange gelebt hätte, um sein Buch vollenden zu können. Aber trotz dieser Mängel müssen wir sagen, daß wir in keinem modernen Geschichtswerke einen Abschnitt zu nennen wüßten, der bei gleicher Länge zugleich so schätzbar wäre. Wir finden in diesem Buche den Fleiß, die Genauigkeit und das richtige Urtheil Hallam's im Verein mit der Lebendigkeit und den warmen Farben Southey's. Eine englische Geschichte, ganz in dieser Weise geschrieben, würde das bezauberndste Buch unserer Sprache sein. Ein solches Buch fände in den Leihbibliotheken mehr Nachfrage, als der neueste Roman.

Eine dichterische Phantasie besaß Sir James, wie wir glauben, nicht. Aber jene niedrigere Gattung von Einbildungskraft, die dem Geschichtschreiber nöthig ist, war ihm in hohem Grade eigen. Der Historiker hat nicht die Aufgabe, neue Welten zu schaffen und mit neuen Gattungen von Wesen zu bevölkern. Er verhält sich zu Homer und Shakspeare, zu Dante und Milton, wie Nollekens zu Canova, oder Lawrence zu Michel Angelo. Das Object der Nachahmung des Historikers liegt nicht in ihm selbst, sondern es wird ihm von außen zugeführt. Er hat keine Erscheinung von Schönheit und Größe, die blos seinem geistigen Auge sichtbar wäre, vielmehr steht ein wirkliches Modell vor ihm, das er nicht schuf und nicht verändern darf. Aber doch darf er auch nicht blos mechanisch nachahmen. Der Triumph seiner Geschicklichkeit liegt darin, solche Theile auszuwählen, welche den Effect

des Ganzen wiedergeben, die charakteristischen Züge kräftig hervortreten zu lassen und Licht und Schatten so zu vertheilen, daß die Wirkung erhöht wird. Diese Gewandtheit besaß Sir James Mackintosh, so weit sich nach dem vor uns liegenden unvollendeten Werke urtheilen läßt, in hohem Grade.

Der Styl dieses Fragments ist nachdrücklich, männlich und ungekünstelt. Es finden sich, wie schon gesagt, manche herbe Ausdrücke, dann auch wieder andere, die wir für ungenau halten. Diese würden wahrscheinlich verbessert worden sein, wenn Sir James den Druck noch hätte beaufsichtigen können. Wir müssen noch hinzufügen, daß der Drucker seine Pflicht durchaus nicht erfüllt hat. Namentlich ist ein Druckfehler so störend, daß er eine Rüge verdient. Sir James Mackintosh spricht mit großer und gerechter Anerkennung von dem Genie, der Redlichkeit und dem Muthe eines erhabenen und guten Mannes, einer ausgezeichneten Zierde der englischen Literatur, eines furchtlosen Kämpfers für die englische Freiheit. Wir meinen Thomas Burnet, den Verfasser der höchst beredten und dichterischen Telluris Theoria sacra. Wo der Name dieses berühmten Mannes vorkommt, sei es nun im Text, oder in den Anmerkungen, wird er immer „Bennet" gedruckt. Dieß kann keine bloße Nachlässigkeit sein. Thomas Burnet und seine Schriften waren offenbar dem Manne völlig unbekannt, der bei der Herausgabe des Werkes thätig war und, nicht zufrieden damit, Sir James Mackintosh's Text durch solche Schnitzer zu entstellen, eine schlechte Lebensbeschreibung vorsetzte, eine abscheuliche Fortsetzung anhängte und es so dahin brachte, daß das Buch zu einem der dicksten und gewöhnlichsten, die wir jemals gesehen haben, geworden ist. Wir erhielten noch nie einen so bewunderungswürdigen Beleg zu dem alten griechischen Sprichworte, daß die Hälfte zuweilen besser ist, als das Ganze. Es dürfte kein zweiter Fall zu nennen sein, wo die Vermehrung des Inhalts so augenscheinlich eine Verminderung des Werthes in sich schließt.

Wie es kam, daß man einen solchen Künstler wählte, auf daß er einen so schönen Torso entstelle, vermögen wir nicht zu errathen. Wir lesen, daß der Consul Mummius, nachdem er Korinth erobert hatte und sich nun anschickte, einige Werke der größten griechischen Bildhauer nach Rom zu senden, den Packern sagte, wer eine Venus oder einen Apollo zerbreche, der müsse die fehlenden Glieder neu machen lassen. Ein Kopf, von einem Steinhauer von Meilensteinen an eine von Praxiteles gemeißelte Büste gefügt, würde uns nicht mehr überraschen oder verletzen, als diese Ergänzung.

Die Lebensbeschreibung enthält viel Lesenswerthes, denn es werden darin viele Auszüge aus Aufsätzen von Sir James Mackintosh mitgetheilt. Wenn wir aber von dem, was der Biograph mit der Scheere gethan hat, zu dem übergehen, was er mit der Feder gearbeitet hat, so vermögen wir nichts Lobenswürdiges mehr zu finden. Welche Absicht er auch gehabt haben mag, seine Erzählung macht den Eindruck, als ob Sir James Mackintosh die Grundsätze der Vindiciae Gallicae aus eigennützigen Beweggründen aufgegeben habe. Wenn sich solche Angriffe an ihrem rechten Orte zeigten, so würden wir sie ihrem verdienten Schicksal überlassen. Wir würden uns keinen Augenblick damit aufhalten, Sir James Mackintosh gegen Ausfälle von Magazinen vierten Ranges und von Zeitungen für Bierhäuser zu vertheidigen. Hier wird aber sein eigener Ruhm gegen ihn gekehrt. Ein Buch, von dem nicht ein einziges Exemplar verkauft worden wäre, wenn nicht sein Name auf dem Titelblatte stände, wird zur Verbreitung der Anschuldigung benutzt. Unter solchen Umständen können wir uns nicht enthalten, mit den Worten eines der liebenswürdigsten von Homer's Helden auszurufen:

Wer erinnert sich nicht des mitleidswerthen Patroklos,
Wie er Allen so gern mit freundlicher Seele zuvorkam,
Als er noch unter uns war; nun hält ihn der Tod und die Moira.

Wir geben gern zu, daß in den zehn oder zwölf Jahren, die dem Erscheinen der Vindiciae Gallicae folgten, mit den Meinungen

Sir James Mackintosh's manche Veränderung vor sich ging. Begegnete aber ihm allein dieß, und trat der Fall nicht bei Vielen ein, ja war er nicht fast allgemein? Gab es damals in Europa oder in Amerika einen aufrichtigen Freund der Freiheit, dessen Gluth nicht gedämpft, dessen Glaube an die hohe Bestimmung des Menschen nicht erschüttert wurde? Gab es einen Beobachter, dem die französische Umwälzung, oder Revolution im Allgemeinen, noch in demselben Lichte erschienen an dem Tage, als die Bastille fiel, und an den Tagen, als die Girondisten das Blutgerüst bestiegen, als das Directorium seine hauptsächlichsten Widersacher nach Guiana schickte, oder als der gesetzgebende Körper mit Bajonnetten aus seinem Sitzungssaale vertrieben wurde? Wie sprechen hier nicht von leichtsinnigen oder schwärmerischen Leuten, nicht von Witzbolden wie Sheridan, oder von Dichtern wie Alfieri, sondern von den tugendhaftesten und verständigsten praktischen Staatsmännern und von den tiefsten, ruhigsten und unparteiischsten politischen Denkern jener Zeit. Wir sprachen und handelten Lord Spencer, Lord Fitzwilliam, Grattan? Welcher Ton herrscht in Dumont's Denkwürdigkeiten, die genau am Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts geschrieben wurden? Wo wäre der Tory, der von der französischen Revolution und deren Urhebern mit größerem Widerwillen und mehr Ekel spräche? Ja, dieser Schriftsteller, der ein Republikaner und zwar der eifrigste und aufrichtigste von Allen ist, geht so weit, zu behaupten, daß Burke's Werk über die Revolution Europa gerettet habe. Dumont's Name führt uns naturgemäß auf Bentham. Dieser strebte gewiß nicht nach einer Stelle, und welche Sprache führte er zu jener Zeit? Man sehe seine kleine Schrift: Sophismes Anarchiques. In dieser Abhandlung sagt er, die Scheußlichkeiten der Revolution seien die natürlichen Folgen der widersinnigen Grundsätze, unter deren Herrschaft sie begonnen habe; während die Häupter der verfassunggebenden Versammlungen sich in dem Gedanken gefallen hätten, daß sie die Aristokratie niederschlügen, wäre ihnen ganz entgangen, daß ihre Lehren ein hundertmal schlimmeres Uebel, nämlich die Anarchie, hervorriefen. Er sagt ferner,

die in der Erklärung der Menschenrechte enthaltene Theorie trage die Schuld an den Greueln der Schreckensherrschaft zum größten Theile; nur ein Augenzeuge könne sich das Entsetzliche eines Zustandes der Gesellschaft denken, in dem Menschen, die kein Brod im Magen, Lumpen auf den Schultern und Piken in den Händen gehabt hätten, mit Commentaren zu jener Erklärung vor das Publikum getreten wären. Er preist das englische Parlament wegen des Widerwillens, den es stets gegen abstracte Theorieen und das Aufstellen von allgemeineren Grundsätzen gehegt habe. In Dumont's Vorrede zu der „Abhandlung über die Grundsätze der Gesetzgebung", die unter Bentham's Augen geschrieben und mit seiner Genehmigung veröffentlicht wurde, finden wir folgende, noch merkwürdigere Aussprüche: „Bentham ist weit davon entfernt, irgend einer Regierungsform ausschließlich den Vorzug zu geben. Er hält die Verfassung für die beste, an die das Volk sich gewöhnt hat... Bei den Theorien über politische Verfassungen begeht man den Hauptfehler, mit Angriffen auf das Bestehende zu beginnen, wodurch man mindestens die Gewalt unruhig und argwöhnisch macht. Eine solche Stimmung ist der Vervollkommnung der Gesetze nicht günstig. Die einzige Zeit, in der sich große Reformen der Gesetzgebung mit Erfolg durchführen lassen, ist die, wo die Leidenschaften des Volks schlummern und die Regierung der größten Festigkeit genießt. Wenn Bentham den Grund der meisten Leiden in den Mängeln der Gesetze nachweist, so hat er dabei beständig nur den Zweck, das größte aller Uebel, den Umsturz der Autorität und Umwälzungen im Eigenthum und in der Macht zu verhüten."

Eine so conservative Stimmung hatten die Ausschweifungen der französischen Revolution in den berühmtesten Neuerern jener Zeit erzeugt. Weßhalb will man nun einen Einzelnen aus Millionen herausheben und der Nachwelt als Verräther an seinen Meinungen vorführen, weil die Ereignisse auf ihn denselben Eindruck wie auf eine ganze Generation machten? Leute, die wie Brothers in dem vorigen und Perceval in diesem Menschenalter mit Enthüllungen vom Himmel

her begnadigt werden, mögen von den gewöhnlichen Quellen des Wissens völlig unabhängig sein. Aber solche arme Geschöpfe, wie Mackintosh, Dumont und Bentham hatten keine anderen Führer, als Erfahrung und Vernunft, und von diesen ließen sie sich leiten. Wie geht es in der Natur? Ein Reisender findet eine Beere, die er nie zuvor gesehen hat. Er kostet sie und findet sie süß und erfrischend. Er freut sich und beschließt, den Strauch in seinem Vaterlande einzuführen. Allein nach wenigen Minuten wird er von einem heftigen Unwohlsein ergriffen, fällt in Zuckungen und ist dem Tode nahe. Natürlich ändert er seine Meinung, nennt seine köstliche Speise ein Gift, verwünscht seine Thorheit, sie gekostet zu haben, und warnt seine Freunde gegen sie. Nach einer langen und heftigen Krisis gewinnt er seine Gesundheit wieder und fühlt sich allerdings von seinen Leiden erschöpft, aber auch von gewissen chronischen Uebeln befreit, die ihn sein Leben lang gequält hatten. Nun ändert er abermals seine Meinung und erklärt die Frucht für ein höchst kräftiges Heilmittel, das freilich nur in äußersten Fällen und dann noch mit großer Vorsicht angewendet werden, aber in keiner Arzneimittellehre fehlen sollte. Wäre es nun nicht höchst widersinnig, wenn man diesen Mann, weil er seine Meinung wiederholt geändert hat, unbeständig und flatterhaft nennen wollte? Wäre er ein vernünftiges Wesen, wenn er seine Ansicht nicht geändert hätte? Ganz so war der Hergang bei der französischen Revolution. Dieses Ereigniß war eine neue Erscheinung in der Politik. Nichts Früheres befähigte irgend Jemand, über den Gang, den die Begebenheiten nehmen würden, mit Sicherheit zu urtheilen. Ihre erste Wirkung war die Entfernung grober Mißbräuche, und die redlichen Männer freuten sich. Dann folgten Aufstände, Aechtungen, Vermögenseinziehungen, Staatsbankerott, Assignaten, das Maximum, Bürgerkriege, auswärtige Kriege, Revolutionstribunale, Guillotinaden, Noyaden, Fusilladen. Ueber ein Kleines, da erhob sich aus der Verwirrung ein Militairdespotismus und bedrohte die Unabhängigkeit jedes Staates in Europa. Und abermals über ein Kleines, da kehrte die alte Dynastie

zurück, und mit ihr kam die Schaar der Ausgewanderten, voll Eifer, die alten Mißbräuche herzustellen. Vor unsern Blicken steht das Ganze und uns könnte man daher mit Recht des Leichtsinns oder der Unaufrichtigkeit anklagen, wenn wir mit unserm Urtheil über jene Ereignisse fortwährend wechselten. Es ist unsere wohlerwogene Meinung, daß die französische Revolution, trotz aller ihrer Thorheiten und Verbrechen ein Segen für die Menschheit war. Es war aber nicht blos natürlich, sondern sogar unvermeidlich, daß diejenigen, welche blos den ersten Act gesehen hatten, die Katastrophe nicht erriethen und wechselsweise hoffnungsreich oder niedergeschlagen waren, wie die Entwicklung eben fortschritt. Ein Mann, der 1789, 1794, 1804, 1814 und 1834 die Revolution stets auf dieselbe Weise beurtheilt hätte, müßte entweder ein von Gott erleuchteter Prophet, oder ein hartnäckiger Thor sein. Mackintosh war keines von beiden. Er war einfach ein weiser, guter Mann, und in seinem Geiste ging keine andere Veränderung vor, als wie sie fast jeder weise und gute Mann Europa's an sich erfuhr. In der That wechselten wenige seiner Zeitgenossen so wenig wie er. Die seltene Mäßigung und Ruhe seines Temperaments bewahrte ihn in gleicher Weise vor ausschweifender Ueberhebung wie vor übertriebenem Kleinmuth. Er war nie ein Jakobiner, nie ein Antijakobiner. Allerdings schwankte sein Geist, aber die äußersten Punkte dieser Oscillation lagen nicht sehr weit von einander entfernt. Darin wich er bedeutend von mehreren talentvollen Männern ab, die fast gleichzeitig mit ihm in das öffentliche Leben eintraten. Wir haben gesehen, wie diese Männer von einem wilden Extrem zum andern stürzten, Ketzer, Verfolger, republikanischer wie Paine, absolutistischer wie Castlereagh, Pantisocratisten, Ultratories waren, die alten gegen den Aufruhr erlassenen Gesetze brachen und neue, schärfere Aufruhrgesetze forderten, demokratische Dramen schrieben und als Hofpoeten auftraten, heute Marten, morgen Laud in den Himmel hoben und in nichts sich treu blieben, als in einer Unduldsamkeit, die bei Jedermann tadelnswerth sein würde, aber bei Leuten, die an sich selbst ein so

starkes Beispiel menschlichen Irrens gegeben hatten, völlig unverzeihlich ist. Wir gestehen gern zu, daß mehrere dieser Männer Beredtsamkeit und dichterische Erfindungsgabe besaßen, wie wir auch weit davon entfernt sind, ihre Aufrichtigkeit selbst in den Fällen, wo sie durch ihre Bekehrung gewannen, in Frage zu ziehen. Es würde höchst unredlich sein, Handlungen, für die sich eine ehrenvollere Erklärung finden läßt, schmutzigen Beweggründen zuzuschreiben. Wir glauben, daß sich diese Männer genau so benahmen, wie es sich von Charakteren erwarten ließ, bei denen eine starke Einbildungskraft und eine rege Empfänglichkeit, jedoch weder scharfe Beobachtungsgabe noch logisches Denken zu finden waren. Es war natürlich, daß solche Personen in dem Siege, den der dritte Stand in Frankreich erfocht, die Morgenröthe eines neuen goldenen Zeitalters erblickten. Eben so erklärlich war es, daß die Wuth über ihre Täuschung der Uebertreibung ihrer Hoffnungen angemessen war. Obgleich ihre Leidenschaften die Richtung veränderten, blieb ihre Heftigkeit doch dieselbe. Die Kraft des Rückschlags entsprach der Wucht des ursprünglichen Anstoßes. Der Pendel schwang sich darum so wüthend zur Linken, weil man ihn viel zu weit nach rechts gedrückt hatte.

Wir gestehen, daß uns nichts eine so hohe Meinung von Sir James Mackintosh's Verstand und Gemüth einflößt, als die Weise, wie er durch diese Zeiten schritt. Nach einander zwei entgegengesetzten Ansteckungsstoffen blosgestellt, nahm er beide in ihrer mildesten Form in sich auf. Seine Seele war so geartet, daß keine der Krankheiten, die rings um ihn solche Verwüstungen anrichteten, seine geistige Gesundheit ernstlich oder auf längere Zeit stören konnte. Wie jeder redliche und gebildete Mann Europa's, sah er das große Erwachen des französischen Volks mit Entzücken. Allein selbst in der Zeit seiner wärmsten Begeisterung predigte er nie Lehren, die mit der Sicherheit des Eigenthums und der rechtmäßigen Autorität der Regierungen unverträglich waren. Die furchtbaren Ereignisse, welche bald folgten, entmuthigten und verwirrten ihn, wie dieß fast jedem redlichen und

gebildeten Manne so erging. Aber selbst in den düstersten Zeiten verließ er nie die Sache des Friedens, der Freiheit und der Duldung. Während jenes großen Krampfes, der fast jeden andern Verstand überwältigte, wurde auch er so weit erschüttert, daß er zweilen auf die eine und dann auf die andere Seite neigte, aber sein Gleichgewicht verlor er nie. Die Meinungen, in denen er zuletzt seinen Ruhepunkt fand, um ihnen ungeachtet der stärksten Versuchungen mit einer festen, uneigennützigen und übel belohnten Treue anzuhängen, bildeten die richtige Mitte zwischen den Ueberzeugungen, die er gegen Burke mit jugendlicher Gluth wie mit mehr als männlichem Muth vertheidigt hatte, und zwischen den Ansichten, denen er in den dunkelsten und trübsten Jahren, welche die Geschichte des modernen Europa's kennt, geneigt gewesen war. Wir müßten uns sehr irren, wenn dieß das Bild eines schwachen oder eines unredlichen Charakters wäre.

Welche politische Meinungen Sir James Mackintosh in seinen spätern Jahren hegte, das steht in den Annalen unsers Vaterlandes verzeichnet. Diese Jahrbücher enthalten die beste Widerlegung einer Behauptung, die der Herausgeber mitten in der Ankündigung dieses Werkes aufzustellen wagt. „Sir James Mackintosh", sagt er, „war eingestandener Maßen und ganz entschieden ein Whig der Revolutionszeit, aber seitdem das Streben nach religiöser Freiheit und Wahlreform zu einer nationalen Bewegung geworden ist, wird der große Vergleich von 1688 kühler und richtiger beurtheilt und nicht mehr so hoch geschätzt." Wenn diese Worte eine Bedeutung haben, so kann es nur die sein, daß Sir James Mackintosh in seinen Meinungen über Glaubensfreiheit und Parlamentsreform nicht weiter gegangen sei, als die Urheber der Revolution, oder mit andern Worten, daß er die Emancipation der Katholiken verworfen und die alte Verfassung des Unterhauses gebilligt habe. Dieser Behauptung stehen zwanzig Bände von Parlamentsverhandlungen, ja unzählige Stellen eben des Fragments entgegen, das der Herausgeber verunstaltet hat. Wir wagen zu erklären, daß Sir James Mackintosh in einer Viertelstunde für Glaubens-

freiheit und Wahlreform mehr gethan hat, als die meisten der Zeloten, die ihn herab zu setzen lieben, in ihrem ganzen Leben gethan haben und thun werden.

In der Lebensbeschreibung und in der Fortsetzung der Geschichte ist uns nichts stärker aufgefallen, als die Verachtung, mit der der Herausgeber von Allem zu sprechen geeignet findet, was in der Welt war, ehe die letzte politische Mode aufkam. Wir glauben auch bei Schriftstellern von viel größerem Verdienst eine Hinneigung zu demselben Fehler bemerkt zu haben. Wir ergreifen daher die Gelegenheit, um einige Bemerkungen über einen Irrthum zu machen, der, wie wir fürchten, ein sehr gewöhnlicher geworden ist, uns aber nicht nur als widersinnig erscheint, sondern auch als so verderblich, wie eine falsche Beurtheilung der Vergangenheit möglicher Weise nur sein kann.

Wir hoffen, daß man uns keiner blinden Anhänglichkeit an die Lehren und Gebräuche früherer Geschlechter beschuldigen wird. Wir bekennen uns zu dem Glauben, daß die Regierungskunst eine Erfahrungswissenschaft ist und gleich allen zu dieser Klasse gehörigen Doctrinen im Allgemeinen Fortschritte macht. Niemand ist ein so verstockter Bewunderer alter Zeiten, um zu leugnen, daß die Medicin, die Wundarzneikunst, die Botanik, die Chemie, die Mechanik, die Schifffahrtskunde gegenwärtig besser verstanden werden, als in irgend einer früheren Zeit. Wir begreifen, daß auch die Staatswissenschaft sich in demselben Falle befindet. Gleich den physikalischen Wissenschaften, die wir eben erwähnten, hat sie sich immer mehr abgeklärt und Schmutz auf Schmutz abgelagert. Es gab eine Zeit, in der der kräftigste menschliche Verstand sich durch das Rothwelsch der Astrologen und Alchymisten täuschen ließ, und gerade so kannte die Welt Tage, in denen die erleuchtetsten und tugendhaftesten Staatsmänner es für die erste Pflicht einer Regierung hielten, Ketzer zu verfolgen, Klöster zu gründen und die Sarazenen zu bekriegen. Aber die Zeit schreitet fort, die Thatsachen häufen sich an, es entstehen Zweifel. Schwache Strahlen der Wahrheit beginnen sich zu zeigen und werden heller und heller, bis es voller Tag ist. Die

größten Geister sind wie Bergspitzen und fangen das Dämmerlicht zuerst auf, indem sie es zugleich wiederstrahlen. Sie sind bereits hell, während die Ebene unter ihnen noch im Dunkel ruht. Aber bald steigt das Licht, das zuerst blos die stolzesten Höhen erleuchtete, zu der Fläche hinab und dringt zuletzt in das tiefste Thal ein. Im Anfange kommen einzelne Gedanken, dann Fragmente von Theorieen, darauf fehlerhafte und endlich vollständige, harmonische Systeme. Die gesunde Meinung, die eine Zeit lang blos ein kühner Denker aufrecht erhielt, wird die Meinung einer kleinen Minderheit, einer starken Minderheit, der Mehrheit der Menschen. Auf diese Weise vollzieht sich der große Fortschritt immer weiter, bis Schulknaben über das Geschwätz lachen, das einem Bacon imponirte, und Landschullehrer klagen, wie unfreisinnig und unduldsam Sir Thomas More gewesen sei.

Indem wir diese Erscheinungen beobachten und bemerken, daß unser Geschlecht, wie die hartnäckigsten Feinde der Neuerungen zugestehen müssen, bis jetzt fast unausgesetzt an Wissen zugenommen hat, während wir gleichzeitig keinen Grund sehen, zu glauben, daß gerade in dem Zeitpunkte, wo wir auf die Welt gekommen sind, in den Fähigkeiten des menschlichen Geistes, oder in der Weise der Erforschung der Wahrheit eine Veränderung vorgegangen sei, werden wir Reformer und stellen uns auf die Seite des Fortschritts. Aus den großen Fortschritten, welche die europäische Gesellschaft im Laufe der letzten vier Jahrhunderte in jedem Zweige des Wissens gemacht hat, ziehen wir nicht den Schluß, daß kein Raum für Verbesserungen mehr vorhanden sei, sondern, daß in jeder Wissenschaft, welche diesen Namen verdient, unermeßliche Vervollkommnungen sicher bevorstehen.

Allein dieselben Erwägungen, welche uns bestimmen, mit freudigen Hoffnungen in die Zukunft zu blicken, verbieten uns, mit Verachtung auf die Vergangenheit rückwärts zu schauen. Wir schmeicheln uns nicht mit dem Glauben, als ob wir die Vollkommenheit erreicht hätten und nun keine Wahrheit mehr zu entdecken vermöchten. Wir meinen, daß wir weiser als unsere Ahnen sind, aber ebenso glauben

wir, daß unsere Nachkommen verständiger als wir sein werden. Es wäre eine grobe Ungerechtigkeit, wenn unsere Enkel blos deshalb, weil sie uns überholt haben, uns verachten wollten, wenn sie Watt einen Tropf nennten, weil sie vielleicht mechanische Kräfte auffanden, welche den Dampf entbehrlich machten, wenn sie die Anstrengungen unserer Zeit, die Gefängniß-Disciplin zu verbessern und den Geist des Armen aufzuklären, verlachten, weil künftige Philanthropen ein besseres Gefängniß als Bentham's Panopticon und ein wirksameres Erziehungssystem als die Lancaster'sche Methode entdecken mögen. Wie wir von unsern Nachkommen gerichtet zu werden wünschen, so sollten wir unsere Väter beurtheilen. Um uns ein richtiges Urtheil über ihre Verdienste zu bilden, sollten wir uns in ihre Lage versetzen und uns auf einige Zeit jenes großen Schatzes von Wissen entschlagen, den sie, so eifrig sie nach Wahrheit strebten, nicht besitzen konnten, und den wir, so nachlässig wir sein mögen, nicht von uns abzuwehren im Stande sind. Vor zweihundert Jahren war es für die besten und größten Männer nicht nur schwer, sondern selbst unmöglich, das zu sein, was der gewöhnlichste Mensch unserer Tage leicht wird und in der That nothwendig sein muß. Es ist wirklich zu stark, daß die Wohlthäter der Menschheit, nachdem sie von den Tröpfen ihres Geschlechts geschmäht wurden, weil sie zu weit gingen, von den Narren der nächsten Generation getadelt werden sollten, daß sie nicht weit genug vorgedrungen seien.

Die Wahrheit liegt zwischen den beiden einfältigen Extremen. Auf der einen Seite steht der beschränkte Mann, der die Weisheit unserer Vorfahren als Grund angiebt, etwas nicht zu thun, was sie an seiner Stelle ganz zuerst gethan haben würden; der sich gegen die Reformbill stemmt, weil Lord Somers die Nothwendigkeit einer Veränderung der Wahlgesetze nicht einsah; der gegen die Revolution gewesen sein würde, weil Ridley und Cranmer unbedingte Unterwerfung unter die königliche Gewalt predigten; der die Reformation gehindert hätte, weil die Fitzwalters und Mareshals, deren Siegel unter der Magna Charta stehen, ergebene Anhänger der römischen Kirche waren. Auf

der andern Seite steht der Allesbesserwisser, der die Magna Charta verachtet, weil sie die Kirche nicht reformirte, die Reformation, weil sie die Kronrechte nicht beschränkte, und die Revolution, weil sie das Unterhaus nicht reinigte. Den ersten dieser Irrthümer haben wir oft bekämpft und werden damit fortfahren. Ueber den zweiten sprachen wir unsers Wissens noch nie, obgleich er sich rasch verbreitet. Der erste Irrthum richtet sich unmittelbar gegen praktische Fragen und verhindert nützliche Reformen. Daher erscheint er als das schädlichste der beiden Vorurtheile und ist dieß vielleicht wirklich. Aber der zweite Irrthum ist eben so absurd, in gleicher Weise das Symptom eines beschränkten Verstandes wie eines unliebenswürdigen Charakters, und würde, wenn er sich allgemein verbreitete, höchst schädliche Wirkungen äußern. Er hat die Tendenz, die Wohlthäter der Menschheit ihres redlich erworbenen Ruhmes zu berauben und die besten wie die schlechtesten Menschen früherer Zeiten in dieselbe Linie zu stellen. Der Urheber einer großen Verbesserung ist in seiner Zeit fast immer unbeliebt. Er verbringt sein Leben gewöhnlich in Unruhe und Gefahr. Es liegt daher im Interesse des menschlichen Geschlechts, das Andenken solcher Männer in Ehren zu halten und sie gegen den Haß und Groll ihrer Zeitgenossen durch die Hoffnung zu stählen, daß sie einen großen und unvergänglichen Namen hinterlassen werden. Für die Wahrheit mit der Sturmcolonne vorwärts zu gehen, ist ein gefahrvoller Dienst. Wer wird ihn übernehmen, wenn es nicht ein Ehrenposten ist? Wenn der Wall erstiegen ist, findet man ohne Mühe Leute genug, welche die Fahne auf dem höchsten Thurme aufpflanzen. Um so schwieriger ist es aber, Männer zu erhalten, welche zuerst die Bresche erklimmen, und es würde in der That eine schlechte Politik sein, wenn man ihre Leichen deßhalb beschimpfen wollte, weil sie von dem Walle fielen und nicht mit zur Citadelle vordringen konnten.

Jetzt haben wir hier ein Buch, das durchaus keine vortheilhafte Probe der englischen Literatur des neunzehnten Jahrhunderts ist, ein Werk, das weder von ausgedehntem Wissen, noch von großer Denkkraft

Zeugniß ablegt. Wenn wir aber unser Urtheil nach dem Mitleiden bildeten, womit der Herausgeber von den großen Staatsmännern und Philosophen der Vergangenheit spricht, so müßten wir vermuthen, daß er der Urheber der originellsten und wichtigsten Entdeckungen in den Staatswissenschaften sei. Doch nein, denn Männer, welche große Entdeckungen machen, sind auch stets geneigt, Rücksichten zu nehmen. Wer eifrig vorwärts dringt, um eine Wahrheit zu finden, der ist auch dankbar gegen Jeden, der ihm seinen Weg einen Zoll breit gebahnt hat. Gewöhnlich sind es Die, deren Fähigkeit gerade weit genug reicht, um die in die Mode gekommenen Gemeinplätze ihrer Zeit aufzulesen und zu wiederholen, welche sich mit Verachtung eben über die Geister aussprechen, denen sie es verdanken, daß ihre Gemeinplätze nicht mehr für auffallende Paradoxen oder für verdammenswürdige Ketzereien gelten. Unser Herausgeber ist gerade der Mann, der, wenn er im siebenzehnten Jahrhundert gelebt hätte, getreulich geglaubt haben würde, daß die Papisten London in Brand gesteckt hätten, der jene Erzählung Oates' von den vierzig tausend Soldaten, die sich in Gallizien versammeln wollten, um von dort nach England zu segeln, ihrem ganzen Inhalte nach verschlungen hätte, der unter den Kleidern einen protestantischen Schlagstock getragen haben und höchst ärgerlich gewesen sein würde, wenn die Geschichte von der Wärmpfanne Zweifler gefunden hätte. Es ist nur natürlich, daß ein solcher Mann die großen Reformatoren jener Zeit verachtet, weil sie gewisse Dinge nicht wußten, die er ohne die heilsamen Erfolge ihrer Bemühungen nie kennen gelernt haben würde. Die Männer, denen wir es verdanken, daß wir ein Unterhaus besitzen, werden geschmäht, weil sie nicht duldeten, daß die Verhandlungen dieses Hauses veröffentlicht würden. Die Urheber des Duldungsgesetzes müssen sich als Frömmler behandeln lassen, weil sie nicht bis zum vollen Inhalte der Katholiken-Emancipation fortschritten. In demselben Geiste hörten wir einen Jungen, der seinem Vater auf den Schultern saß, ausrufen: „Wie viel größer bin ich, als der Papa!“

Es kann dem Herausgeber nie an Stoff zum Selbstlobe fehlen, wenn er ihn so leicht zu finden weiß. Er darf sich einer unbestreitbaren Ueberlegenheit über die größten Männer aller frühern Zeiten rühmen. Er kann lesen und schreiben: Homer kannte wahrscheinlich keinen Buchstaben. Er hat gelernt, daß die Erde sich um die Sonne bewegt: Archimedes behauptete, daß die Sonne um die Erde kreise. Er ist überzeugt, daß es einen Welttheil giebt, den man Australien nennt: Columbus und Gama stiegen in das Grab, ohne um diese Thatsache zu wissen. Er hat vom Georgium Sidus gehört: Newton war das Dasein eines solchen Planeten unbekannt. Er ist mit dem Gebrauche des Pulvers bekannt: Hannibal und Caesar erfochten ihre Siege mit Schwert und Speer. Wir behaupten, dieß sei nicht der richtige Weg, sich sein Urtheil über Männer der Vergangenheit zu bilden. Wir behaupten, daß ein Schulknabe unserer Zeit kein Recht habe, Galilei und Napier Dummköpfe zu nennen, weil sie nie von der Differential-Rechnung hörten. Wir behaupten, daß Caxton's Presse zu Westminster, so roh sie ist, vollkommen so viel Ehrfurcht verdiene, als die bestgebaute Maschine, die in unserer Zeit jemals die schärfsten Typen auf das schönste Papier druckte. Sydenham entdeckte zuerst, daß man Pockenkranke kühl halten müsse. Durch diese Entdeckung rettete er Hunderttausenden das Leben, und wir verehren deßhalb sein Gedächtniß, obgleich er von der Impfung nie etwas hörte. Lady Mary Montague brachte zuerst die Impfung auf, und wir segnen sie dafür, obgleich sie die Kuhpocken-Impfung noch nicht kannte. Erst Jenner führte die letztere ein, und wir bewundern ihn deßhalb und werden ihn stets bewundern, wenn auch sicherere und angenehmere Schutzmittel entdeckt werden sollten. So sollten wir aber auch die Ereignisse und Menschen anderer Zeiten beurtheilen. Sie waren hinter uns zurück, und dieß konnte nicht anders sein. Aber es kommt bei ihnen nicht auf die Frage an, wo sie waren, sondern welchen Weg sie gingen. War ihr Antlitz der rechten oder falschen Richtung zugewendet? Waren sie ihrer Zeit voraus, oder hinter ihr zurück? Richteten sie ihre Kräfte

darauf, die große Bewegung des menschlichen Geschlechts zu fördern, oder zu hemmen? Dieß ist nicht Mitleid, sondern einfache Gerechtigkeit und schlichte Verständigkeit. Es ist ein Grundgesetz der Welt, in der wir leben, daß die Wahrheit so wächst, daß zuerst der Halm, dann die Aehre und dann das volle Korn sich bildet. Wer darüber klagt, daß die Menschen von 1688 nicht waren, wie die Menschen von 1835, der kann es mit gleichem Recht sonderbar finden, daß das Wurfgeschoß nicht die gerade Linie hält und Quecksilber schwerer als Wasser ist.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß wir die Pflicht haben, die Vorgänge früherer Zeiten mit dem Licht des modernen Wissens zu beleuchten. Es gehört unzweifelhaft zu den ersten Pflichten eines Geschichtschreibers, die Fehler zu bezeichnen, die von ausgezeichneten Männern früherer Generationen begangen wurden. Die Irrthümer von Personen, welche auf die Bewunderung und Dankbarkeit der Nachwelt gerechte Ansprüche machen dürfen, geben am leichtesten von allen ein übles Beispiel, und bei ihnen wird es daher am nothwendigsten, nachzuweisen, worin gefehlt wurde. In der Politik wie in der Religion giebt es Fromme, welche ihre Ehrfurcht für den geschiedenen Heiligen dadurch zeigen, daß sie sein Grab in einen Zufluchtsort für das Verbrechen verwandeln. In der Nachbarschaft der Kirche, die sich des Besitzes der Reliquien eines zum Märtyrer gewordenen Apostels rühmt, duldet man unbedenklich Asyle der Unsittlichkeit. Weil der Todte barmherzig war, verleihen seine Gebeine Mördern Sicherheit. Weil er keusch war, füllt sich die Umgegend seines Tempels mit offen geduldeten Häusern der Unzucht. Auch vor dem Richterstuhl der Geschichte werden Privilegien von derselben unsinnigen Art geltend gemacht. Gemeine Mißbräuche ballen sich um jedes glorreiche Ereigniß, um jeden ehrwürdigen Namen an, und diesem Uebel muß die Literar-Polizei mit kräftigen Maßregeln entgegentreten. Das richtige Verfahren kann aber nur darin bestehen, daß man die unreinen Anhängsel beseitigt, ohne das Heiligthum anzutasten, und die Diebe und Dirnen verjagt, ohne darum

die Asche des erlauchten Todten feiger und schimpflicher Weise zu beleidigen.

In dieser Beziehung können zwei Geschichtsschreiber unserer Zeit, Sir James Mackintosh und Mill, als Muster aufgestellt werden. In den meisten Dingen verschieden, sind sie hierin einander höchst ähnlich. Sir James ist milde, Mill macht sich Strenge zum Gesetz. Aber Keiner von Beiden vergißt jemals, so oft er Lob und Tadel abwägt, auf den Zustand der politischen Moral in früheren Zeiten volle Rücksicht zu nehmen. In dem vor uns liegenden Werke spricht Sir James Mackintosh von den Whigs der Revolution mit verdienter Ehrfurcht, während er das Benehmen jener Partei gegen die Mitglieder der römischen Kirche stets tadelt. Seine Ansichten sind die freisinnigen und wohlwollenden Doctrinen des neunzehnten Jahrhunderts. Allein nie vergißt er, daß die Männer, von denen er spricht, dem siebenzehnten Jahrhundert angehörten.

Von Mill ließ sich diese Nachsicht oder, um das rechte Wort zu gebrauchen, diese Gerechtigkeit weniger erwarten. Dieser Schriftsteller betrachtet, wie einige seiner Schriften zu beweisen scheinen, die Politik nicht als eine Erfahrungswissenschaft, die als solche dem Gesetze des Fortschrittes folgt, sondern als eine Doctrin, deren sämmtliche Schwierigkeiten sich durch einige, aus den gewöhnlichsten und bekanntesten Wahrheiten abgeleitete synthetische Sätze lösen lassen. Wäre diese Ansicht gegründet, so würde eine Generation vor der andern keine oder doch nur unbedeutende Vortheile voraus haben. Wenn sich aber Mill in einigen seiner Studien auf diese Weise irrte, wobei ihn, wie wir glauben, seine Vorliebe für saubere und genaue Formen der Erörterung verleitete, so würden wir ihm doch großes Unrecht zufügen, wenn wir nicht anerkennten, daß er in seiner Geschichte mit ausgezeichnetem Geschick und Erfolg eine ganz verschiedene Forschungs-Methode anwendet. Wir kennen keinen Schriftsteller, der an der wahrhaft nützlichen, edlen und philosophischen Aufgabe, die Entwickelung gesunder Ansichten von dem Zustande des ersten Keimes bis zur vollsten Reife

zu verfolgen, eine größere Freude fände. Mit regem Eifer sucht er aus alten Depeschen und Protokollen jeden Ausdruck hervor, in dem sich die ersten leisen Spuren einer großen Wahrheit, die später zu völliger Ausbildung gelangte, erkennen lassen. Sein Lob ist stets Allen gewiß, die, wenn sie auch seinem Ideal von Vollendung nicht entfernt nahe kamen, sich doch über das allgemeine Niveau ihrer Zeitgenossen etwas erhoben. So sollte die Geschichte der Vergangenheit geschrieben werden, und insbesondere dürfte kein Historiker, der sich mit unserem Vaterlande beschäftigt, dieses Geistes entbehren.

Die englische Geschichte ist wie keine andere die Geschichte des Fortschrittes. Sie erzählt von einer fortwährenden Bewegung des öffentlichen Geistes, von einer stetigen Veränderung der Einrichtungen einer großen Gesellschaft. Wir sehen diese Gesellschaft im Beginn des zwölften Jahrhunderts in einem elenderen Zustande, als er gegenwärtig bei den entwürdigtsten Nationen des Morgenlandes vorkommt. Wir sehen sie der Tyrannei einer Handvoll bewaffneter Fremden unterworfen. Eine strenge Scheidung in Kasten trennt den siegenden Normannen von dem besiegten Sachsen. Die große Masse der Bevölkerung befindet sich in einem Zustande persönlicher Dienstbarkeit. Der erniedrigendste und grausamste Aberglaube übt über die erhabensten und wohlwollendsten Gemüther eine schrankenlose Herrschaft aus. Die Menge ist in thierische Unwissenheit versunken, und die wenigen Gebildeten beschäftigen sich mit Dingen, die den Namen von Wissenschaften nicht verdienen. Im Laufe von sieben Jahrhunderten ist dieses elende und entartete Geschlecht das größte und hochgebildetste Volk geworden, das die Welt jemals sah, hat seine Herrschaft über jeden Welttheil ausgedehnt, hat über unermeßliche Continente, von denen Ptolemäus und Strabo nicht die leiseste Ahnung hatten, die Keime mächtiger Monarchieen und Republiken ausgestreut, hat eine Seemacht geschaffen, welche die vereinigten Flotten von Tyrus, Athen, Karthago, Venedig und Genua binnen einer Viertelstunde vernichten würde, hat die Heilkunde, die Mittel der Correspondenz und der Bewegung von

Lasten, jede mechanische Kunst, jegliche Manufactur, Alles, was die Bequemlichkeiten des Lebens fördert, bis zu einer Vollendung ausgebildet, welche unsere Vorfahren für eine Wirkung der Zauberei halten würden, hat eine Literatur geschaffen, deren Werke den besten, von den Griechen hinterlassenen Erzeugnissen nicht nachstehen, hat die Gesetze entdeckt, welche die Bewegungen der Himmelskörper regeln, hat die Verrichtungen des menschlichen Geistes mit ausgezeichneter Feinheit erforscht, und ist der anerkannte Führer der Menschheit auf dem Pfade des politischen Fortschrittes gewesen. Die Geschichte Englands ist die Geschichte des großen Umschwunges, der sich in dem sittlichen, geistigen und physischen Zustande der Bewohner unserer Insel vollzogen hat. Es kommen Episoden vor, die viel Unterhaltung und Belehrung darbieten, doch dieß ist die Haupthandlung. Wir müssen gestehen, daß es für uns nichts Anziehenderes und Genußreicheres giebt, als die Schritte zu beobachten, mittelst deren das England des Lehnsbuches Wilhelm's des Eroberers, das England des Abendglocken-Gesetzes und der Forstordnungen, das England der Kreuzfahrer, Mönche, Scholastiker, Astrologen, Leibeigenen und Geächteten das England geworden ist, das wir kennen und lieben, der klassische Boden der Freiheit und Philosophie, die Schule jedes Wissens, der Weltmarkt des Handels. Der Freibrief Heinrich Beauclerk's, die Magna Charta, die erste Versammlung des Hauses der Gemeinen, die Vernichtung der persönlichen Unfreiheit, die Trennung von Rom, die Bitte um Recht, die Habeas-Corpus-Acte, die Revolution, die Begründung der Preßfreiheit, die Beseitigung der Rechtsnachtheile Andersdenkender, die Reform des Wahlsystems erscheinen uns sämmtlich als auf einander folgende Staffeln einer großen Revolution, und wir vermögen keines dieser denkwürdigen Ereignisse ganz zu verstehen, außer wir fassen es auf im Zusammenhange mit den früheren und späteren Vorgängen. Jeder der großen und ewig denkwürdigen Kämpfe, die der Sachse gegen den Normannen, der Leibeigene gegen den Edelmann, der Protestant gegen den Papisten, der Rundkopf gegen den Cavalier, der Dissenter gegen den

Anglikaner, Manchester gegen Old Sarum ausfocht, war an seinem Orte und in seiner Zeit ein Ringen, von dessen Erfolg die theuersten Interessen des menschlichen Geschlechtes abhingen, und Jeder, der bei dem Streite, der seine Zeit in zwei Lager theilte, für die gute Sache einstand, verdient unsere Dankbarkeit und unsere Achtung.

Was der Herausgeber dieses Buches auch denken mag, es bleibt darum nicht minder gewiß, daß Diejenigen, welche den Werth der jüngsthin eingetretenen Verbesserungen richtig zu schätzen wissen, auch die Letzten sind, welche über das, was 1688 geschah, geringschätzend sprechen. Solche Männer betrachten die Revolution als eine Reform, die allerdings unvollkommen, aber für England und das menschliche Geschlecht dennoch höchst wohlthätig war, als eine Reform, welche mit nachwirkender Fruchtbarkeit andere Verbesserungen erzeugte, als eine Reform, deren beglückenden Einfluß man noch in diesem Augenblicke nicht blos in unserem Vaterlande, sondern in der Hälfte der europäischen Monarchieen und in den Tiefen der Urwälder am Ohio empfindet. Man wird uns hoffentlich verzeihen, wenn wir die Aufmerksamkeit unserer Leser auf die Ursachen und Folgen jenes großen Ereignisses lenken.

Wir sagten, daß die Geschichte Englands die Geschichte des Fortschrittes sei, und wir dürfen sie so nennen, wenn wir sie im Ganzen auffassen. Wenn wir aber kleinere, getrennte Theile betrachten, dann ist der Name einer Geschichte von Anregungen und Gegenwirkungen passender. Wir haben uns oft gesagt, daß die Bewegung des öffentlichen Geistes in unserem Vaterlande jener des Meeres zur Zeit der steigenden Fluth gleiche. Jede auf einander folgende Welle drängt vorwärts, bricht sich und rollt zurück, aber die ganze Fluth bleibt darum immer im Steigen. Wer nur einen Augenblick lang auf die Wellen blickt, der kann glauben, daß sie zurücktreten. Wer sie blos fünf Minuten beobachtet, der kann auf den Gedanken kommen, daß sie, wie es der Zufall will, hin und her fluthen. Wer aber sein Auge eine Viertelstunde auf sie gerichtet hält und sieht, wie eine Landmarke

nach der andern verschwindet, dem kann die allgemeine Richtung, in der sich der Ocean bewegt, unmöglich entgehen. Gerade so ist der Gang der Ereignisse in England gewesen. In der Geschichte der Volksgesinnung, die in der That die Geschichte der Nation ist, muß man zwischen dem Rückschlage, der jedem Fortschritte folgt, und einem großen allgemeinen Zurückebben sorgfältig unterscheiden. Wenn wir kurze Zwischenräume nehmen, etwa 1640 und 1660, 1680 und 1685, 1708 und 1712, 1782 und 1794 vergleichen, so finden wir einen Rückschritt. Blicken wir dagegen auf Jahrhunderte und vergleichen wir zum Beispiel 1794 mit 1660 oder mit 1685, so können wir nicht bezweifeln, daß die Gesellschaft fortschreitet.

Der Zwischenraum, der zwischen der Restauration und der Revolution liegt, theilt sich naturgemäß in drei Perioden. Die erste reicht von 1660 bis 1678, die zweite von 1678 bis 1681, die dritte von 1681 bis 1688.

1660 war die ganze Nation vor loyaler Aufregung wahnsinnig. Hätten wir uns aus der Masse der Loose, welche die Menschen seit dem Anfange der Welt gezogen haben, eines zu wählen, so würden wir das Karl's II. an dem Tage seiner Rückkehr nehmen. Er befand sich in einer Lage, in der die Einflüsterungen des Ehrgeizes mit den Regungen eines guten Herzens zusammenfielen, in der es leichter war, tugendhaft als schlecht zu sein, geliebt als gehaßt zu werden, reinen und unvergänglichen Ruhm zu ernten, als ehrlos dazustehen. Dieses eine Mal war der Pfad der Tugend ein Weg durch grüne Auen. Er hatte nichts gethan, um die Liebe seines Volkes zu verdienen, aber diese wurde ihm entgegengetragen. Elisabeth hatte nach der Zerstörung der Armada und nach der Abschaffung der Monopole nicht den tausendsten Theil der Begeisterung erregt, mit der der junge Verbannte in seiner Heimath bewillkommnet wurde. Er wurde seinen Unterthanen nicht durch fremde Bajonnette aufgedrängt, wie Ludwig XVIII., und kehrte auch nicht, wie es bei jenem Monarchen der Fall war, in ein Land zurück, das eine vollständige Veränderung erfahren hatte. Das

Haus Bourbon stand in Paris wie eine Trophäe des Sieges des europäischen Bundes da. In der öffentlichen Meinung war die Rückkehr der alten Fürsten unzertrennlich verbunden mit der Bezahlung eines unermeßlichen Tributes, mit der Verwüstung blühender Departements, mit der Ueberziehung des Königreiches durch feindliche Heere, mit der Leere der Nischen, in denen die Götter Roms und Athens zu Gegenständen eines neuen Götzendienstes geworden waren, mit der Nacktheit der Mauern, an denen die Verklärung in einem so herrlichen Lichte, als sie vordem über den Berg Tabor ausgoß, gestrahlt hatte. Sie kamen in ein Land zurück, wo sie nichts wieder erkannten. Die sieben Schläfer der Legende, welche die Augen schlossen, als die Heiden die Christen verfolgten, und erwachten, als die Christen sich unter einander befehdeten, sahen sich nicht in einer Welt, die ihnen vollständiger neu gewesen wäre. Zwanzig Jahre hatten das Werk von zwanzig Menschenaltern gethan. Die Ereignisse waren massenweise eingetreten, die Menschen hatten rasch gelebt. Die alten Einrichtungen und die alten Ansichten waren mit den Wurzeln vertilgt worden. Es gab eine neue Kirche, die der Usurpator gegründet und ausgestattet hatte, einen neuen Adel, dessen Titel sich von Schlachten herschrieben, die für die alte Linie verhängnißvoll waren, neue Ritter, deren Kreuze von Unternehmungen datirten, welche die Verbannung der Ausgewanderten leicht zu einer ewigen hätten machen können. Neue Richter sprachen nach einem neuen Gesetzbuche Recht. Eine neue Körperschaft von Eigenthümern besaß den Grund und Boden kraft neuer Rechtstitel. Die meisten alten Localbenennungen waren jetzt verschwunden, und die bekanntesten Namen veraltet. Es gab keine Normandie, kein Burgund, keine Bretagne, kein Guienne mehr. Das Frankreich Ludwig's XVI. war so vollständig verschwunden, wie eines der präadamitischen Reiche. Seine versteinerten Ueberreste mochten hie und da noch Neugier erregen, aber es war eben so unmöglich, den alten Institutionen wieder Leben einzuhauchen, als die Gerippe zu erwecken, die in den Tiefen der vorsündfluthlichen Geschiebe begraben liegen. Zu glauben, daß Frankreich

unter das Lehnssystem zurückgebracht werden könne, war eben so einfältig, als wenn man sich dachte, daß wieder Heerden von Mammuths erscheinen würden. Die in den Gesetzen und der Regierungsform vollzogene Revolution war nur ein äußeres Anzeichen jener mächtigeren Umwälzung, welche in den Herzen und Köpfen des Volkes vorgegangen war und ihren Einfluß auf jedes Lebensverhältniß übte, auf Kauf und Pacht, auf die Studien, auf Heirathen und Verlöbnisse. Die Franzosen, die der verbannt gewesene Fürst zu regieren hatte, glichen den Franzosen seiner Jugend nicht mehr, als die Letzteren den Franzosen der Jaquerie ähnelten. Er kehrte zu einem Volke zurück, das weder ihn noch sein Haus kannte, dem ein Bourbon nicht mehr als ein Carolinger oder ein Merovinger galt. Es lag in seiner Macht, die dreifarbige Fahne mit der weißen zu vertauschen, die Lilien an die Stelle der Bienen zu setzen und die Anfangsbuchstaben des Kaisers überall auslöschen zu lassen. Aber wohin er seine Blicke wendete, überall traf er auf irgend einen Gegenstand, der ihn erinnerte, daß er im Palast seiner Väter ein Fremder sei. Er kam in ein Land zurück, wo selbst der vorüberziehende Wanderer in jedem Augenblicke bemerkt, daß neuerdings eine große Auflösung und Wiederherstellung des socialen Systems stattgefunden haben müsse. Unter solchen Umständen wäre es sogar für einen Heinrich IV. keine leichte Aufgabe gewesen, die Herzen seiner Unterthanen zu gewinnen.

In der englischen Revolution war der Fall ein durchaus verschiedener. Karl wurde seinen Landsleuten nicht aufgedrängt, diese suchten ihn vielmehr auf. Seine Rückkehr war nicht von Umständen begleitet, welche dem Nationalstolze hätten Wunden schlagen können. Durch unsere geographische Lage und unsern Charakter isolirt, hatten wir unsere Streite unter uns ausgefochten und uns ohne fremde Beihülfe versöhnt. In unsere großen inneren Streitfragen hatte sich nie die noch bedeutendere Angelegenheit der Nationalunabhängigkeit gemischt. Die politischen Doctrinen der Rundköpfe hatten nicht die Eigenschaft der Lehren der französischen Philosophen, allgemeine Anwendung finden

zu können. Unsere Vorfahren nahmen ihren Standpunkt meistentheils nicht auf einer allgemeinen Theorie, sondern auf der besondern Verfassung des Reiches. Der Engländer, nicht der Menschen Rechte vertheidigten sie. Ihre Lehren waren mithin nicht ansteckend, und wäre dem auch anders gewesen, so würde doch damals kein benachbartes Reich Empfänglichkeit für den Zündstoff besessen haben. Die Sprache, in der unsere Erörterungen gewöhnlich stattfanden, war außerhalb der Insel selbst gelehrten Männern kaum bekannt. Unsere locale Lage machte es fast unmöglich, daß wir auf dem Festlande große Eroberungen ausführen konnten. Die Könige Europa's hatten daher keine Veranlassung, zu besorgen, daß ihre Unterthanen dem Beispiele der englischen Puritaner folgen würden, und sahen dem Tode des Monarchen und der Abschaffung der Monarchie gleichgültig oder doch höchstens mitleidig zu. Clarendon führt über ihre Apathie bittere Klagen. Wir glauben jedoch, daß diese Theilnahmlosigkeit der Monarchie die größten Dienste leistete. Wenn ein französisches oder spanisches Heer einen Einfall gemacht hätte, und wenn diese Armee in Stücke gehauen worden wäre, wie dieß wahrscheinlich an dem ersten Tage geschehen sein würde, an dem sie mit den Soldaten von Preston und Dunbar, mit Oberst Kämpfe=Gottes=Schlacht und mit Hauptmann Schlage=sie=auf=Hüften=und=Schenkel hätte fechten müssen, so würde das Haus Cromwell's wahrscheinlich eine Erbmonarchie gegründet haben. Die Nation würde dann alle Missethaten des Mannes, der den Boden von fremden Feinden gereinigt hätte, vergessen haben.

Zum Glück für Karl dachten die europäischen Staaten, und selbst die, welche mit der Republik Krieg führten, nicht daran, ihre Sache mit der jener flüchtigen Wanderer zu verbinden, welche in den Dachstuben von Köln und Paris König und Kanzler spielten. Unter Cromwell's Regierung war England geachteter und gefürchteter, als irgend ein anderes Reich der Christenheit, und selbst unter der ephemeren Verwaltung, die auf seinen Tod folgte, wagte kein fremder Staat, unser Vaterland mit Verachtung zu behandeln. So kam Karl nicht

als ein Vermittler zwischen seinem Volke und einem siegreichen Feinde zurück, sondern als Versöhner der einheimischen Parteien. Er fand die schottischen Covenanter und die irischen Papisten in gleicher Weise unterjocht. Das Reich hatte sich durch Dünkirchen und Jamaika erweitert. Er erbte die Eroberungen und den Einfluß des befähigten Usurpators, der ihn so lange vom Throne fern gehalten hatte.

Wie die alte englische Regierung weit größere Milde geübt hatte, als die frühere französische Verwaltung, so war auch die Umwälzung keine so heftige und vollständige gewesen. Die nationalen Einrichtungen waren geschont, oder doch nur unvollständig entfernt worden. In den Gesetzen waren wenige Veränderungen eingetreten. Man konnte noch immer aus Littleton und Coke über die Realrechte Belehrung schöpfen. In der Kirche war ein neues Glaubensbekenntniß und ein anderes Ritual aufgekommen. Aber der Stamm des Kirchenvermögens bestand noch unangetastet. Die Hochschulen hatten ihre Besitzungen noch, die Pfarrer zogen nach wie vor den Zehnten ein. Während einer Krise, in der die größte Aufregung herrschte, hatte man die Lords mit Gewalt der Waffen von ihrem Hause ausgeschlossen, aber trotzdem blieben ihnen ihre Titel, und das Publikum bewies ihnen noch immer die größte Hochachtung. Wenn ein hoher Adeliger im Unterhause erschien, so empfing man ihn mit ceremoniöser Ehrfurcht. Die wenigen Peers, welche eingewilligt hatten, bei der Einsetzung des Protectors zu erscheinen, erhielten ihre Plätze zunächst seiner Person angewiesen und wurden mit den ehrenvollsten Dienstleistungen des Tages beauftragt. Aus den Debatten, die in Richard's Parlament vorkamen, ersehen wir, welchen starken Rückhalt die Aristokratie in der Zuneigung des Volkes besaß. Ein Mitglied des Unterhauses ging so weit, zu erklären, daß ein Krieg der Barone das Land heimsuchen werde, wenn man den Lords ihre Rechte nicht gutwillig zurückgebe. In der That gab es keine große Partei, die dem Oberhause feindlich gewesen wäre. In der Verfassung jenes Hauses lag nichts Ausschließendes. Es ergänzte sich regelmäßig aus den ausgezeichnetsten Mitgliedern des Land-

adels, der Rechtsgelehrten und der Geistlichkeit. Die mächtigsten Adeligen des Jahrhunderts, das dem Bürgerkriege voranging, der Herzog von Somerset, der Herzog von Northumberland, Lord Seymour von Sudeley, der Graf von Leicester, Lord Burleigh, der Graf von Salisbury, der Herzog von Buckingham, der Graf von Strafford, waren sämmtlich Bürgerliche gewesen und hatten sich durch höfische Künste oder parlamentarische Talente nicht blos zu Sitzen im Hause der Lords, sondern auch zu einem bestimmenden Einflusse in jener Versammlung emporgeschwungen. Das Benehmen der Peers war auch kein derartiges gewesen, daß es sie hätte unbeliebt machen müssen. Allerdings hatten sie den Willkürmaßregeln keinen so eifrigen und hartnäckigen Widerstand geleistet, wie die Gemeinen. Aber sie hatten gegen diese Verfügungen doch opponirt. Im Beginn jener Zerwürfnisse war ihr Interesse dasselbe gewesen, wie das des Volkes. Wenn Karl seinen Plan, ohne Parlament zu regieren, durchführte, so wurde die Wichtigkeit der Peers wesentlich beeinträchtigt. Gelang es ihm, auf seine eigene Autorität hin Steuern zu erheben, so waren die Besitzungen der Peers eben so von seiner Willkür abhängig, wie das Vermögen der Kaufleute oder Pächter. Bekam er die Macht, seine Unterthanen nach seinem Gefallen einkerkern zu dürfen, so lief ein Peer weit mehr Gefahr als ein städtischer Kaufmann oder ein Landjunker, die königliche Ungnade auf sich zu ziehen und mit einer Wohnung im Tower bedacht zu werden. Demnach fand Karl, daß der große Rath der Peers, den er in Oxford versammelte, für ihn nichts thun wollte. Bei den nützlichsten der Reformen, welche während der ersten Sitzung des Langen Parlamentes beschlossen wurden, befanden sich die Peers mit dem Unterhause im herzlichsten Einverständniß, und eine starke Minderheit des englischen Adels stand während der ersten Kriegsjahre stets auf der Seite des Volkes. Bei Edgehill, Newbury, Marston und Naseby wurden die Heere des Parlamentes von Mitgliedern der Aristokratie befehligt. Es wurde nicht vergessen, daß ein Peer Hampden's Beispiel befolgt und das Schiffsgeld verweigert hatte, und daß ein zweiter Peer

unter den sechs Mitgliedern der Legislatur gewesen war, die von Karl gesetzwidrig verfolgt wurden.

Die alte englische Verfassung konnte unter diesen Umständen ohne Schwierigkeit wieder hergestellt werden. Von allen Theilen dieser Verfassung war dem Volke damals der monarchische am theuersten. Man hatte diesen Bestandtheil mit Unverstand herabgedrückt, und in Folge dessen wurde er jetzt über Gebühr bevorzugt. Von dem Tage an, als Karl I. ein Gefangener wurde, begann eine Reaction zu Gunsten seiner Person und seines Amtes. Mit dem Augenblicke, als das Beil vor den Fenstern seines Palastes auf seinen Nacken fiel, wurde dieser Rückschlag rascher und heftiger. Zur Zeit der Reaction hatte er einen Punkt erreicht, auf dem kein Höhersteigen mehr möglich war. Das Volk war bereit, dem Wohlgefallen des Herrschers seine ältesten und kostbarsten Rechte zur Verfügung zu stellen. Die servilsten Lehren wurden öffentlich vorgetragen. Man verdammte den gemäßigtsten und verfassungsmäßigsten Widerstand. Man sprach so, als ob Opposition gegen den König das abscheulichste Verbrechen sei, das ein Sterblicher nur begehen könne. Die Gemeinen zeigten größeren Eifer, als der König selbst, die dem königlichen Hause widerfahrenen Beleidigungen zu rächen, wünschten sehnlicher als die Bischöfe, die Kirche wieder herzustellen, und wollten mehr Geld bewilligen, als die Minister forderten. Sie beseitigten das vortreffliche Gesetz, das man unter der allgemeinen Zustimmung aller redlichen Männer während der ersten Sitzung des langen Parlamentes zu dem Zweck erlassen hatte, um das häufige Zusammentreten des großen Rathes der Nation zu sichern. Man hätte sie wahrscheinlich verleiten können, noch weiter zu gehen und die Sternkammer oder andere Ausnahmegerichte herzustellen. Alle Berichte aus jener Zeit stellen die Nation in einem Zustande hysterischer Aufregung, in einer trunkenen Freudigkeit dar. Unter der unermeßlichen Menge, die bei Dover den Strand bedeckte und die Seiten der Straße einfaßte, auf der der König nach London reiste, gab es nicht Einen, der nicht geweint hätte. Freudenfeuer loderten, Glocken läuteten, und

Nachts versammelten sich auf den Straßen fröhliche Gesellen, welche jeden Vorübergehenden zwangen, mit gebogenem Knie auf die Gesundheit Sr. Geheiligtsten Majestät und auf die Verdammniß des rothnasigen Noll ein bis an den Rand gefülltes Glas zu leeren. Jenes Mitgefühl mit dem Gefallenen, das durch viele Menschenalter ein hervorstechender Zug des Volkscharakters gewesen ist, schien eine Zeit lang ganz verschwunden zu sein. Ganz London versammelte sich lachend und höhnend um den Galgen, an dem die modernden Ueberreste eines Fürsten hingen, der England der Welt furchtbar gemacht hatte, der hauptsächlichste Gründer seiner Herrschaft zur See und seines Kolonialreichs gewesen war, Schottland und Irland erobert, Holland und Spanien gedemüthigt hatte und mit dem Schrecken seines Namens für jeden Engländer, der in fernen Ländern reiste, und für jede protestantische Gemeinde, die im Herzen eines katholischen Reiches wohnte, ein Schutz gewesen war. Als einige der wackern und ehrlichen, aber irre geleiteten Männer, die über ihren König zu Gericht gesessen hatten, auf Hürden zu dem Richtplatze geschleift wurden, wo sie einen langsamen und qualvollen Tod erleiden sollten, da wurden ihre letzten Gebete durch das Zischen und die Verwünschungen von Tausenden unterbrochen.

So war England im Jahre 1660. Im Jahre 1678 hatte sich das ganze Ansehen der Dinge verändert. In der ersteren dieser Epochen hatten achtzehn unruhige Jahre bei der Mehrzahl des Volks die Stimmung erzeugt, Ruhe um jeden Preis zu erkaufen. In dem letzten Zeitraume hatte eine achtzehnjährige Mißregierung in derselben Mehrzahl den Wunsch entstehen lassen, auf jede Gefahr hin Sicherheit für ihre Freiheiten zu erlangen. Die Wuth ihrer zurückkehrenden Loyalität hatte sich in ihrem ersten Ausbruche erschöpft. Man hatte in den ersten Monaten so viel gemartert, gehängt und geviertheilt, daß man nun befriedigt war. Die Partei der Rundköpfe schien nicht nur überwunden, sondern dergestalt gebrochen und zerstreut zu sein, daß sie sich nie wieder sammeln könne. Jetzt begann die öffentliche Mei-

nung zurückzuströmen. Die Nation wurde nach und nach gewahr, wer der Mann sei, dem sie ihre theuersten Interessen ohne Bedingung anvertraut und ihre zärtlichste Liebe geschenkt hatte. An der unedlen Natur des zurückgekehrten Verbannten waren die Lehren des Unglücks fruchtlos vorbeigegangen. Er hatte vor den meisten andern Fürsten einen unermeßlichen Vortheil voraus. Obgleich im Purpur geboren, war er doch mit den Wechselfällen des Glücks und den Verschiedenheiten der Charaktere besser bekannt, als die meisten seiner Unterthanen. Er hatte Zwang, Gefahr, Mangel und Abhängigkeit kennen gelernt. Er hatte oft durch Undankbarkeit, Unverschämtheit und Verrath gelitten, oft ausgezeichnete Beweise von treuer und heldenmäßiger Anhänglichkeit erhalten. Er hatte beide Seiten der menschlichen Natur wie kein anderer Mann gesehen. Aber blos für die eine Seite hatte er ein Gedächtniß. Er hatte weiter nichts gelernt, als sein Geschlecht mit Verachtung und Mißtrauen anzusehen, Redlichkeit bei Männern und Keuschheit bei Frauen für bloße Komödie zu halten, und achtete es nicht der Mühe werth, diese Meinung zu verheimlichen. Er war der Freundschaft unfähig und ließ sich doch beständig durch Günstlinge leiten, über die er sich keiner Täuschung hingab. Er wußte, daß die Theilnahme dieser Menschen für seine Interessen eine geheuchelte war, und doch machte er sich, halb sich selbst verlachend, mit einer gewissen Willigkeit, die man nicht etwa für Humanität nehmen darf, zum Werkzeuge jeder Frau, deren Persönlichkeit ihn anzog, und jedes Mannes, dessen Geschwätz ihn unterhielt. Ueber die Religion dachte er wenig nach und kümmerte sich noch weniger um sie. Er scheint sein Leben lang zwischen den Lehren von Hobbes und dem Papstthum verdrossen geschwankt zu haben. Er war in seiner Jugend mit dem Covenant in der Hand gekrönt worden und starb zuletzt mit einer Hostie im Munde, während er in den dazwischen liegenden Jahren durchschnittlich sowohl Covenanter als Papisten verfolgte. Er war nicht aus gewöhnlichen Motiven Tyrann. Er schätzte die Macht um ihrer selbst willen wenig, und von Ruhm hielt er so gut wie nichts. Er scheint nicht rachsüch-

tig gewesen zu sein und an der Grausamkeit keinen wollüstigen Genuß gefunden zu haben. Was er verlangte, das war unterhalten zu werden und die vierundzwanzig Stunden des Tags vergnüglich hinzubringen, ohne bei trockenen Geschäften zu sitzen. Der Müßiggang war, wie Sheffield sich ausdrückt, die Favorit-Sultanin Sr. Majestät. Im Rath zu sitzen, würde ihm unerträglich gewesen sein, wenn der Herzog von Buckingham dem Kanzler nicht Gesichter geschnitten hätte. Man hat behauptet, und die Erzählung hat viel Wahrscheinlichkeit für sich, daß er während seiner Verbannung ganz geneigt gewesen sei, seine Rechte an Cromwell für eine hübsche runde Summe zu verkaufen. Bis zuletzt hatte er am Parlament weiter nichts auszusetzen, als daß es ihm zu viel Unruhe machte und nicht immer Geld gab. Wenn es Jemand gab, für den er wirkliche Achtung empfand, so war dieß sein Bruder. Wenn er in einem Punkte auf Gewissen und Ehre Rücksicht nahm, so war es bei der Thronfolge. Dennoch war er bereit, das Ausschließungs-Gesetz, wenn man ihm sechshunderttausend Pfund gebe, zu bestätigen, und die Unterhandlung wurde blos deßhalb abgebrochen, weil er vorausbezahlt sein wollte. Um ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, müssen wir sagen, daß er eine heitere Stimmung, angenehme Manieren und natürliche Talente besaß, die sich über die Mittelmäßigkeit erhoben. Aber er war so sinnlich, frivol, falsch und kaltherzig, wie dieß fast kein Fürst gewesen ist, dessen die Geschichte erwähnt.

Unter der Regierung eines solchen Mannes konnte der loyale Rausch der Engländer nicht lange dauern. Sie waren, was sie noch jetzt sind, ein tapferes, stolzes und hochherziges Geschlecht, das an Niederlagen, Schande und Knechtschaft nicht gewöhnt war. Cromwell's glänzende Regierung hatte sie gelehrt, ihr Vaterland als den größten Reichen der Welt ebenbürtig, als die erste Seemacht, als das Haupt der Protestanten zu betrachten. Obgleich sie in den Tagen ihrer Liebesbegeisterung die königlichen Rechte zuweilen in Ausdrücken priesen, die für die Höflinge Aurengzeb's passender gewesen sein würden, so wäre es doch nicht gerathen gewesen, sie beim Wort zu nehmen. Sie

waren in der Theorie des leidenden Gehorsams viel vollkommener, als in der Praxis. Wenn sie auch die strengen Sitten und biblischen Phrasen der Puritaner verspotteten, so blieben sie doch im Herzen ein frommes Volk. Die Mehrzahl vermochte in Jagden, Theater, Tanz, Karten, Jahrmärkten, Stärke und falschem Haar keine große Sünde zu erkennen. Aber grobe Ungläubigkeit und eine ausschweifende Lebensart wurde mit allgemeinem Abscheu betrachtet, und neun Zehntheile der Leute aus den Mittelklassen verwünschten die katholische Religion von ganzem Herzen.

So war die Nation, die aus ihrer Verzückung erwachend inne wurde, daß sie einem fremden, despotischen, papistischen Hofe verkauft sei, von Kupplern und Possenreißern regiert werde und auf ihren eigenen Meeren und Flüssen durch einen viel schwächeren Staat Niederlagen erleide. Unsere Vorfahren sahen, daß die besten und fähigsten Geistlichen der Zeit zu Hunderten von ihren Pfründen vertrieben wurden. Die Gefängnisse füllten sich mit Männern, deren ganzes Verbrechen darin bestand, daß sie Gott in der Weise verehrt hatten, die im ganzen protestantischen Europa die vorherrschende war. Eine papistische Königin saß auf dem Throne, und an den Stufen desselben stand ein papistischer Thronfolger. Einem ungerechten Angriffe folgte ein schwach geführter Krieg und diesen beendete ein schimpflicher Friede. Eine holländische Flotte ging triumphirend in der Themse vor Anker. Die Triple-Alliance ging in Stücken, die Schatzkammer wurde geschlossen, der öffentliche Credit erschüttert, und die englischen Waffen fanden in schändlicher Unterordnung unter Frankreich gegen ein Land Verwendung, das die letzte Zuflucht der bürgerlichen und religiösen Freiheit zu sein schien. Irland war unzufrieden und in Schottland herrschte ein offener Aufstand. Inzwischen wimmelte es in Whitehall von Gaunern und Buhldirnen. Ein feiles Weib, ein Bastard nach dem andern wurden nicht nur zu den höchsten Ehren der Peerie erhoben, sondern auch auf Kosten der ehrlichen, fleißigen, fast zu Grunde gerichteten Staatsgläubiger mit den Mitteln ausgestattet, ihrem neuen Stande

gemäß zu leben. Die Regierung wurde mit jedem Tage verhaßter. Es kam so weit, daß sich sogar im Schooße desselben Unterhauses, das die Nation in dem Taumel ihrer Reue, ihrer Freude und ihrer Hoffnung gewählt hatte, eine Opposition bildete und kräftigte. Jene Loyalität, welche alle Niederlagen des Bürgerkriegs, die Schlachten von Naseby und Worchester überlebt, Vermögenseinziehungen und Verbannung standhaft ertragen und sich vom Protector weder hatte einschüchtern noch verführen lassen, begann dieser letzten und schwersten Prüfung zu erliegen. Die Wolken hatten sich seit langer Zeit zusammengezogen, jetzt entluden sie sich mit einer Wuth, die das ganze Gerüst der Gesellschaft mit Zerstörung bedrohte.

Als die allgemeinen Wahlen von 1679 stattfanden, hatte die Nation den ganzen Weg, auf dem sie von 1640 bis 1660 gegangen war, rückwärts gemacht. Sie befand sich wieder in derselben Stimmung, welche nach zwölfjähriger Mißregierung beim Zusammentritt des langen Parlamentes geherrscht hatte. In jedem Theile des Landes war der Name Höfling zu einem Schimpfwort geworden. Die alten Krieger des Covenants wagten sich wieder aus den Verstecken hervor, die sie zur Zeit der Restauration aufgesucht hatten, um hier den Beleidigungen der triumphirenden Uebelgesinnten zu entgehen und zwanzig Jahre lang in voller Kraft zu bewahren:

Das Brüten und
Die Willenskraft der Rache, finstre Gluth
Des Hasses, mit dem Muth, der niemals weicht,
Und was es sonst noch giebt, was Menschen macht
Unüberwindlich.

Jetzt sah man in den Straßen wieder Gesichter, welche furchtbare Erinnerungen an die Tage erweckten, in denen die Heiligen, mit frommen Lobgesängen auf den Lippen und mit zweischneidigen Schwertern in den Händen, Könige mit Ketten und Adelige mit Eisenbanden gebunden hatten. Nun hörte man wieder die Stimmen, die in den Tagen der Tyrannei Karl's I. Kutsche mit dem Geschrei: „Freiheit!"

verfolgt und während des Prozesses des Königs in der Halle von Westminster „Gerechtigkeit“ gefordert hatten. Man pflegte sonst die Aufregung dieser Partei als die Wirkung der Papisten-Verschwörung darzustellen. Für uns unterliegt es keinem Zweifel, daß diese Verschwörung weit mehr die Wirkung, als die Ursache jener Verschwörung war. Sie war keine Krankheit, sondern ein Symptom, allerdings ein solches, welches das Uebel, wie dieß oft der Fall ist, noch verschlimmerte. In den Jahren 1660 und 1661 hätte es nicht im Entferntesten in der Macht solcher Menschen wie Oates oder Bedloe gelegen, der Regierung ernstliche Störungen zu bereiten. Man würde sie verlacht, an den Pranger gestellt, mit Koth beworfen, tüchtig ausgepeitscht und rasch vergessen haben. 1678 und 1679 würde auch dann, wenn diese Menschen nie gelebt hätten, ein Ausbruch stattgefunden haben. Zu dieser Entwicklung hatte der Gang der Dinge Jahre lang unausgesetzt hingedrängt. Die Gesellschaft war nichts als eine ungeheure Masse Brennstoff, und wenn sich der Zustand eines Staates einmal so gestaltet hat, dann läßt der zündende Funken nie lange auf sich warten.

Wir glauben annehmen zu dürfen, daß alle verständigen Männer gegenwärtig völlig überzeugt sein werden, der größere Theil, wenn nicht das Ganze von Oates' Erzählung sei erlogen gewesen. Es ist allerdings höchst wahrscheinlich, daß Oates während seines Verkehrs mit den Jesuiten vieles unsinnige Geschwätz hörte, welches die besten Mittel seien, England wieder katholisch zu machen, und daß er aus den wachen Träumen verrückter Zeloten manches auffing, was dann später in seiner Erzählung eine Rolle spielte. Daß er aber in irgend Etwas, was den Namen einer Verschwörung verdiente, eingeweiht gewesen wäre, glauben wir nicht. Sollte wirklich in seinem Zeugniß ein kleiner Theil Wahrheit enthalten sein, so ist er so tief unter Lügen vergraben, daß kein menschlicher Scharfsinn jetzt noch eine Trennung vorzunehmen vermag. Wir dürfen übrigens nicht vergessen, daß wir seine Geschichte in einem Lichte sehen, das wir durch Umstände gewonnen haben, welche seinen Zeitgenossen anfangs unbekannt waren. Die Zeugen wollen

wir mit keinem Wort entschuldigen, aber für das Benehmen des Publikums vermögen wir manche Entschuldigungsgründe beizubringen. Wir gestehen, daß uns die Leichtgläubigkeit, welche das Volk bei dieser Gelegenheit bewies, zwar als tadelnswerth, aber auch zugleich als nicht ganz verwerflich erscheint.

Unsere Vorfahren wußten in Folge von Erfahrungen, welche verschiedene Generationen daheim und im Auslande gemacht hatten, wie rastlos und eroberungssüchtig die römische Kirche sei. Der vermuthliche Thronerbe war ein bigottes Mitglied jener Kirche, und der regierende König war eher geneigt, ihr als den Presbyterianern Gunst zu erzeigen. Er war der nahe Verbündete, oder vielmehr der gemiethete Knecht eines mächtigen Königs, der hinreichende Beweise gegeben hatte, daß er entschlossen sei, in seinem Reiche keinen andern Glauben als den katholischen zu dulden. Die Katholiken führten bereits eine kühnere Sprache als früher und verkündeten, daß die Wiederherstellung ihrer Gottesverehrung in alter Pracht und Würde nahe bevorstehe. In dieser Lage der Dinge verbreitet sich nun das Gerücht, es sei eine papistische Verschwörung entdeckt. Ein ausgezeichneter Katholik wird auf Verdachtsgründe hin gefangen gesetzt. Es zeigt sich, daß er fast seine ganzen Papiere vernichtet hat. Ein paar Briefe sind den Flammen aber entgangen, und diese enthalten vielen Stoff, der Besorgnisse erregen kann, namentlich auffallende Worte über Subsidien aus Frankreich und Anspielungen auf einen ungeheuern Plan, „der dem protestantischen Glauben den härtesten Schlag, der je vorgekommen sei, versetzen und die pesthauchende Ketzerei gänzlich unterdrücken werde.“ Es war natürlich, daß Diejenigen, welche in Briefen, die zufällig der Vernichtung entgangen waren, solche Ausdrücke sahen, den Argwohn faßten, daß in den sorgfältig verbrannten Briefen irgend eine entsetzliche Schurkerei enthalten gewesen sein müsse. So war auch die Ansicht im Unterhause, wo der Ruf: „Coleman's Briefe!“ die Stimmen der Minderheit erstickte.

Unmittelbar nach der Entdeckung dieser Papiere wird ein Richter, der sich durch seinen Unabhängigkeitsgeist ausgezeichnet und die Aus-

sage des Anklägers entgegengenommen hatte, ermordet gefunden, und zwar unter Umständen, die es fast unmöglich machen, daß er durch Mörder oder durch seine eigene Hand umgekommen sei. Viele unserer Leser werden sich noch des Zustandes erinnern, in dem sich London unmittelbar nach der Ermordung Mar's und Williamson's befand, wie sich damals auf allen Zügen Schrecken aussprach, wie man die Thüren sorgfältig verriegelte, Gewehre und Nachtwächter-Schnarren kaufte. Wir kennen einen Händler, der bei dieser Gelegenheit in etwa zehn Stunden dreihundert Schnarren verkaufte. Wer sich dieser panischen Furcht erinnert, der kann sich von dem Zustande Englands nach Godfrey's Tod einen Begriff machen. Wir müssen in der That, nachdem wir alle noch vorhandenen Zeugnisse gelesen und geprüft haben, uns für die Meinung erklären, daß er ermordet wurde, ermordet von Katholiken, die gewiß kein Gewicht und keine Bedeutung besaßen, sondern zu den wahnsinnigen und rachsüchtigen Fanatikern gehörten, die man in allen großen Glaubensgenossenschaften und vorzugsweise in verfolgten Secten findet. Mehrere heftige Cameronianer hatten noch jüngsthin unter dem Eindruck einer ähnlichen Erbitterung Verbrechen gleicher Art begangen.

Es war natürlich, daß ein panischer Schrecken entstand, und unter diesen Umständen konnte es nicht anders sein, als daß die Menschen leichtgläubig und unvernünftig waren. Man darf auch nicht vergessen, daß sie im Anfange nicht die Mittel besaßen, die Zeugnisse zu prüfen, welche erst nach und nach durch spätere Erörterungen geschaffen wurden. Sie kannten nicht den zehnten Theil der Widersprüche und unsinnigen Behauptungen, in die Oates sich verwickelt hatte. So wußte man zum Beispiel im Publikum nichts von den Schnitzern, die er vor dem Geheimenrath gemacht hatte, nichts von den falschen Angaben, die er über die Persönlichkeit Don Juan d'Austria's und die Lage des Pariser Jesuitencollegiums machte. Er war ein schlechter Mensch, aber das sind die Spione und Verräther immer, durch welche eine Regierung über Verschwörungen unterrichtet wird. Seine Geschichte war auffallend

und romanhaft, aber in beiden Beziehungen nicht so unwahrscheinlich, wie ein wohlbeglaubigtes papistisches Complot, an das sich alte Leute noch erinnerten: die Pulververschwörung. Oates' Erzählung von dem Londoner Brande war an sich nicht unglaubwürdiger, als der Plan, den König, die Lords und die Gemeinen in die Luft zu sprengen, den vornehme Katholiken nicht blos entworfen, sondern auch beinahe ausgeführt hatten. Was den Anschlag auf den König betraf, so wußte alle Welt, daß innerhalb eines Jahrhunderts zwei Könige von Frankreich und ein Prinz von Oranien von Katholiken aus Fanatismus ermordet worden waren, daß über Elisabeth beständig die Gefahr eines gleichen Schicksals geschwebt, und daß die höchste Autorität der römischen Kirche diese Verbrechen, gelinde gesagt, nicht verhindert hatte. Der Charakter einiger der Angeklagten stand in hoher Achtung, dasselbe war aber auch bei Anton Babington und Everard Digby der Fall gewesen. Diejenigen, welche hingerichtet wurden, leugneten ihre Schuld bis zum letzten Augenblick, doch auf diesen Umstand wird Niemand, der mit Criminalprozessen bekannt ist, irgend eine Wichtigkeit legen. Es war ferner wohlbekannt, daß die ausgezeichnetsten katholischen Casuisten zur Vertheidigung des Königsmordes, der geistigen Vorbehalte und der Zweideutigkeit Vieles geschrieben hatten. Es war nicht unmöglich, daß Männer, die ihren Geist mit den Schriften solcher Casuisten genährt hatten, sich gerechtfertigt glaubten, wenn sie eine Beschuldigung leugneten, die, wenn sie von ihnen zugestanden worden wäre, der Kirche große Schande gebracht haben würde. Das Verfahren gegen die angeklagten Katholiken war genau so, wie es bei allen Staatsprozessen jener Tage war, das heißt so ehrlos als möglich. Es war weder ehrlicher noch schändlicher als das, was bei Algernon Sidney, Rosewell, Cornish, kurz bei allen den Unglücklichen in Anwendung kam, denen eine herrschende Partei ein mißbräuchlich so genanntes Recht sprach. Ehe die Revolution unsere Gesetze und Sitten läuterte, war ein Staatsprozeß einfach ein Mord, dem einige Verhandlungen in einer Gaunersprache und gewisse Mummereien vorangingen.

Die Opposition hatte jetzt die große Mehrzahl der Nation auf ihrer Seite. Dreimal löste der König das Parlament auf und dreimal schickten die Wähler Abgeordnete zurück, die den festen Entschluß hatten, alle seine Maßregeln genau zu überwachen und seinen Bruder vom Thron auszuschließen. Wäre Karl's Charakter dem seines Bruders ähnlich gewesen, so würde der heimische Zwist unfehlbar mit einem Bürgerkriege geendet haben. Dann hätte er sich durch Hartnäckigkeit und Leidenschaftlichkeit zu Grunde gerichtet. Sein Leichtsinn und seine Trägheit waren seine Rettung. Er glich einem jener indianischen Boote, welche darum so sicher sind, weil sie solche Biegsamkeit besitzen, dem Druck jeder Woge nachgeben, und daher ohne Gefahr eine Brandung durchschneiden, in der ein Fahrzeug, das aus Eichenkernholz gezimmert wäre, unvermeidlich untergehen würde. Das Einzige, worüber er einen unabänderlichen Entschluß gefaßt hatte, war, daß er, um mit seinen eigenen Worten zu sprechen, um Niemandes und um keiner Sache willen wieder auf Reisen gehen wollte. Sein leichtsinniges, träges Benehmen hatte alle Wirkungen der kunstvollsten Politik. Er ließ den Dingen ihren Lauf, und einen bessern Rath hätten ihm Ahitophel und Macchiavelli nicht geben könen. Er gewährte dem heftigen Andringen Raum und wartete, bis der Rückschlag mit entsprechendem Ungestüm einträte. Er zeigte sich seinen Unterthanen in der ihre Theilnahme erregenden Rolle eines unterdrückten Königs, der gern bereit sei, ihnen in Allem zu Gefallen zu leben, und von ihnen als Gegenleistung nur einige Rücksicht auf seine Gewissensbedenken und seine verwandtschaftliche Liebe fordere, der jeden Minister annehmen, jede Garantie der öffentlichen Freiheit gewähren werde, aber es nicht über das Herz bringen könne, seinem Bruder dessen Geburtsrecht zu rauben. Weiter war nichts nöthig. Er hatte es mit einem Volke zu thun, das stets die edle Schwäche verrathen hat, den Besiegten nicht zu hart zu bedrängen, mit einem Volke, dessen niedrigste und brutalste Angehörige: „Pfui!" rufen, wenn sie sehen, daß ein Mensch, der bereits am Boden liegt, noch geschlagen wird. Der Groll, den die Nation gegen den Hof

empfunden hatte, begann zu schwinden, als der Feind offenbar unfähig geworden war, Widerstand zu leisten. Der panische Schrecken, den Godfrey's Tod erregt hatte, nahm allmälig ab. Jeder Tag brachte in Oates' und Bedloe's Erzählungen eine neue Lüge oder einen neuen Widerspruch an's Licht. Wie vor zwanzig Jahren mit königsmörderischem, so war man jetzt mit papistischem Blute übersättigt worden. Als die ersten Opfer des Complots zu den Gerichtsschranken geführt wurden, liefen die Entlastungszeugen Gefahr, von dem Pöbel in Stücke gerissen zu werden. Richter, Geschworene und Zuschauer schienen gleich wenig nach Wahrheit zu fragen und nichts als ihren Rachedurst zu kennen. Bei Lord Stafford, dem letzten Märtyrer, stimmte eine starke Minderheit seiner Standesgenossen mit „Nichtschuldig", und als er auf dem Blutgerüst seine Unschuld betheuerte, rief das Volk: „Gott segne Sie, gnädiger Herr; wir glauben Ihnen, gnädiger Herr!" Der Versuch, einen Sohn von Lucie Waters zum König von England zu machen, beleidigte eben so sehr den Stolz des Adels, als das sittliche Gefühl der Mittelklassen. Die alte Cavalier-Partei, die große Mehrheit des Landadels, die Geistlichkeit und die Hochschulen stellten sich bis beinahe auf den letzten Mann zusammen und bildeten einen dichten Wall um den Thron.

Während der zweiten Sitzung des langen Parlaments hatte zu Gunsten Karl's I. eine ähnliche Reaction stattgefunden, und wenn dieser Fürst redlich oder scharfsinnig genug gewesen wäre, sich streng in den Schranken des Gesetzes zu halten, so hegen wir nicht den leisesten Zweifel, daß er binnen wenigen Monaten so mächtig geworden wäre, wie seine besten Freunde, Lord Falkland, Culpeper oder Hyde ihn nur zu sehen hätten wünschen können. Indem er die Führer der Opposition ungesetzlicher Weise verfolgte und in Person einen verbrecherischen Angriff auf das Unterhaus machte, hemmte er jene Fluth loyaler Gefühle, die eben stark zu strömen begonnen hatte, und stauete sie sogar zurück. Der Sohn, der sich so wenig wie der Vater durch Gesetze oder Ehrenpflichten binden ließ, war zum Glück für ihn selbst

ein träger, sorgloser Charakter und wurde, wie wir glauben, mehr durch diese natürliche Eigenschaft als durch seine Politik vor dem großen Irrthum bewahrt, der seinem Vater so theuer zu stehen kam. Statt die unreife Frucht pflücken zu wollen, blieb er ruhig liegen, bis sie ihm überreif in den Mund fiel. Wenn er Lord Shaftesbury und Lord Russell auf ungesetzliche Weise verhaftet hätte, so würde er sein Leben wahrscheinlich in der Verbannung beschlossen haben. Er schlug den sichern Weg ein. Er benutzte nur sein verfassungsmäßiges Recht und fand es für seinen Zweck völlig ausreichend.

Während der ersten achtzehn oder neunzehn Jahre seiner Regierung hatte er seinen Feinden leichtes Spiel gemacht. Von 1678 bis 1681 erleichterten ihm seine Gegner seine Aufgabe. Sie verdankten ihre Macht seiner schlechten Regierung, er erhielt durch ihren Ungestüm sein altes Uebergewicht zurück. Nachdem die große Masse des Volks ihm entfremdet gewesen war, kehrte sie mit leidenschaftlicher Liebe zu ihm zurück. Als er an den Küsten von Kent landete, war er kaum beliebter, als an dem Tage, als er nach jahrelangen Demüthigungen und Beschränkungen sein letztes Parlament auflöste.

Während dieses Ebbens und Fluthens der öffentlichen Meinung gewann die Sache der Volksfreiheit fortwährend. Zur Zeit der Restauration hatte eine starke Reaction zu Gunsten des Hofes stattgefunden. Aber die Sternkammer, das bevollmächtigte Höchstgericht und das Schiffsgeld waren verschwunden. Jetzt trat ein zweiter ähnlicher Rückschlag ein. Aber während der kurzen Herrschaft der Opposition war die Habeas=Corpus=Acte erlassen worden, und dieses Gesetz wurde nicht zurückgenommen.

Da die Nation ihn unterstützte, war der König stark genug, an der Partei, die ihn letzthin in Knechtschaft gehalten hatte, eine furchtbare Rache zu nehmen. Im Jahre 1681 begann die dritte der Perioden, in die wir die Geschichte Englands von der Restauration bis zur Revolution eingetheilt haben. Während dieser Periode trat eine dritte große Reaction ein. Die Ausschweifungen der Tyrannei gaben

der Sache der Freiheit die Herzen zurück, die ihr wegen der Ausschreitungen der Parteien untreu geworden waren. Im Jahre 1681 sah der König fast alle seine Feinde zu seinen Füßen, im Jahre 1688 war er ein Verbannter in einem fremden Lande.

Das ganze Maschinenwerk von finstern Richtern, abgekarteten Juries, lügenhaften Zeugen und lärmenden Zuschauern, das noch eben gegen die Papisten benutzt worden war, setzte sich jetzt gegen die Whigs in Bewegung. Der gewandteste Führer der Partei floh in ein fremdes Land und starb dort. Der tugendhafteste Mann der Partei wurde enthauptet. Ein anderes ihrer ausgezeichnetsten Mitglieder gab sich selbst den Tod, um einer schimpflichen Hinrichtung zu entgehen. Die Wahlflecken, über die die Regierung nicht verfügte, wurden mittelst juristischer Kniffe ihrer Freibriefe beraubt, und erhielten neue Verfassungen, die so eingerichtet waren, daß die Wahlen von Regierungsanhängern fast mit Sicherheit erwartet werden konnten. Alle Theile des Königsreichs sandten wetteifernd die übertriebensten Zusicherungen ein, wie heiß sie ihren Herrscher liebten und wie tief sie diejenigen verabscheuten, welche den göttlichen Ursprung und die schrankenlose Ausdehnung seiner Gewalt bezweifelten. Wir brauchen kaum zu sagen, daß die Oxforder Hochschule bei diesem heißen Wettstreite von Frömmlern und Sklaven den entschiedensten Vorsprung behauptete. Jene gelehrte Körperschaft hat den Ruhm, weiter als irgend ein anderer Theil des englischen Volks hinter der Zeit zurückgeblieben zu sein, frühzeitig erworben und nie wieder eingebüßt.

Karl starb und sein Bruder bestieg den Thron, aber obgleich die Person des Herrschers eine andere wurde, blieben die Liebe und die Scheu, womit seine Würde betrachtet wurde, unvermindert. Es gewann in der That den Anschein, als ob die Partei der Hochkirche diesen Monarchen trotz seiner Religion mehr begünstige, als seinen Vorgänger. Die Whigs hatten ihn ausdrücklich zu ihrer Zielscheibe gewählt, und dieser Umstand genügte, ihn zum Götzen der Tories zu machen. Er berief ein Parlament. Der loyale Landadel der Grafschaften und die

octroyirten Wähler der Wahlflecken mit neuen Verfassungen gaben ihm ein Parlament, wie es England seit einem Jahrhundert nicht gesehen hatte. Diese Versammlung war ohne Frage die gehorsamste, die jemals unter einem Fürsten des Hauses Stuart berieth. Allerdings kam in England eine aufrührerische Bewegung vor und eine zweite in Schottland. Beide wurden ohne Mühe niedergeschlagen und mit fürchterlicher Strenge bestraft. Selbst nach jenen furchtbaren Strafurtheilen, die man niemals vergessen wird, so lange es in irgend einem Theile der Welt Angehörige des englischen Volkes giebt, wagte kein Mitglied des Unterhauses gegen Jeffreys auch nur den leisesten Tadel auszusprechen. Edmund Waller, der durch sein hohes Alter und seine Berühmtheit ermuthigt wurde, griff die Grausamkeit der militairischen Häupter an, und dieß ist der hellste Theil seiner langen und wechselvollen Laufbahn. Aber selbst Waller wagte nicht, die noch gehässigere Grausamkeit des Oberrichters zu tadeln. Es ist kaum zu viel gesagt, daß Jakob in dieser Zeit wenig Veranlassung hatte, Ludwig XIV. um die Ausdehnung seiner Gewalt zu beneiden.

Auf welche Weise diese unermeßliche Macht innerhalb dreier Jahre zertrümmert wurde, durch welche verkehrte und wahnsinnige Mißregierung der Tyrann den Muth der besiegten Whigs wieder belebte, die Neutralität der Mittelpartei in erklärte Feindschaft verwandelte und den Landadel, die Kirche, das Heer, seine eigenen Geschöpfe, seine eigenen Kinder von sich trieb, das ist unsern Lesern wohl bekannt. Ueber einen Theil der Frage aber, der in unserer Zeit viele würdige Männer irre geführt hat, und über den der Verfasser der vor uns liegenden Fortsetzung Vieles sagt, womit wir durchaus nicht übereinstimmen können, müssen wir einige Bemerkungen machen.

Jakob, so sagt man, trat als Verfechter der Duldung auf. Wenn er die Verfassung verletzte, so ließ er sich dabei von einem der edelsten Zwecke leiten, die jemals ein Staatsmann im Auge gehabt hat. Er wollte Millionen seiner Unterthanen von Strafgesetzen und Rechtsnachtheilen befreien, die gegenwärtig kaum irgend Jemand mehr für

gerecht hält. Man sollte ihn daher als tadellos betrachten, oder ihm höchstens das zum Vorwurf machen, daß er seinen lobenswürdigen Zweck mit unregelmäßigen Mitteln verfolgte. Ein höchst geistreicher Mann, den wir für einen Katholiken halten, Banim, hat um diese Meinung zu verbreiten einen historischen Roman geschrieben, von dessen literarischem Verdienst wir keineswegs mit hoher Achtung sprechen können. Der Herausgeber unsers Fragments versichert uns, daß Jakob's Banner die edelste Inschrift getragen habe, und setzt noch manches Andere hinzu, wodurch angedeutet werden soll, daß Wilhelm und die andern Urheber der Revolution elende Whigs waren, und Jakob deßhalb vertrieben, weil er sich zu radicalen Grundsätzen bekannte; daß das Verbrechen des Königs darin bestand, liberaler als seine Unterthanen zu sein; daß er der wahre Kämpe der Freiheit war und daß Somers, Locke, Newton und andere beschränkte Menschen derselben Art die eigentlichen Frömmler und Unterdrücker waren.

Ließen sich die Voraussetzungen beweisen, dann würde der Schluß freilich von selbst folgen. Könnte man darthun, daß Jakob den aufrichtigen Wunsch hegte, völlige Gewissensfreiheit zu gestatten, so würden wir denken, daß sein Benehmen Nachsicht, wenn nicht Lob verdiene. Wir würden dann selbst seine ungesetzlichen Handlungen nicht strenge tadeln und schwerlich leugnen, daß Jakob's Uebergriffe durch den Widerstand seiner Unterthanen gegen so edele und heilbringende Absichten mindestens entschuldigt würden. Es läßt sich aber durch die stärksten Beweise darthun, daß Jakob keinen solchen Zweck im Auge hatte und vielmehr unter dem Vorwande, vollkommene Religionsfreiheit zu erstreben, der römischen Kirche das Uebergewicht und die ausschließliche Herrschaft sichern wollte.

Es ist richtig, daß er für Duldung zu kämpfen vorgab. Jede unterdrückte Secte ruft nach Glaubensfreiheit. Wir hegen nicht den leisesten Zweifel, daß Bonner, als er im Marschallsamte saß, es für eine große Härte hielt, daß ein Mann deßhalb in ein Gefängniß eingeschlossen werde, weil er die Worte: „Das ist mein Leib" anders aus-

lege als die Lords des Gerichtshofs. Man würde nicht sehr weise handeln, wenn man bei einem Bettler, der uns versichert, daß Gott uns für den Pfennig belohnen werde, den wir ihm geben, um dieser Worte willen christliche Liebe voraussetzten, oder wenn wir einen Soldaten, der mit dem Bajonnet an der Kehle um Gnade ruft, für menschlich hielten. Wenn man die Lehre, zu der sich vom ersten Anfang der Religionsstreitigkeiten an alle Frömmler aller Secten bekannten, in wenige Worte zusammendrängt und von allen Redensarten entkleidet, so lautet sie einfach wie folgt: Ich habe Recht und Du hast Unrecht. Wenn Du der Stärkere bist, so mußt Du mich schonen, denn es ist Deine Pflicht, die Wahrheit zu dulden. Aber wenn ich der Stärkere bin, dann werde ich Dich verfolgen, denn es ist meine Pflicht, den Irrthum auszurotten.

Die englischen Katholiken litten unter einem harten Zwange. Jakob wünschte dieses System zu beseitigen und führte deßhalb eine Sprache, die der Gewissensfreiheit günstig war. Allein die ganze Geschichte seines Lebens beweist, daß dieß ein bloßer Vorwand war. Im Jahre 1679 sprach er sich gegen die städtischen Beamten von Amsterdam ähnlich aus, und der Verfasser der Fortsetzung sieht in diesem Umstande einen Beweis, daß der König sich seit Langem eine bestimmte Meinung über den Gegenstand gebildet habe. Unglücklicherweise wird dadurch blos die äußerste Unaufrichtigkeit aller spätern Betheurungen des Königs bewiesen. Wenn er behauptet hätte, daß er nach seiner Thronbesteigung zu den Lehren der Duldung bekehrt worden wäre, so könnte man ihm einigen Glauben schenken. Allein wir wissen auf das Bestimmteste, daß Jakob 1679 und noch lange nachher ein höchst blutiger und gewissenloser Verfolger war. Nach 1679 wurde er an die Spitze der schottischen Regierung gestellt. Wie benahm er sich nun in jenem Lande? Er hetzte die zerstreuten Ueberbleibsel der Covenanter mit einer Barbarei zu Boden, deren sich kein Fürst der neuern Zeit, Philipp II. ausgenommen, fähig zeigte. Er verschaffte sich den Genuß, der Tortur des spanischen Stiefels zuzusehen, die über die

Unglücklichen, welche die Verfolgung zum Widerstande gereizt hatte, verhängt wurde. Nach seiner Thronbesteigung ließ er sich gleich zuerst angelegen sein, von dem servilen schottischen Parlament ein Gesetz zu erlangen, das jedem Prediger von Conventikeln in Häusern den Tod drohte und diese Strafe, wenn die Versammlung auf freiem Felde gehalten wurde, auf die Zuhörer ausdehnte. Dieß Alles that er für einen Glauben, der nicht der seinige war, nicht um die Wahrheit gegen den Irrthum zu vertheidigen, sondern um eine verdammungswürdige Irrlehre gegen die andere, die bischöfliche Ketzerei gegen den presbyterianischen Abfall zu schützen. Ludwig XIV. wird mit Recht getadelt, daß er seine Unterthanen durch Dragoner auf den Himmelsweg leiten ließ. Aber Jakob war es vorbehalten, wegen des Unterschiedes zwischen zwei Straßen zur Hölle zu martern und zu tödten. Und dieser Mann, der von dem Gift der Unduldsamkeit so tief durchdrungen war, daß er, um überhaupt nur verfolgen zu können, die Menschen aus einer Ketzerei in die andere hetzte, dieser Mann wird als ein Verfechter der Gewissensfreiheit dargestellt. Dieser Mann, der in der Sache des unreinen Panthers verfolgte, würde, so sagt man uns, im Interesse der schneeweißen und unsterblichen Hindin sich jeder harten Maßregel enthalten haben.

Wie benahm sich Jakob ferner in eben der Zeit, als er sich so eifrig für die Rechte des Gewissens aussprach? Verfolgte er nicht gerade damals mit der äußersten Benutzung seiner Gewalt? Verwendete er nicht seine ganzen gesetzlichen Rechte und maßte er sich nicht manche ungesetzliche Befugnisse an, um seine Unterthanen zu zwingen, seinen Glauben anzunehmen? Während er die Gesetze, welche die Dissenter von allen Aemtern ausschlossen, zu verabscheuen vorgab, trieb er da nicht seine fähigsten, erfahrensten und treuesten Diener um ihrer Religion willen aus ihren Stellen? Wegen welchen Verbrechens wurde Lord Rochester aus dem Schatzamte entfernt? Er war mit dem königlichen Hause eng verbunden, stand an der Spitze der Tories und hatte Jakob bei mehreren höchst dringenden Verlegenheiten kräftig unterstützt.

Allein er wollte seinen Glauben nicht ändern und wurde entlassen. Damit man uns nicht etwa der Uebertreibung beschuldige, möge Dr. Lingard, ein höchst zuverlässiger und für den König günstig gestimmter Zeuge, für uns sprechen. „Der König", sagt jener fähige aber parteiische Schriftsteller, „hatte sich getäuscht: er beklagte sich gegen Barillon über die Hartnäckigkeit und Unaufrichtigkeit des Schatzmeisters, und der letztere erhielt von dem französischen Botschafter einen sehr verständlichen Wink, daß er sich durch seine Anhänglichkeit an seine Religion den Verlust seines Amtes zuziehen werde. Er blieb indessen unbeugsam, und nachdem Jakob lange gezögert hatte, theilte er ihm mit großer Verlegenheit und unter vielen Thränen seinen unabänderlichen Entschluß mit. Er habe gehofft, sagte er, daß Rochester zur katholischen Kirche übertreten und ihm so einen unangenehmen Schritt ersparen werde, doch ein König müsse seine Gefühle seiner Pflicht opfern." Das war also der König, der den Wunsch hegte, daß die Männer aller Secten zu den Staatsämtern zugelassen werden dürften. Diese Vorgänge reichen schon allein hin, seinen freisinnigen Betheuerungen allen Glauben zu entziehen, und in der That übten sie diese Wirkung, wie wir aus den Depeschen des päpstlichen Nuntius erfahren. „Wie es scheint," schreibt D'Adda wenige Tage nach Rochesters Rücktritt, „herrscht eine große Aufregung, weil im Volke das Gerücht geht, der genannte Minister sei vertrieben, weil er kein Katholik sei, und man habe es auf die Ausrottung der Protestanten abgesehen." Hat es je geleugnet werden können, daß die Krone ihre Gunstbezeugungen beständig gewährte oder verweigerte, je nachdem die religiöse Meinung des Bewerbers war? Wenn dieß am grünen Holze geschah, wie würde es da erst mit dem dürren geworden sein? Wenn Jakob so handelte, als er die stärkste Veranlassung hatte, seinen protestantischen Unterthanen zu schmeicheln, welches Verfahren würde er da erst eingeschlagen haben, nachdem er Alles von ihnen erlangt hätte, was er forderte?

Wer war ferner sein engster Verbündeter? Und welche Politik verfolgte dieser Verbündete? Allerdings kannten Jakob's Unterthanen

die Ehrlosigkeit ihres Herrschers nur zur Hälfte. Ihnen war unbekannt, was wir wissen, daß er, während er ihnen Vorlesungen über die Segnungen der Duldung hielt, seinen guten Bruder Ludwig beständig wegen der Erfolge jener intoleranten Politik beglückwünschte, welche die schönsten Landstriche Frankreichs in eine Wüste verwandelt und Tausende der friedlichsten, fleißigsten und geschicktesten Handwerker der Welt in die Verbannung getrieben hatte. Aber die Engländer wußten, daß die beiden Fürsten den engsten Bund geschlossen hatten. Sie sahen, daß sich ihr Herrscher, der von nichts als Duldung sprach, von den Staaten trennte, welche zuerst Gewissensfreiheit gegeben hatten, und sich mit den stärksten Banden dem treulosesten und unbarmherzigsten Verfolger verknüpfte, den es damals auf dem Throne des Continents gab.

Durch welche Rathgeber ließ sich Jakob leiten? Wer waren die Personen, denen er das größte Vertrauen schenkte und die an seinen Entwürfen den wärmsten Antheil nahmen? Der französische Gesandte, der päpstliche Nuntius und Vater Petre, der Jesuit. Ist das nicht genug, um den Beweis zu liefern, daß die Einführung einer gleichmäßigen Duldung keineswegs in seinem Plane lag? War Ludwig für Duldung, war es der Vatican, oder der Jesuiten-Orden? Wir wissen, daß die freisinnigen Redensarten Jakob's von eben den Regierungen und Gesellschaften höchlich gebilligt wurden, die in Theorie und Praxis dem Grundsatz huldigten, daß man Ketzern weder Wort halten, noch Gnade schenken dürfe. Sollen wir etwa, um Jakob den Ruf der Aufrichtigkeit zu retten, annehmen, daß diese Regierungen und Gesellschaften plötzlich ihre Natur geändert, das Verbrecherische ihres ganzen frühern Benehmens erkannt und noch liberalere Grundsätze angenommen hätten, als sie ein Locke, Leighton und Tillotson hegte? Was ist wahrscheinlicher: daß der König, der das Edict von Nantes zurücknahm, der Papst, mit dessen Bewilligung die Inquisition einkerkerte und verbrannte, der Orden, der noch bei jedem Streit, in den er verwickelt war, den Richter oder den Mörder zu Hülfe rief, plötzlich so entschie-

dene Freunde der Glaubensfreiheit wie Dr. Franklin und Jefferson wurden, oder daß ein von Jesuiten beherrschter Frömmler sich bestimmen ließ, um des Heils der Kirche willen zu heucheln?

Die Jesuiten spielten kein neues Spiel. Hundert Jahre früher hatten sie politische Freiheit gepredigt, wie sie jetzt der Glaubensfreiheit huldigten. Sie hatten die Republikaner gegen Heinrich IV. und Elisabeth zum Aufstande gereizt, wie sie jetzt die protestantischen Dissenter gegen die Staatskirche hetzten. Im sechszehnten Jahrhundert predigten die Werkzeuge Philipp's II. Lehren, die nahe an Jakobinismus grenzten, indem sie behaupteten, daß jedes Volk seinen König absetzen und jeder Bürger einem schlechten Herrscher den Dolch in's Herz stoßen dürfe. Im siebenzehnten Jahrhundert schrieen die Verfolger der Hugenotten über die Tyrannei der anglikanischen Kirche und verfochten mit wahrer Gluth, daß Jedermann das Recht habe, Gott auf seine Weise anzubeten. In beiden Fällen verfuhren sie mit gleicher Unaufrichtigkeit, und der Narr, der ihnen geglaubt hätte, würde sich arg getäuscht gesehen haben. Ein weiser und guter Mann mußte Elisabeth's Willkürmaßregeln ohne Zweifel mißbilligen. Würde er aber der Sache der politischen Freiheit wirklich gedient haben, wenn er den Betheuerungen der römischen Casuisten Glauben geschenkt, sich ihnen angeschlossen und an Northumberlands Aufstand, oder an Babington's Verschwörung Antheil genommen hätte? Würde er nicht dazu geholfen haben, eine weit ärgere Tyrannei zu gründen, als die war, die er niederzuwerfen strebte? So würde ein guter und weiser Mann auch in dem Benehmen der anglikanischen Kirche unter den Stuarts viel Verwerfliches finden. Würde er sich aber deßhalb dem König und den Katholiken gegen jene Kirche anschließen? Wäre nicht klar, daß er durch diese Handlungsweise für einen geistlichen Despotismus mitwirkte, zu dem sich die Tyrannei der Staatskirche verhielte, wie der kleine Finger zum Schenkel und wie Ruthen von Reisig zu Ruthen von Skorpionen?

Ludwig hatte einen stärkeren Geist als Jakob, besaß mindestens eben so viel Ehrgefühl und war in einem viel geringeren Grade der Sclave der Priester. Seine protestantischen Unterthanen besaßen für ihre Gewissensrechte so viel Sicherheit, als Gesetze und feierliche Verträge nur gewähren konnten. Wurde diese Garantie als hinreichend erkannt? Hatte eine Generation an einem solchen Beispiele nicht genug?

Jakob's Plan scheint uns sehr verständlich zu sein. Die Duldung, die er mit der Uebereinstimmung und unter dem Beifall aller grausamen Verfolger Europa's seinem Volke anbot, war einfach darauf berechnet, Zwietracht zu erzeugen. Dieß ist der am nächsten liegende und gewöhnlichste politische Kunstgriff. In der Zeit, in der wir selbst leben, haben wir dasselbe hundertmal anwenden sehen. In diesem Augenblicke hetzen die französischen Karlisten die äußerste Linke gegen das linke Centrum. Vor vier Jahren kam in England derselbe Kniff zur Anwendung. Wir hörten, daß alte Schacherer mit Wahlflecken, Männer, die durch die erbarmungslose Anwendung von Ausweisungen aus dem Besitz in's Unterhaus gelangt waren und sich ihr ganzes Leben lang jeder Maßregel, welche die Macht der Demokratie verstärken konnte, widersetzt hatten, die Reformbill als nicht demokratisch genug verwarfen, Reden an die arbeitenden Klassen hielten, die Tyrannei der Zehnpfund-Hausbesitzer verwünschten und mit den bekanntesten Brandstiftern unserer Zeit Complimente und zärtliche Worte austauschten. Der Ruf nach allgemeiner Duldung wurde von Jakob ebenso angewendet, wie einige alte Tories vor Kurzem das Geschrei nach allgemeinem Stimmrecht benutzten. Die falschen Demokraten unserer Zeit hatten den Plan, einen Conflict zwischen den Mittelklassen und der Menge hervorzurufen und auf diese Weise jede Reform zu verhindern. Jakob wollte einen Streit zwischen der Staatskirche und den protestantischen Dissentern erregen und auf diese Weise den Katholiken den Sieg über Beide erleichtern.

Wir glauben nicht, daß der König siegen konnte, aber so völlig wahnsinnig und hoffnungslos, als man den Plan gewöhnlich darstellt,

erscheint er uns nicht. Wir sind sogar überzeugt, daß, wenn der König sein erstes Ziel erreicht hätte, dem Volk kein Mittel als eine unter den ungünstigsten Umständen erfolgende Berufung an die physische Gewalt geblieben sein würde. Er hoffte, daß die Tories, durch ihre Lehre vom leidenden Gehorsam gebunden, seinem Willen sich fügen, und die Dissenter, durch seine trügerischen Versprechungen von Erleichterungen verlockt, ihm kräftige Unterstützung leisten würden. So hoffte er ein Gesetz zu erlangen, das angeblich alle Rechtsnachtheile für Andersdenkende entfernen, in Wahrheit aber die Protestanten von allen Aemtern ausschließen sollte. Man darf nicht übersehen, daß ein Fürst, der über alle Stellen verfügt, ohne den Buchstaben des Gesetzes zu verletzen, diejenige Glaubenspartei, der er den Vorzug giebt, in die Staatsämter einführen kann. Nach dem ganzen Benehmen Jakob's hegen wir nicht den entferntesten Zweifel, daß er diese Befugniß im höchsten Grade benutzt haben würde. Die geschriebenen Gesetze mochten erklären, daß alle Engländer zu Staatsstellen gleichmäßig befähigt seien; was half das, wenn die Besetzung jedes Postens von einem Herrscher abhing, der entschlossen war, nicht einen einzigen Ketzer anzustellen? Wir sind der festen Ueberzeugung, daß nicht eine einzige Stelle in der Regierung, im Heer, in der Flotte, bei den Gerichten, nicht eine Peerswürde, ja nicht eine vom König abhängige Pfründe einem Protestanten irgend einer Glaubenspartei gegeben sein würde. Selbst als der König noch die stärkste Veranlassung hatte, zu heucheln, machte er einen Katholiken zum Decan der Christkirche und einen zweiten zum Präsidenten des Magdalenen-Collegiums. Es scheint kein Zweifel zu bestehen, daß der Yorker Bischofssitz für einen Katholiken leer gehalten wurde. Wenn Jakob dieses Verfahren zwanzig Jahre lang hätte fortsetzen können, so würden alle Militairs vom General bis zum Trommelschläger abwärts, alle Schiffsofficiere, alle Richter, alle Räthe des Königs, alle Lordlieutenants der Grafschaften, alle Friedensrichter, alle Gesandten, alle Staatsminister, alle Beamten des königlichen Hofstaats, der Zollhäuser, der Postämter, der Accise Katholiken gewesen sein.

Die Katholiken hätten die Mehrheit im Oberhause gehabt, und wenn sie auch durch das Mittel, mit dem Lord Sunderland drohte, erzwungen gewesen wäre, nämlich eine ganze Compagnie der Garde zu Peers zu ernennen. Selbst in der Kirchenversammlung würde man, wie wir glauben, Katholiken gesehen haben. Jeder Bischof, jeder Decan, jeder Besitzer einer königlichen Pfründe, jeder Vorsitzende eines von der Krone abhängigen Collegiums würde der römischen Kirche angehört haben. Die Katholiken würden das höhere Unterrichtswesen fast ausschließlich geleitet und die Censur ganz in ihrer Hand gehabt haben. Diese ganze unermeßliche Masse von Macht würde durch die Waffen und das Gold Frankreichs kräftigst unterstützt und auf einen Thronfolger vererbt worden sein, dessen ganze Erziehung man mit Rücksicht auf das einzige Ziel der vollständigen Wiederherstellung des katholischen Glaubens geleitet haben würde. Das Unterhaus wäre das einzige gesetzliche Hinderniß gewesen. Aber die Rechte eines großen Theils der Wähler konnten durch die Gerichtshöfe nach deren Gutdünken beseitigt werden, und diese richterlichen Behörden waren ganz von der Krone abhängig. Wir halten es daher nicht für unmöglich, daß man ein Haus zusammen gebracht haben würde, das die Tage Marien's zurückgeführt hätte.

Wir glauben keineswegs, daß das Volk diesen Zustand ruhig ertragen haben würde. Wir sind aber überzeugt, daß der König, wenn sich das Volk durch seine Duldungs-Versprechungen hätte täuschen lassen, diesen Zustand herbeizuführen versucht haben würde, und daß nur ein höchst blutiger und zerstörender Kampf der gesammten protestantischen Bevölkerung gegen die Katholiken sein Unternehmen hätte vereiteln können. Auf der einen Seite würde eine unermeßliche numerische Uebermacht gestanden haben. Auf der andern Seite hätten aber die ganze Regierungsgewalt und zwei große, trefflich geschulte Heere, die Jakob's und Ludwig's, gekämpft. Wir zweifeln nicht, daß die Nation ihre Freiheit erstritten haben würde. Wir glauben aber, daß der Kampf den ganzen Gesellschaftskörper erschüttert hätte, und

daß die Sieger eine furchtbare und unbarmherzige Rache genommen haben würden.

Doch Jakob wurde gleich mit dem ersten Versuche zurückgewiesen. Er hielt sich der Tories versichert, weil diese jeden Widerstand für sündhaft erklärten, und der protestantischen Dissenter, weil er ihnen Erleichterung anbot. Er irrte sich in Beiden. Die Täuschung, der er hinsichtlich der Dissenter anheimfiel, war eine höchst natürliche. Dagegen war das Vertrauen, das er in die loyalen Betheuerungen der hochkirchlichen Partei setzte, der lächerlichste und entschiedenste Beweis von Thorheit, den ein Politiker jemals gegeben hat.

Man denke sich einen Mann, der nur einen einzigen Tag nach der Ueberzeugung handelt, daß alle seine Nachbarn glauben, was sie sagen, und sich bei ihrem ganzen Thun nur von ihrer Ueberzeugung leiten lassen. Man stelle sich einen Mann vor, der in dem festen Glauben handelt, daß er Jedem, der die Rache für eine Sünde hält, die tödtlichsten Beleidigungen und Beschimpfungen zufügen, oder Allen, die das Stehlen für ein Unrecht erklären, sein ganzes Eigenthum unbesorgt anvertrauen könne. Ein solcher Charakter würde für die tollste Posse zu einfältig sein. Und doch blieb Jakob's Thorheit hinter dieser unglaublichen Ausdehnung nicht weit zurück. Weil die Geistlichkeit erklärt hatte, daß Widerstand gegen Unterdrückung in allen Fällen ungesetzlich sei, glaubte er sie nach Gefallen und ohne die geringste Gefahr zu Boden werfen zu können. Er vergaß ganz, daß der Klerus die Königsgewalt zu einer Zeit zu den Wolken erhob, als sie auf seiner Seite stand, den leidenden Gehorsam pries, als er nichts zu leiden hatte, und den Widerstand gegen Unterdrückung ungesetzlich nannte, als nur Whigs und Dissenter unterdrückt wurden. Es war dem König nie in den Sinn gekommen, daß man die Leiden seiner Feinde mit ganz andern Gefühlen empfindet, als die eigenen. Er hatte nie an die Möglichkeit gedacht, daß ein würdiger Geistlicher Baxter und Bunyan verpflichtet halten könne, Beleidigungen und Haft ohne Murren zu tragen, daß aber derselbe Mann, sowie er nur die entfernteste

Gefahr erblicke, daß seine eigene Präbende auf irgend einen verschmitzten Pfarrer aus Flandern oder Italien übergehen dürfte, plötzlich in den Texten von Ehud's Messer und Jael's Hammer vielen Stoff für nützliche Meditationen entdecken könne. Se. Majestät scheint nicht gewußt zu haben, daß die Menschen zuweilen von ihren Ansichten zurückkommen, und daß nichts einen Mann so leicht auf andere Gedanken bringt, als die Besorgniß, durch Ueberzeugungstreue zum Bettler oder Märtyrer zu werden. Wie sonderbar, daß diese Wahrheiten dem königlichen Geiste entgingen! Die anglikanischen Geistlichen, welche die Oxforder Erklärung vom leidenden Gehorsam unterzeichneten, hatten ihre Namen auch unter die neununddreißig Artikel gesetzt. Und doch war dieser Mann, der die vertrauensvolle Erwartung hegte, daß er sie durch etwas Verdummung und Hätschelei verleiten könne, den Artikeln zu entsagen, wie vom Donner getroffen, als er entdeckte, daß sie geneigt wären, die Lehrsätze der Erklärung zu mildern. Aber selbst wenn die Theorie der Tories keine Veränderung erfuhr, folgte daraus noch nicht mit Nothwendigkeit, daß sich die Praxis der Doctrin eng anschmiegen müsse. Man sollte meinen, ein funfzigjähriger Mann, der viel von der Welt gesehen hatte, hätte doch auf den Gedanken kommen müssen, daß die Leute zuweilen etwas thäten, was sie als unrecht erkannt hätten. Ein Prälat mochte immerhin behaupten, daß Paulus uns befehle, selbst einem Nero zu gehorchen, ohne daß sich daraus schließen ließ, man dürfe den höchst ehrwürdigen Vater in Gott unbedenklich auf Nero's Weise behandeln, weil er der Vorschrift des Apostels treu bleiben werde. Der König brauchte in der That nur auf sich selbst zu blicken. Er war der katholischen Kirche mindestens eben so ergeben, als nur irgend ein Tory-Edelmann oder Kirchenmann der anglikanischen sein konnte. Seine Kirche verdammte den Ehebruch mindestens eben so deutlich und stark, wie die anglikanische den Widerstand verwarf. Und doch konnten ihn seine Priester nicht von Arabella Sedley entfernen. Während er seine Krone um seiner Seligkeit willen auf's Spiel setzte, gefährdete er sein Seelenheil wegen einer

häßlichen, schmutzigen Geliebten. Es liegt etwas ergötzlich Groteskes in dem Schauspiel, das uns ein Mann giebt, der seine eigenen Pflichten gewohnheitsmäßig fortwährend verletzte und doch nicht glauben wollte, daß es eine Versuchung gebe, die einen Andern vom Pfade der Tugend abzulenken vermöge.

Jakob täuschte sich in allen seinen Berechnungen. Er hoffte, daß die Tories ihre Grundsätze und die Nonconformisten ihren Vortheil im Auge behalten würden. Genau das Gegentheil trat ein. Die große Mehrzahl der Tories opferte den Grundsatz des leidenden Gehorsams ihrem Vortheile, und die überwiegende Masse der Nonconformisten wies die trügerischen Anerbietungen des Königs zurück, um ihren Principien unerschütterlich treu zu bleiben. Die beiden Parteien, deren Streit das Reich ein halbes Jahrhundert lang erschüttert hatte, waren im Augenblicke einig, und alle die unermeßliche Regierungsgewalt, die vor drei Jahren unzerstörbar fest begründet worden zu sein schien, zerstiebte plötzlich wie Spreu im Winde.

Die große Ausdehnung, die unser Artikel bereits gewonnen hat, macht es uns unmöglich, unsere ursprüngliche Absicht auszuführen und den Charakter wie das Benehmen der leitenden englischen Staatsmänner in dieser Krisis zu erörtern. Aber über den Geist und die Tendenz der Revolution von 1688 müssen wir einige Bemerkungen machen.

Der Herausgeber dieses Werkes zieht die Erklärung der Rechte an und sagt uns, wenn wir sie ansähen, „so würden wir auf den ersten Blick beurtheilen können, ob die Urheber der Revolution Alles ausführten, was sie in ihrer Stellung erreichen konnten und sollten, und ob das Unterhaus die Pflichten erfüllte, die ihm gegen seine Wähler, die Nachwelt und die allgemeine Freiheit oblagen." Wir begreifen nicht, wie er die Erklärung der Rechte lesen und abschreiben und doch ihre Natur so gänzlich mißverstehen konnte. Jenes berühmte Document enthält, wie schon sein Name uns sagt, Erklärungen und nicht Heilmittel. Es war gar nicht dazu bestimmt, eine Reform-Maß-

regel zu sein. Anspielungen auf die Neuerungen, welche die Urheber der Revolution als wünschenswerth betrachteten und schleunig eintreten ließen, enthielt es nicht und sollte es nicht enthalten. Die Erklärung war einfach eine Aufzählung gewisser alter und heilsamer Gesetze, welche die Stuarts verletzt hatten, und eine feierliche Verwahrung gegen die Rechtsgültigkeit aller der Vorgänge, welche sich mit diesen Normen in Widerspruch gesetzt hatten. Die Worte lauteten: „Die Unterzeichneten vertheidigen, fordern und behaupten alle und namentlich die vorbenannten Rechte als ihre unzweifelhaften Gerechtsame und Freiheiten.“ Ehe Jemand auf seinen Besitzungen Verbesserungen macht, muß er die Grenzen seiner Ländereien kennen. Ehe eine Legislatur an die Reform einer Verfassung geht, muß sie wissen, was dieses Grundgesetz in der Wirklichkeit ist. Dieß zu bestimmen, war der einzige Zweck jener Erklärung, und sie schmähen, weil sie nicht unmittelbar wohlthätige Veränderungen eintreten ließ, heißt eine Speise tadeln, daß sie kein Brennstoff ist.

Der Grundsatz, von dem sich die Urheber der Revolution leiten ließen, kann nicht mißverstanden werden. Sie wußten recht gut, daß die englischen Institutionen einer Reform bedürftig seien. Aber sie wußten auch, daß man einen wichtigen Punkt erreiche, wenn es gelinge, die Materien, die durch verschiedene Menschenalter zwischen dem Parlament und der Krone streitig gewesen waren, mit einem Male mittelst eines feierlichen Vergleiches zu schlichten. Sie enthielten sich daher höchst verständiger Weise, in die einfache Frage, was Rechtens sei, die aufregende und schwierige Erörterung zu mischen, was Recht sein sollte. Was die in der Erklärung der Rechte aufzustellenden Forderungen betrifft, so hatte man für die Debatte wenig Zeit. Whigs und Tories stimmten darin allgemein überein, daß die Krone kein Dispensationsrecht besitze und nicht einseitig Steuern auflegen könne. Die betreffenden Artikel waren daher in ein paar Tagen festgestellt. Hätte das Parlament aber die ganze Verfassung durchsehen und, ehe es die neuen Herrscher ausrief, stärkere Sicherheiten gegen Mißbrauch

der Gewalt schaffen wollen, so würde man in Streitigkeiten ganze Monate verloren haben. Die Coalition, die das Land gerettet hatte, würde sich auf der Stelle aufgelöst haben. Die Whigs hätten mit den Tories, die Lords mit den Gemeinen, die Hochkirche mit den Dissentern gestritten, und dieser gesammte Sturm widersprechender Interessen und Theorieen würde um einen erledigten Thron gewüthet haben. Während dieser Zeit griff die größte Macht des Festlandes unsere Verbündeten an und sann auf eine Landung in England. Dunden traf Vorbereitungen, die Hochlande in Aufruhr zu bringen. Die Irländer erkannten Jakob noch als König an. Wären die Urheber der Revolution thöricht genug gewesen, jenes Verfahren einzuschlagen, so zweifeln wir nicht, daß sich Luxemburg mitten in ihrer Verfassungsmacherei auf sie gestürzt haben würde. Es konnte dann leicht geschehen, daß sie in einer Verhandlung über Filmer's und Sydney's Theorieen von der Regierung durch den Eintritt der Musketiere von Ludwig's Haustruppen unterbrochen und paarweise abgeführt wurden, um im Tower geträumte Monarchieen und Republiken aufzubauen. Wir haben in der Gegenwart über die Folgen solcher Thorheiten zahlreiche Erfahrungen machen können. Wir haben gesehen, daß Volk auf Volk in Knechtschaft gerieth, weil die Freunde der Freiheit die Zeit, die sie zur Vorbereitung einer kräftigen Vertheidigung hätten benutzen sollen, an Erörterungen über theoretische Fragen verschwendeten. Der Herausgeber scheint der englischen Umwälzung von 1688 dasselbe Ende zu wünschen, das die Revolutionen von Spanien und Neapel in unseren Tagen genommen haben. Wir danken Gott, daß unsere Befreier Männer ganz anderer Art waren, als die spanischen und neapolitanischen Gesetzgeber. Sie bekannten sich vielleicht zu manchen Ansichten, die man im neunzehnten Jahrhundert nicht für freisinnig halten würde. Aber träumende Pedanten waren sie nicht, sondern Staatsmänner, die sich auf die Behandlung großer Angelegenheiten verstanden. Ihre Reformpläne waren nicht so ausgedehnt, wie die der Cortes von Cadiz, aber was sie wollten, das führten sie durch, und was sie erreichten,

das behaupten sie gegen die heftigsten Angriffe in der Heimath und vom Auslande her.

Ihre Hauptabsicht war, Wilhelm auf den Thron zu setzen, und darin hatten sie Recht. Wir sagen dieß, ohne dabei auf die ausgezeichneten persönlichen Eigenschaften Wilhelm's und auf die Thorheiten und Verbrechen Jakob's Rücksicht zu nehmen. Wenn die beiden Fürsten mit ihrem Charakter getauscht hätten, so würde unsere Meinung noch dieselbe bleiben. England brauchte damals auf dem Throne weit mehr einen Usurpator, als einen Helden. Wenn kein Dynastiewechsel eintrat, so ließ sich keine Sicherheit für eine gute Regierung erlangen. Die Ehrfurcht für das Erbrecht und die Lehre des leidenden Gehorsams hatten in der Ueberzeugung der Tories solche Wurzeln geschlagen, daß, wenn Jakob auf irgend welche Bedingungen hin wieder die Gewalt erlangt hätte, die Anhänglichkeit an ihn aller Wahrscheinlichkeit nach wieder erwacht sein würde, sobald der Unwille, den seine jüngsten Uebergriffe erweckt hatten, verwischt worden wäre. Es war unumgänglich nothwendig geworden, daß auf dem Throne ein Fürst saß, dessen Thronrecht mit den Ansprüchen der Nation auf Freiheit eng verbunden war. In dem Vertrage zwischen dem Prinzen von Oranien und dem Convent befand sich ein höchst wichtiger Artikel, der freilich nicht mit ausdrücklichen Worten, aber so, wie beide Parteien ihn verstanden, alles Nöthige feststellte, und für dessen dauernde Gültigkeit das Land bessere Sicherheit besaß, als sie alle jene Verpflichtungen gewährten, welche Karl I. oder Ferdinand VII. jemals in der Noth gaben und im Glück brachen. Dieser Artikel war der, in dem Wilhelm gelobte, sich in allen Dingen dem wohlerwogenen und bestimmten Beschlusse des Parlaments fügen zu wollen. Die Sicherheit für die Erfüllung dieses Worts lag darin, daß er keinen andern Anspruch auf den Thron besaß, als die Wahl des Parlaments, und sich nicht anders behaupten konnte, als wenn diese Versammlung ihn unterstützte. Alle die großen und unschätzbaren Reformen, welche der Revolution schleunig folgten, waren in den einfachen Worten enthalten: „Die geistlichen und

weltlichen Lords, und die Gemeinen, die sich in Westminster versammelt haben, beschließen, daß Wilhelm, Prinz, und Maria, Prinzessin von Oranien, König und Königin von England sind und als solche ausgerufen werden."

Was waren nun die Reformen, von denen wir sprechen? Wir wollen die wichtigsten derselben kurz aufzählen und dann unsern Lesern die Entscheidung überlassen, ob Diejenigen, welche die Revolution für einen bloßen Dynastie-Wechsel halten, der einigen wenigen Aristokraten Vortheil gebracht, aber für die Masse des Volks nutzlos gewesen sei, oder Diejenigen, welche in ihr eine glückliche Aera in der Geschichte der brittischen Nation und des Menschengeschlechts erkennen, die Natur dieses Ereignisses richtiger auffassen.

Die erste Stelle in dem Verzeichnisse der Wohlthaten, die unser Vaterland der Revolution zu danken hat, gebührt dem Duldungsgesetze. Es ist richtig, daß diese Maßregel hinter den Wünschen der Führer der Whigs zurückblieb. Es ist ferner wahr, daß selbst die erleuchtetsten dieser Männer in Beziehung auf die Katholiken Ansichten hegten, die bei Weitem nicht so freisinnig waren, als diejenigen, welche glücklicher Weise in der Gegenwart vorherrschen. Diese ausgezeichneten Staatsmänner unternahmen übrigens einen edlen und in manchen Beziehungen erfolgreichen Kampf für die Rechte des Gewissens. Sie wollten die große Mehrzahl der protestantischen Dissenter durch verständige Abänderungen in der Liturgie und den Glaubensartikeln der Staatskirche zuführen und denjenigen, welche sich nicht anschlossen, eine ausgedehnte Duldung sichern. Sie entwarfen solche Artikel, welche der großen Masse der Abtrünnigen genügt haben würden, und beantragten die völlige Abschaffung jenes einfältigen und gehässigen Amtseides, welcher, nachdem er anderthalb Jahrhunderte lang bei den Frommen Aergerniß und bei den Gottlosen Gelächter erregt hat, endlich in unserer Zeit entfernt worden ist. Die unermeßliche Macht der Staatskirche und des Tory-Adels vereitelte diese Bemühungen. Trotzdem thaten die Whigs viel. Sie verlangten ein Gesetz, in dessen Bestim-

mungen ein Philosoph ohne Zweifel viel Verdammenswerthes finden wird, das aber den praktischen Erfolg hatte, fast jeden protestantischen Nonconformisten zu befähigen, den Eingebungen seines Gewissens unbelästigt folgen zu dürfen. Es giebt in unserm geschriebenen Recht kaum ein Gesetz, welches theoretisch solchen Einwürfen unterläge, als die Duldungs-Acte. Wir zweifeln aber, ob sich in der ungeheuern Masse von Gesetzen, von der Magna Charta an gerechnet, ein einziges auffinden lasse, das die Summe der menschlichen Leiden so stark verminderte, so viel zur Beschwichtigung der unedlen Leidenschaften that, so vieler kleinlichen Tyrannei und Quälerei ein Ende machte, und in zahlreiche Wohnungen so viel Glück, Frieden und Sicherheitsgefühl brachte.

Die zweite der großen Reformen, welche die Revolution erzeugte, war die endgültige Gründung der presbyterischen Kirche Schottlands. Wir wollen hier nicht untersuchen, ob die bischöfliche oder die calvinistische Form des Kirchenregiments dem Zustande der ersten Gemeinden näher kommen. Es bleibe fern von uns, mit unsern Zweifeln die Ruhe irgend eines Oxforders Baccalaureus der Theologie zu stören, der die Meinung hegt, daß die englischen Prälaten mit ihren Baronieen und Palästen, mit ihrem Purpur und feinen Leinen, mit ihren Kutschen, an denen die Bischofsmütze prangt, und ihren kostspieligen Tafeln die wahren Nachfolger jener alten Bischöfe sind, welche davon lebten, daß sie Fische fingen und Zelte flickten. Wir sagen blos, daß die Schotten, ohne Zweifel in Folge ihrer verhärteten Dummheit und Bosheit, keine Bischöflichen waren und auch nicht dazu gemacht werden konnten; daß die gesammte Macht der Regierung ihre Bekehrung nicht hatte durchsetzen können; daß ihnen die vollständigste Belehrung über die geheimnißvollen Fragen der apostolischen Nachfolge und des Handauflegens zu Theil geworden war, und zwar mittelst des höchst logischen Verfahrens, den Lernenden hölzerne Stiefel anzulegen und ihnen zwei oder mehr Keile zwischen die Kniee zu treiben; daß ihnen auf dem Edinburgher Grasmarkte ein Cursus der Theologie in der erbaulichsten

Weise gehalten worden war; daß aber die Covenanter ungeachtet aller Bemühungen der großen theologischen Professoren Lauderdale und Dundee so verstockt wie früher blieben. Dem Streite zwischen der schottischen Nation und der Hochkirche sind dreißig Jahre der abscheulichsten Mißregierung zuzuschreiben, die man jemals in irgend einem Theile von Großbrittannien gesehen hat. Wenn die Revolution nur die eine Folge gehabt hätte, daß die Schotten von dem Joche einer verabscheuten Staatskirche befreit wurden und eine Kirche erhielten, die sie liebten, so würde sie schon um deßwillen eines der glücklichsten Ereignisse unserer Geschichte sein.

Die dritte große Wohlthat, die das Land von der Revolution ableitete, war die Veränderung, die in der Weise eintrat, wie die Steuern bewilligt wurden. Früher war der Gebrauch der gewesen, jedem Fürsten im Beginn seiner Regierung den Ertrag gewisser Abgaben anzuweisen, von denen man annahm, daß sie eine Summe liefern würden, mit der sich die gewöhnlichen Regierungsausgaben bestreiten ließen. Die Vertheilung des Einkommens blieb ausschließlich dem Herrscher überlassen. Vielleicht wurde er durch einen Krieg, oder durch seine Verschwendung gezwungen, eine außerordentliche Verwilligung zu fordern. War er dagegen sparsam und friedliebend, so konnte er viele Jahre regieren, ohne daß er ein Parlament zu berufen, oder, wenn er dieß dennoch that, dem Rathe desselben zu folgen brauchte. Dieß war noch nicht Alles. In jeder Gesellschaft, wo das Eigenthum einer erträglichen Sicherheit genießt, pflegt eine Zunahme des Wohlstandes einzutreten. Mit dem Nationalreichthum wächst natürlich auch der Ertrag der Zölle, der Accise und der Post, so daß es leicht geschehen kann, daß Abgaben, welche zu Anfang einer langen Regierung kaum hinreichten, in Friedenszeiten die Kosten einer sparsamen Regierung zu decken, vor dem Ende jener Verwaltung den Herrscher befähigen, die Verschwendung eines Nero oder Heliogabal nachzuahmen, große Heere aufzustellen und kostspielige Kriege zu führen. Etwas Aehnliches kam wirklich unter Karl II. vor, obgleich die Regierung dieses Monarchen

von der Restauration an gerechnet, blos fünfundzwanzig Jahre dauerte. Sein erstes Parlament bewilligte ihm Steuern, deren jährlicher Ertrag auf zwölfhunderttausend Pfund geschätzt wurde. Dieß hielt man für hinreichend, da man auf kein stehendes Heer im Frieden gerechnet hatte. Als Karl starb, erhob sich sein Jahreseinkommen auf weit mehr als anderthalb Millionen, und dieser König, der in den ersten Jahren seiner Regierung fortwährend in Noth war und von seinen Parlamenten unaufhörlich Geld forderte, sah sich zuletzt im Stande, ohne Beihülfe des Unterhauses ein regelmäßiges Heer zu unterhalten. Hätte er so lange als Georg III. regiert, so würde er wahrscheinlich zuletzt verschiedene Millionen mehr eingenommen haben, als er für die gewöhnlichen Ausgaben seiner Verwaltung brauchte, und über diese Summen hätte er so frei verfügen können, wie gegenwärtig der König über seine Civilliste disponiren darf. Er hätte sie zu Luxusausgaben verwenden können, zu Bestechungen, zur Bezahlung von Truppen, mit denen sich sein Volk zu Boden werfen ließ, oder zu einem Eroberungskriege im Auslande. Die Urheber der Revolution fanden gegen diesen groben Mißbrauch ein Mittel. Sie bewilligten dem König nicht den schwankenden Ertrag gewisser vorausbestimmter Abgaben, sondern eine feste Summe, welche zur Erhaltung seines königlichen Haushalts hinreichte. Sie stellten die Regel auf, daß alle Ausgaben für das Heer, die Flotte und das Geschützwesen jährlich dem Unterhause zur Controle mitgetheilt und daß alle bewilligten Summen genau zu dem in dem Beschlusse angeführten Zwecke verwendet werden sollten. Diese Veränderung übte eine höchst wichtige unmittelbare Wirkung, und noch eingreifender war ihr mittelbarer Einfluß. Von dieser Zeit an hat das Unterhaus die vorwiegende Macht im Staate erlangt. Es hat thatsächlich Minister ernannt und entfernt, Krieg erklärt und Frieden geschlossen. Kein Bund des Königs und der Lords ist jemals vermögend gewesen, gegen das auf seine Wähler gestützte Unterhaus etwas auszurichten. Allerdings ist es dem König drei oder viermal gelungen, durch Auflösung des Parlaments einen Widerstand zu brechen. Wenn

der Versuch aber fehl geschlagen wäre, wenn das Volk dieselbe Gesinnung wie seine Abgeordneten gezeigt hätte, dann würde ihm offenbar nichts übrig geblieben sein, als nachzugeben, abzudanken, oder zu fechten.

Der nächste große Segen, den wir der Revolution schulden, ist die Reinigung der Rechtsverwaltung in politischen Fällen. Ueber die Wichtigkeit dieser Veränderung vermag Niemand zu urtheilen, wer nicht mit den Acten älterer Staatsprocesse bekannt ist. Diese Bände enthalten, wie wir nicht zaudern zu erklären, die entsetzlichsten Register von Gemeinheit und Niederträchtigkeit, welche es in der Welt giebt. Unser Haß kehrt sich von den Verbrechen und den Schuldigen gegen die Gesetze und deren Diener. Wir sehen auf der Gerichtsbank und im Zimmer der Geschworenen tagtäglich so schwarze Ehrlosigkeiten begehen, als sie nur jemals einem Gefangenen vorgeworfen wurden. Die schwärzesten der Schandthaten, welche die alten französischen Parlamente in Verruf brachten, zum Beispiel die Verurtheilung Lally's, ja selbst der an Calas vollzogene Justizmord, erscheinen als lobenswerth, wenn man sie mit den Scheußlichkeiten vergleicht, die sie in endloser Reihenfolge zeigen, so wie wir uns zu den dicken Acten wenden, in denen Englands Schande verzeichnet steht. Die Gerichte von Paris und Toulouse ließen sich durch Vorurtheile, Leidenschaften und Frömmelei blind machen. Aber die unseligen Richter unsers Vaterlandes mordeten mit offenen Augen. Der Grund läßt sich leicht erkennen. In Frankreich gab es keine verfassungsmäßige Opposition. Wenn Jemand gegen die Regierung eine beleidigende Sprache führte, so wurde er sofort in die Bastille oder nach Vincennes geschickt. Aber in England besaß der König, wenigstens seit den Tagen des langen Parlaments, nicht das Recht, sich durch einen bloßen Act seiner Gewalt von einem unruhigen Politiker zu befreien. Er war gezwungen, seine Gegner mittelst meineidiger Zeugen, abgekarteter Geschworenengerichte und bestechlicher, hartherziger, unverschämter Richter zu beseitigen. Natürlich nahm die Opposition ihre Rache, wenn sie die Oberhand

bekam. So oft die Gewalt von einer Partei zur andern überging, gab es ein Aechten und Morden, das sich unter den Formen eines gerichtlichen Verfahrens nur oberflächlich verhüllte. Die Gerichte sollten heilige Zufluchtsstätten sein, wo die Unschuldigen aller Parteien in allen Wechselfällen des öffentlichen Lebens Schutz finden müßten. Sie waren vor der Revolution unreine öffentliche Fleischbänke, zu denen jede Partei, an die die Reihe des Sieges kam, ihre Widersacher schleppte und wo jede dieselben käuflichen und blutdürstigen Fleischerknechte fand. Papist oder Protestant, Tory oder Whig, Priester oder Rathsmann, das galt diesen gierigen und wilden Menschen gleich, wenn es nur Geld einzunehmen und Blut zu vergießen gab.

Es versteht sich, daß diese unwürdigen Richter sich bald Gehülfen zu verschaffen wußten, welche wo möglich noch ehrloser waren als sie selbst. Das Geschworenengericht bot dem Unschuldigen geringen oder gar keinen Schutz dar. Die Geschworenen wurden von den Sheriffs gewählt, und diese letzteren ernannte in den meisten Theilen von England die Krone. In London, dem großen Schauplatze politischer Kämpfe, wurden diese Beamten vom Volke gewählt. Die unruhigste Parlamentswahl unserer Zeit vermag nur einen schwachen Begriff von dem Sturme zu geben, der in der Stadt an dem Tage raste, an dem zwei wüthende Parteien, jede mit ihrem Abzeichen, sich anschickten, die Männer zu wählen, in deren Händen das nächste Jahr Leben und Tod liegen sollten. An einem solchen Tage hielten es Adlige von der höchsten Abstammung nicht unter ihrer Würde, bei Bedienten um Stimmen zu werben, den Zug anzuführen und die Abstimmung zu beaufsichtigen. An solchen Tagen warteten die großen Parteiführer mit Todesangst auf den Boten, der von dem Rathhause die Nachricht bringen mußte, ob ihr Leben und ihre Besitzungen die nächsten zwölf Monate von dem Gutdünken eines Freundes oder Feindes abhängen würden. Im Jahre 1681 wurden Whigs zu Sheriffs gewählt und Shaftesbury trotzte der gesammten Macht der Regierung. Im Jahre 1682 waren die Sheriffs Tories und Shaftesbury floh nach Holland. Die übrigen

Führer der Partei brachen ihre Berathungen ab, und zogen sich eilig auf ihre Landsitze zurück. Sydney rief diesen Sheriffs vom Blutgerüste zu, daß sein Blut an ihren Händen klebe. Keiner von ihnen konnte die Anklage leugnen und Einer weinte vor Scham und Reue.

Auf diese Weise setzte Jeder, welcher damals die öffentliche Laufbahn betrat, sein Leben auf's Spiel. Die Folge war, daß schüchterne Männer sich von einem Kampfe fern hielten, bei dem sie sich nicht betheiligen konnten, ohne ihren Nacken und das Vermögen ihrer Kinder zu gefährden. Dieß war das Verfahren, das Sir William Temple, Evelyn und viele andere Männer einschlugen, die dem Staat in jeder Beziehung vortreffliche Dienste leisten konnten. Auf der andern Seite bekamen die entschlossenen und unternehmenden Männer, welche in dem Spiel der Politik Leben und Besitz einsetzten, in Folge dieser Gewohnheit, so hoch zu spielen, eine unruhige und verwegene Geistesrichtung. Wir glauben im vollen Ernst, daß es eben so gefährlich war, ein Straßenräuber als ein ausgezeichneter Führer der Opposition zu sein. Die Heftigkeit, die man den Parteien jener Zeit zum Vorwurf macht, wird dadurch erklärt und gewissermaßen entschuldigt. Sie fochten nicht blos für Aemter, sondern um ihr Leben. Wenn sie ihre Wühlereien einen Augenblick einstellten und die öffentliche Aufregung erschlaffen ließen, so waren sie verlorene Menschen. Indem Hume diesen Zustand der Dinge beschreibt, braucht er ein Bild, das zu seiner im Allgemeinen so einfachen Schreibart kaum paßt, aber keineswegs zu stark ist. „Auf diese Weise", sagt er, „kam es, daß die beiden Parteien, von ihrer gegenseitigen Wuth getrieben, aber in die engen Schranken des Gesetzes eingeschlossen, mit vergifteten Dolchen tödtliche Streiche gegen einander führten und jede Rücksicht auf Wahrheit, Ehre und Menschlichkeit in ihre Parteistreitigkeiten begruben."

Von diesem furchtbaren Uebel befreite uns die Revolution. Etwas that schon das Gesetz, welches den Richtern ihre Aemter auf Lebenszeit oder auch so lange sicherte, als sie ihre Pflicht thäten. Noch viel mehr

that ein später erlassenes Gesetz, welches das Verfahren in Hochverraths-processen regelte. Allerdings verrathen die Bestimmungen jenes Gesetzes wenig Geschick für die Gesetzgebung. Seine Tendenz ist nicht die, den Unschuldigen zu schützen, sondern dem Angeklagten, mag er nun schuldig sein oder nicht, eine starke Möglichkeit des Entrinnens zu gewähren. Es ist dieß übrigens ohne Zweifel ein Irrthum, der auf der rechten Seite begangen wird. Das Uebel, das aus dem gelegentlichen Entschlüpfen eines schlechten Bürgers hervorgeht, läßt sich mit dem Unheil der wahren Schreckensregierung, welche vor der Revolution herrschte, nicht vergleichen. Seitdem dieses Gesetz besteht, hat in England kaum ein Einziger als Hochverräther den Tod erlitten, der nicht auf die überzeugendste Weise, so daß alle Parteien seine Schuld eingestehen mußten, der schwersten Verbrechen gegen den Staat überführt worden wäre. In Zeiten großer Aufregung haben Versuche stattgefunden, Handlungen als Hochverrath auszulegen, welche zuweilen höchst tadelnswerth waren, aber nicht nothwendigerweise auf einen Plan deuteten, auf den die gesetzliche Definition jenes Verbrechens angewendet werden konnte. Alle diese Versuche sind gescheitert. Im Laufe von hundert und vierzig Jahren schwebte keinem Staatsmanne, während er einer Regierung verfassungsmäßigen Widerstand leistete, das Beil vor den Augen. Die kleinsten Minderheiten, die in den unruhigsten Zeiten gegen die mächtigsten Mehrheiten kämpften, fühlten sich vollkommen sicher. Pulteney und Fox waren seit der Revolution die beiden ausgezeichnetsten Führer der Opposition. Beide waren dem Hof persönlich verhaßt. Aber der größte Schaden, den ihnen die äußerste Verbitterung des Hofes zuzufügen vermochte, bestand darin, man vor ihren Namen das „Hochachtbar" strich.

Doch von allen Reformen, welche die Revolution herbeiführte, war die volle Begründung der Preßfreiheit vielleicht die wichtigste. Die Censur, die unter verschiedenen Formen und mit seltenen und kurzen Unterbrechungen von der Zeit Heinrich's VIII. an unter jeder monar-

chischen oder republikanischen Regierung bestanden hatte, hörte jetzt auf, und wurde nie wieder eingeführt.

Wir geben zu, daß die großen Verbesserungen, welche wir hier angeführt haben, in vielen Beziehungen unvollkommen und ungeschickt ausgeführt wurden. Es kam mehrmals vor, daß die Urheber dieser Reformen, während sie ein großes praktisches Uebel entfernten oder milderten, den falschen Grundsatz, aus dem dieser Mißbrauch hervorgegangen war, anzuerkennen fortfuhren. Ein anderes Mal bekannten sie sich zu gesunden Grundsätzen, wagten aber nicht, alle die Schlüsse zu ziehen, zu denen diese führen mußten. Zuweilen geschah es auch, daß sie nicht bemerkten, wie ein Heilmittel, das sie gegen eine Staatskrankheit anwendeten, unfehlbar ein neues Uebel hervorrufen, und eine abermalige Kur nöthig machen müsse. Ihr Wissen stand hinter dem unsrigen zurück und sie konnten dasselbe nicht immer anwenden. Der Druck der Umstände, die Nothwendigkeit von Vergleichen mit abweichenden Meinungen, die Macht und Heftigkeit der Parteien, welche der neuen Staatsordnung durchaus feindlich waren, mußten in Betracht gezogen werden. Wenn man diese Umstände erwägt, so wird unter freisinnigen und rechtlich denkenden Männern hinsichtlich des wahren Nutzens, den die großen Ereignisse von 1688 unserm Vaterlande brachten, wenig Meinungsverschiedenheit bestehen.

Wir haben nun von den Veränderungen, welche die Revolution in unseren Gesetzen hervorbrachte, diejenigen angeführt, welche uns als die wichtigsten erscheinen. Diese gesetzlichen Fortschritte waren indessen bei Weitem nicht so tief greifend, als der Umschwung, der durch jenes Ereigniß auf eine mittelbare Weise in der öffentlichen Bildung erzeugt wurde. Die Whigs befanden sich siebenzig Jahre lang in dem fast ununterbrochenen Besitze der Gewalt. Es war stets ein Hauptgrundsatz dieser Partei gewesen, daß alle Gewalt ein Pfand für das Volk sein muß; daß sie den Beamten nicht um ihrer, sondern um des öffentlichen Nutzens willen gegeben wird; endlich, daß sie, sowie ein

Mißbrauch stattfindet, selbst dem höchsten aller Staatsdiener mit Recht entzogen werden darf. Es ist vollkommen richtig, daß die Whigs von den Fehlern und Schwächen unserer Natur nicht freier als andere Menschen waren und ihre Gewalt zuweilen mißbrauchten. Aber sie hielten doch an ihrer Theorie unabänderlich fest. Diese Theorie war das Kennzeichen ihrer Partei, und mehr als das, nämlich die Grundlage, auf der die Gewalt der Häuser Nassau und Braunschweig ruhte. Es gab mithin eine Regierung, welche ein Interesse dabei hatte, eine Klasse von Meinungen zu begünstigen, die von den meisten der Regenten verfolgt wird, eine Regierung, die auf alle Theorieen, die der öffentlichen Freiheit günstig sind, mit Wohlgefallen blickte und jede absolutistische Meinung mit der höchsten Abneigung betrachtete. Es gab einen König, der einem Republikaner vor einem Vertheidiger des göttlichen Rechts der Könige den entschiedensten Vorzug gab, in jedem Versuche, seine Befugnisse zu erweitern, einen Angriff auf sein Recht sah und seine ganze Gunst Denjenigen vorbehielt, welche von der natürlichen Gleichheit der Menschen und dem volksthümlichen Ursprung der Regierungen sprachen. Dieser Zustand der Dinge dauerte von der Revolution bis zum Tode Georg's II. Die Wirkung war so, wie sich erwarten ließ. Selbst in dem Berufe, der im Allgemeinen am geneigtesten gewesen war, die Königsgewalt zu verherrlichen, trat ein großer Umschwung ein. Ein Bisthum und ein Decanat nach dem andern wurden an Whigs und Freidenker verliehen. Die Folge war, daß die fähigsten und ehrgeizigsten Geistlichen sich zum Whiggismus und zur Freigeisterei bekannten.

Hume führt am Schlusse seiner Geschichte darüber bittere Klage. „Die Partei der Whigs", sagte er, „hat fast siebenzig Jahre lang ziemlich ohne Unterbrechung die ganze Regierungsgewalt besessen, und ohne ihre Billigung und Unterstützung sind weder Ehre noch Aemter zu erlangen gewesen. Dieser Umstand mag dem Staat in vielen Beziehungen vortheilhaft gewesen sein, aber auf die geschichtliche Wahrheit hat er zerstörend eingewirkt und viele grobe Irrthümer erzeugt,

von denen es unbegreiflich ist, wie sich ein gebildetes Volk ihnen bei Beurtheilung seiner häuslichen Angelegenheit überlassen kann. Bücher, die wegen ihres Styls und Stoffs nur Verachtung verdienen" — in einer Anmerkung nennt er die Schriften von Locke, Sydney, Hoadley und Rapin — „liest und lobt und verbreitet man, als ob sie den berühmtesten Hinterlassenschaften des Alterthums gleich ständen. Indem man vergißt, daß die Liebe zur Freiheit, eine so lobenswürdige Leidenschaft sie ist, doch im Allgemeinen nur dazu dienen sollte, die Ehrfurcht für bestehende Regierungen zu erhöhen, will man unter der beherrschenden Partei nur die einseitigen Freiheitsapostel feiern." Wir wollen uns hier in keine Untersuchung über Rapin's Geschichte und Locke's politische Abhandlungen einlassen. Wir führen Hume blos als Zeugen für die allen belesenen Männer wohlbekannte Thatsache an, daß die Literatur, welche der englische Hof und die englischen Minister während der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts begünstigten, zu einer Gattung gehörte, die von Höflingen und Ministern gewöhnlich mit aller Macht unterdrückt wird, und mehr dahin neigte, Eifer für die Freiheiten des Volks, als Ehrfurcht für die Autorität der Regierung zu bezeugen.

Es gab in England noch eine starke Torypartei, die aber in der Opposition war. Viele ihrer Mitglieder hielten noch an der Lehre vom leidenden Gehorsam, ohne indessen zuzugestehen, daß die herrschende Dynastie diesen fordern dürfte. Sie verdammten den Widerstand, aber nicht dagegen waren sie, daß man Georg II. vertrieb, sondern dagegen, daß man Jakob III. fern hielt. Kein Radicaler unserer Zeit könnte mehr über die Kosten des königlichen Haushalts murren, heftiger für Ersparungen im Heerwesen kämpfen, ernstlicher jedem Vorschlage, die ausübende Gewalt mit außerordentlichen Vollmachten zu bekleiden, entgegentreten, oder unbarmherziger über Beamte und Höflinge spotten. Wenn ein Schriftsteller gegenwärtig in einem schwerfälligen Wörterbuche einen Pensionsträger als einen Verräther und Schurken definirte, die Accise für eine verhaßte Abgabe und die Zoll-

beamten für Lumpen erklärte, wenn er Satyren über Männer schriebe, welche „Wahlflecken und Seelen verkaufen, die theuer erkauften Rechte ihres Vaterlandes wegdeuteln

und für ein Sündengeld
Den Helden nennen Schuft, den Schurken Held“,

so würden wir einen solchen Mann für etwas demokratischer als einen Whig halten. Dieß war aber die Sprache, die Johnson, der verstocksteste Tory und Hochkirchenmann, unter der Verwaltung Walpole's und Pelham's führte.

Auf diese Weise wurden sowohl von Denen, welche die Gewalt besaßen, als von Denen, welche opponirten, Lehren verbreitet, die der öffentlichen Freiheit günstig waren. Nur mittelst dieser Lehren konnte der Whig den Beweis führen, daß man einen rechtmäßigen König habe. Die servilen Theorien der Toriees hinderten sie nicht, dem Monarchen, den sie blos für einen thatsächlichen König hielten, jede Verlegenheit zu bereiten. Die Anhänglichkeit der einen Partei an das Haus Hannover und die Liebe der andern zu den Stuarts bestimmten beide, eine Sprache zu führen, die dem Volksrechte günstiger als der monarchischen Gewalt war. Was bei der ersten Aufführung des Cato vorfiel, ist kein ungeeigneter Beleg für die Art, wie die beiden großen Abtheilungen des Gemeinwesens fast unabänderlich verfuhren. In einer Zeit großer politischer Aufregung wird ein Stück auf die Bühne gebracht, dessen ganzes Verdienst in prunkenden, eines Lucan's nicht unwürdigen Redensarten von Tyrannenhaß und Freiheitstod besteht. Beide Parteien drängen sich in das Theater. Jedes stellt sich, als betrachte sie jede Zeile wie ein Compliment gegen sich selbst und einen Angriff auf die Gegner. Der Vorhang fällt unter einem einstimmigen Beifall. Die Whigs des Club in Catshause umarmen den Verfasser und versichern ihn, daß er der Freiheit einen unschätzbaren Dienst geleistet habe. Der Staatssecretair, der zu den Tories gehört, überreicht dem ersten Schauspieler eine Börse, weil er die Sache der Freiheit so gut verthei-

digt habe. Die Geschichte dieser Nacht ist im Kleinen die Geschichte von zwei Menschenaltern.

Wir wissen recht wohl, wie sophistisch die Parteien verfuhren und wie stark sie übertrieben. Wenn wir aber den Zustand, in dem sich die Wissenschaft der Politik am Schlusse der Regierung Georg's II. befand, mit ihrer Lage zur Zeit der Thronbesteigung Jakob's II. vergleichen, so müssen wir unbedingt zugeben, daß ein wunderbarer Fortschritt stattgefunden hatte. Wir sind keine Bewunderer der politischen Lehren, die Blackstone in seinen Erläuterungen vorträgt. Wenn wir aber erwägen, daß diese Erläuterungen den größten Beifall in eben den Schulen fanden, welche vor siebenzig oder achtzig Jahren auf den Befehl der Oxforder Hochschule Bücher, welche die verabscheuungswürdige Lehre enthielten, daß die englische Monarchie eine beschränkte und gemischte sei, öffentlich verbrannt hatten, so können wir nicht leugnen, daß eine heilbringende Veränderung stattgefunden hatte. „Die Jesuiten", sagt Pascal in dem letzten seiner unvergleichlichen Briefe, „haben eine päpstliche Verfügung erlangt, welche die Lehre Galilei's von der Bewegung der Erde verdammt. Das ist Alles nutzlos. Wenn die Erde sich wirklich um die Sonne dreht, so werden alle Menschen zusammen sie davon nicht abhalten können und müssen sogar sich selbst mitdrehen." Die Oxforder Verfügungen vermochten die große politische und moralische Umwälzung ebensowenig zu hemmen, als der Vatican unserm Erdball Stillstand gebieten konnte. Jene Hochschule verhinderte die Masse nicht nur nicht, sich zu bewegen, sondern mußte sogar selbst mitten im Haufen mit fortschreiten. Die Wirkungen der Theorieen und Erörterungen jener Periode blieben auch nicht auf unser Vaterland beschränkt. Während die alte, gelähmte, jakobitische Partei in ihrem letzten Todeskampfe lag, begann das englische Staatsrecht auf Frankreich und durch dieses Land auf Europa einen mächtigen Einfluß zu üben.

Hier öffnet sich unsern Blicken ein neues unermeßliches Feld. Doch wir müssen uns entschlossen davon abwenden. Wir schließen, indem wir allen unsern Lesern den Rath geben, Sir James Mackintosh's werthvolles Fragment zu lesen, und indem wir unsere Hoffnung aussprechen, daß dieses Buch bald von den Anhängseln befreit sein wird, die seiner Verbreitung bisher hinderlich gewesen sind.

Kirche und Staat *).

Der Staat in seinen Beziehungen zur Kirche, von W. E. Gladstone, Zögling der Christkirche und Parlamentsmitglied für Newark. In 8. Zweite Auflage. London, 1839.

Der Verfasser dieses Werkes ist ein junger Mann von untadelhaftem Charakter und ausgezeichneten parlamentarischen Talenten, der neu aufgehende Hoffnungsstern jener strengen und unbiegsamen Tories, welche einem Führer, dessen Erfahrung und Beredtsamkeit ihnen unentbehrlich ist, dessen vorsichtiges Verfahren und gemäßigte Meinungen sie aber verabscheuen, widerstrebend und oft den Gehorsam versagend folgen. Es würde nicht im Mindesten auffallend sein, wenn Gladstone einer der unbeliebtesten Männer Englands wäre. Wir glauben ihm aber nur Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, wenn wir sagen, daß seine Talente und sein Benehmen ihm die Achtung und die gute Meinung aller Parteien erworben haben. Sein erstes Auftreten in der Rolle eines Schriftstellers ist mithin ein interessantes Ereigniß, und es ist natürlich, daß ihn bei diesem Versuche die freundlichen Wünsche des Publikums begleiten.

Ganz abgesehen von den richtigen oder falschen Ansichten Gladstone's sind wir hoch erfreut, aus der Feder eines jungen Mannes, der sich im Hause der Gemeinen zu Bedeutung erhebt, eine ernste und

*) April 1839.

gründliche Abhandlung über einen wichtigen Theil der Philosophie der Regierung hervorgehen zu sehen. Es ist geringe Gefahr vorhanden, daß Männer, die in die Reibungen des thätigen Lebens verwickelt sind, sich zu sehr zu allgemeinen Theorieen neigen sollten. Viel leichter verfallen sie in den entgegengesetzten Fehler. Ebbe und Fluth der Geschäfte und der Debatte warten auf Niemand. Oft muß ein Politiker sprechen und handeln, bevor er gedacht und gelesen hat. Er kann in Beziehung auf eine Frage sehr schlecht unterrichtet, seine sämmtlichen Ansichten über sie mögen unbestimmt und ungenau sein — sprechen muß er, und wenn er ein Mann von Talent, Takt und Muth ist, so wird er finden, daß sich selbst unter solchen Umständen mit Erfolg sprechen läßt. Er entdeckt, welch' ein großer Unterschied besteht zwischen der Wirkung des geschriebenen Wortes, das man im stillen Zimmer liest und wieder liest, und dem Effect des gesprochenen Wortes, das durch die Anmuth der Stimme und der Geberden unterstützt, einen Augenblick lang im Ohre des Hörers zittert. Er bemerkt, daß er Schnitzer macht, die man nicht entdeckt, Sophistereien vorträgt, die ohne Widerlegung bleiben. Er macht die Erfahrung, daß er selbst bei schwierigen Verkehrs- und Gesetzgebungsfragen, ohne zehn Seiten gelesen oder zehn Minuten nachgedacht zu haben, lauten Beifall erregen und unter dem allgemeinen Eindrucke, daß er eine vortreffliche Rede gehalten habe, schließen kann. Lysias, erzählt Plutarch, schrieb für einen Mann, der vor einem der athenienfischen Gerichtshöfe unter Anklage stand, eine Vertheidigung. Der Angeklagte hatte die Rede noch lange nicht auswendig gelernt, als sie ihm so zu mißfallen anfing, daß er in großem Kummer zu dem Verfasser ging. „Deine Rede entzückte mich, als ich sie das erste Mal las, aber das zweite Mal gefiel sie mir weniger, das dritte Mal noch weniger, und jetzt ist es mir, als ob es überhaupt keine Vertheidigung sei." — „Mein guter Freund," antwortete Lysias, „Du vergissest, daß Deine Richter sie nur einmal hören werden." Im englischen Parlamente ist der Fall derselbe. Ein Redner, der an seine Vorträge tiefes Nachdenken und lange Forschungen

verschwendete, nähme sich eine eben so unnütze Mühe, wie ein Theaterdirector, der die Damen und Herren vom Hofe, die in einer Procession über die Bühne zu ziehen haben, mit echten Perlen und Diamanten schmückte. Genauigkeit oder Tiefe sind es nicht, durch die man sich zum Meister großer Versammlungen macht. Weßhalb sollte man sich aber bemühen, Logik von bester Qualität zu liefern, wenn eine geringere Waare eben so annehmbar ist? Weßhalb will man so tief wie Burke in eine Frage eindringen, nur um wie Burke niedergehustet zu werden, oder vor leeren Bänken und Galerieen zu sprechen? Dieß erscheint uns seit langer Zeit als der ernstlichste der Uebelstände, die man gegen die vielfachen Segnungen einer volksthümlichen Regierung in die Wagschale legen kann. Bacon hat das schöne und wahre Wort, daß Lesen Tiefe, Sprechen Gewandtheit und Schreiben Genauigkeit erzeuge. Institutionen wie die englischen haben die Tendenz, in öffentlichen Charakteren die Eigenschaft der Gewandtheit auf Kosten der Tiefe und der Genauigkeit auszubilden. Die hellsten und kräftigsten Geister einer Generation, die sich zur Erforschung der Wahrheit bewunderungswürdig eignen würden, beschäftigen sich gewohnheitsmäßig damit, Gründe aufzustellen, die kein verständiger Mann in einer für die Oeffentlichkeit bestimmten Abhandlung benutzen würde, die sich aber einmal, durch einen fließenden Vortrag und eine lebhafte Sprache unterstützt, recht wohl gebrauchen lassen. Die Gewohnheit, Fragen auf diese Weise zu erörtern, muß auf die Intelligenz unserer fähigsten Männer nothwendig zurückwirken, und dieß wird namentlich bei denen geschehen, welche früh in's Parlament eintreten, ehe sich ihr Geist noch zu voller Reife entwickelt hat. Das Talent für die Debatte entfaltet sich bei solchen Männern in einem Grade, welcher der Menge eben so wunderbar erscheint, wie die Leistung eines italienischen Improvisators. Aber man muß sie glücklich preisen, wenn sie sich die Fähigkeiten, die zu gründlichen Erörterungen und zu Speculationen höherer Art erfordert werden, ungeschwächt erhalten. In der That würden wir ein großes Originalwerk über einen Stoff aus der Wissenschaft der Politik,

zum Beispiel ein Buch wie „der Reichthum der Nationen“, eher von dem Apotheker einer Landstadt oder von einem Geistlichen auf den Hebriden erwarten, als von einem Staatsmanne, der noch nicht einundzwanzig Jahre alt schon zu einem ausgezeichneten Redner im Unterhause wurde.

Wir begrüßen daher das Erscheinen dieses Werkes mit Freude, obwohl dieses Gefühl kein ungemischtes ist. Daß ein junger Politiker in den Zwischenräumen, die ihm sein parlamentarischer Beruf frei läßt, in Beziehung auf ein großes politisches Problem eine originelle Theorie aufstellt, zu der er durch Studien und vieles Nachdenken gelangte, das ist eine Erscheinung, die wir, ohne das Wahre oder Falsche seiner Ansichten in Betracht zu ziehen, ihm zu hoher Ehre anrechnen. Wir wünschen bestimmt nicht, daß Gladstone's Lehren unter unseren Staatsmännern allgemein werden. Aber wir würden uns von ganzem Herzen freuen, wenn sein lobenswürdiges Bestreben, unter die Oberfläche der Fragen einzudringen und durch langes und emsiges Nachsinnen zu dem Erkennen großer allgemeiner Gesetze zu gelangen, sich mehr verbreitete, als wir erwarten zu dürfen berechtigt sind.

Gladstone scheint in vielen Beziehungen für philosophische Forschungen sehr geeignet zu sein. Sein Geist besitzt eine große Tragweite, und es fehlt ihm nicht an dialektischer Gewandtheit. Allein er läßt seinem Verstande kein freies Spiel. Es fehlt bei ihm nicht an Licht, wohl aber an dem, was Bacon trockenes Licht nennen würde. Was Gladstone auch sehen mag, Alles wird durch ein falsches Medium von Leidenschaften und Vorurtheilen gebrochen und verzerrt. Sein Styl ist seiner Weise zu denken merkwürdig analog und übt auf diese sogar einen starken Einfluß. Seine Rhetorik, so gut sie in ihrer Art ist, hat doch die Wirkung, daß sie die Logik, die sie in's hellste Licht setzen sollte, verdunkelt und verwirrt. Wäre seine Einbildungskraft schwach und sein Wortschatz dürftig, so würde ihn die Hälfte seines Scharfsinnes und Fleißes vor fast allen seinen Mißgriffen bewahrt haben. Er hat die für einen Denker höchst gefährliche Gabe, daß ihm

eine Redeweise, die freilich ernst und majestätisch ist, jedoch einen unbestimmten und schwankenden Sinn giebt, ungemein zu Gebote steht. Diese Art des Vortrages berührt uns in gleicher Weise, wie die erhabene Sprache des Chores der Wolken die einfach fühlenden Athenienser traf.

Nein, wie die Stimme so ehrwürdig und bedeutungsvoll und heilig ist!

Wenn man einen Satz aufgestellt hat und nun weiter nichts mehr zu thun braucht, als ihn auszumalen, so mag diese dunkle Pracht am rechten Orte sein. Wenn man sie aber bei der Beweisführung zuläßt, so ist sie noch viel schlimmer als unbedingter Unsinn, gerade wie der durchsichtige Dunst, durch den der Seemann Landspitzen und Berge in falscher Gestalt und Lage erblickt, weit größere Gefahren bringt, als die tiefste Dunkelheit. Nun wendet aber Gladstone die Phraseologie, von der wir sprechen, in den Theilen seines Buches, welche die größte Deutlichkeit und schärfste Fassung fordern, deren die menschliche Sprache fähig ist, mit Vorliebe an und täuscht auf diese Weise zuerst sich selbst und dann die Leser. Die Grundlagen seiner Theorie, die wie Pfeiler von Diamant sein sollten, bestehen aus lockerem Material, das man sich höchstens in den Anhängseln gefallen lassen könnte. Dieser Fehler läßt sich hintendrein durch keine Sorgfalt und keinen Fleiß gut machen. Je richtiger Gladstone seine Vordersätze durchführt, um so widersinniger sind die Schlüsse, zu denen er gelangt, und wenn ihn dann sein tüchtiger Verstand und sein gutes Herz von den furchtbaren praktischen Folgerungen, zu denen seine Theorie führt, ablenken lassen, so muß er bald zu Argumenten seine Zuflucht nehmen, die mit seinen Grundlehren keinen Zusammenhang haben, und bald, um den richtigen Consequenzen seiner falschen Principien zu entgehen, bei eben so unwahren historischen Beweisen Deckung suchen.

Es würde ungerecht sein, nicht anzuerkennen, daß dieses Buch, obgleich es kein gutes ist, doch mehr Talent verräth, als manches treffliche Werk. Es hat eine Fülle von lebhaften und geistreichen Stellen und trägt die Spuren eines tiefen Studiums. Das Ganze ist mit

ausgezeichnetem Geschmack und in einem Gusse geschrieben, wie es ferner, so viel wir bemerken konnten, nicht einen einzigen Ausdruck enthält, der eines gebildeten Mannes, eines Gelehrten oder eines Christen unwürdig wäre. Dagegen erscheinen uns die Lehren, die darin aufgestellt werden, nach reiflicher und ruhiger Erwägung als falsch und im höchsten Grade verderblich, so daß, wenn sie in ihrem ganzen Umfange zur Ausführung kämen, die Auflösung der Gesellschaft die unvermeidliche Folge sein müßte. Diese Meinung werden wir mit dem Freimuthe, den die Wichtigkeit des Gegenstandes erfordert, zu dem auch sowohl das Beispiel als die Lehre des Verfassers uns auffordert, begründen, aber dabei, wie wir hoffen, nicht rücksichtslos und ganz gewiß nicht böswillig verfahren.

Ehe wir die Untersuchung dieser Theorie beginnen, wünschen wir uns gegen eine falsche Auffassung zu schützen. Es ist möglich, daß manche Personen, die Gladstone's Buch oberflächlich gelesen, und andere, die blos gesprächsweise gehört oder in den Zeitungen gelesen haben, daß das Mitglied für Newark die Kirche von England gegen die Anhänger des Unabhängigkeits-Systems vertheidigt habe, zu dem Glauben kommen, daß wir dieses System in Schutz nehmen und die Abschaffung der Staatskirche wünschen. Dieß ist nicht der Fall. Wollte man uns deßhalb, weil wir Gladstone's Lehren mißbilligen, des Angriffes auf die Kirche beschuldigen, so würde man eben so ungerecht handeln, als wenn man Locke, weil er Filmer's Theorie der patriarchalischen Regierung widerlegte, der Hinneigung zur Anarchie beschuldigte, oder von Blackstone darum, daß er leugnete, das Recht des Pfarrers auf den Zehnten lasse sich aus dem levitischen Rechte herleiten, sagte, daß er die Einziehung des Kirchenvermögens fordere. Es ist zu bemerken, daß Gladstone sein Gebäude auf völlig neuen Grundlagen aufführt und sich nicht weiter von uns entfernt, als von Denen, welche bisher für die berühmtesten Vorfechter der Kirche gegolten haben. Er ist mit der „Kirchlichen Politik“ nicht zufrieden und freut sich, daß der letzte Theil jenes berühmten Werkes „das Gewicht der

vollen Autorität Hooker's nicht beanspruchen könne." Des Bischofs Warburton „Bündniß des Staates mit der Kirche" befriedigt ihn ebenfalls nicht. „Man kann die Sätze dieses Buches im Allgemeinen nur mit Einschränkungen annehmen", sagt er und bekennt sich zu Bolingbroke's Meinung, daß Warburton's ganze Theorie auf einer Fiction ruhe. Noch weniger gefällt ihm Paley's Vertheidigung der Kirche, von der er erklärt, daß sie „den Hauptfehler habe, mit falschen sittlichen Grundsätzen befleckt zu sein, wie sie ferner viele Keime des Bösen enthalte." Dr. Chalmers macht er den Vorwurf, seinen Gegenstand parteiisch aufgefaßt und „viele zweifelhafte Sätze" vorgebracht zu haben. In Wahrheit, fast bei jedem Punkte, wo wir Gladstone widersprechen, steht uns die Autorität eines Geistlichen, der sich als Vertheidiger der Staatskirche ausgezeichnet hat, zur Seite.

Die ganze Theorie Gladstone's stützt sich auf den großen Fundamental-Satz, daß die Regierung als solche die Verbreitung religiöser Wahrheit als einen ihrer Hauptzwecke anerkennen müsse. Wenn Gladstone diesen Satz nicht bewiesen hat, so fällt sein System ganz und gar zusammen.

Ehe wir auf die Erörterung dieser wichtigen Frage eingehen, wünschen wir einen Unterschied deutlich zu machen, der auf der Hand liegt und doch von vielen vortrefflichen Leuten übersehen wird. Sagt man, daß die Regierung weltliche und nicht geistliche Zwecke verfolgen müsse, so gilt dieß vielen Leuten für dasselbe, als wenn man behauptete, daß die leibliche Wohlfahrt des Menschen höher stehe, als die geistige. Dieß ist aber ein gänzliches Mißverständniß. Nicht darum handelt es sich, ob die geistlichen Interessen den weltlichen voranstehen oder nicht, sondern darum, ob das Triebwerk, das zufälliger Weise in irgend einem Augenblicke dazu dient, gewisse weltliche Anliegen einer Gesellschaft zu fördern, nothwendig so eingerichtet sein müsse, um die geistliche Wohlfahrt dieser Genossenschaft zu begünstigen. Ohne Trennung der Arbeit würde die Welt nicht vorwärts kommen. Es ist bei weitem wichtiger, daß die Menschen Nahrungsmittel haben, als

daß sie Pianofortes besitzen. Daraus folgt aber durchaus nicht, daß jeder Instrumentenmacher mit seinem Geschäfte das eines Bäckers verbinden müßte; denn wenn er dieß thäte, so würden wir viel schlechtere Pianofortes und ein traurigeres Brod bekommen. Es ist viel wichtiger, daß die Erkenntniß religiöser Wahrheit auf eine verständige Weise ausgebreitet werde, als daß die Kunst der Bildhauerei unter uns blühe. Daraus läßt sich keineswegs folgern, daß die königliche Akademie mit ihren gegenwärtigen Verrichtungen die der Gesellschaft für Ausbreitung des christlichen Glaubens vereinigen, theologische Tractate vertheilen, Glaubensboten aussenden und Nollekens als Katholiken, Bacon als Methodisten und Flaxman als Swedenborgianer ausstoßen sollte. Denn die Wirkung dieser Thorheit würde die sein, daß wir die möglichst schlechte Akademie der Künste und die denkbar erbärmlichste Gesellschaft für Ausbreitung des christlichen Glaubens erhalten würden. Das Gemeinwesen würde offenbar in allgemeine Verwirrung gerathen, wenn man jeder Genossenschaft, die einen guten Zweck verfolgte, die Pflicht auferlegte, jedes andere edle Streben zu unterstützen.

Hinsichtlich einiger der bürgerlichen Regierungszwecke stimmen alle Menschen überein. Daß der Staat unsere Personen und unser Eigenthum zu schützen hat; daß er uns zwingen muß, unseren Bedürfnissen nicht mittelst Räubereien, sondern durch unsern Fleiß abzuhelfen, unsere Streitigkeiten nicht mit den Waffen, sondern mittelst richterlicher Entscheidung zu schlichten; daß er das Recht hat, unsere gesammten Kräfte, als wären sie die eines einzigen Menschen, gegen eine andere Gesellschaft, die uns beleidigt, zu richten, — das sind Sätze, die schwerlich Jemand bestreiten wird.

Nun sind dieß Gegenstände, die für den Menschen das höchste Interesse haben, ohne daß dabei eine Beziehung auf ein höheres Wesen oder einen künftigen Zustand einträte. Jedes menschliche Wesen, gleichviel ob Götzendiener, Mohamedaner, Jude, Papist, Socinianer, Deist oder Atheist, liebt seiner Natur nach das Leben, schreckt vor Schmerzen zurück und wünscht Bequemlichkeiten, wie sie nur Gemein=

wesen, in denen das Eigenthum sicher ist, gewähren können. Ermordet, gemartert, beraubt, in die Sklaverei verkauft, den Beleidigungen von Banden ausländischer Banditen, die sich selbst Patrioten nennen, ausgesetzt zu werden, das sind unstreitig Uebel, gegen die Jedermann, was er auch glaubt oder wenn er auch nichts glaubt, geschützt zu werden wünscht, und es kann daher kaum geleugnet werden, daß Menschen jeder Religion wie Atheisten auf diese Weise ein gemeinschaftliches Interesse haben, gut regiert zu werden.

Allein die Hoffnungen und Befürchtungen des Menschen beschränken sich nicht auf dieses kurze Leben und die sichtbare Welt. Er sieht sich überall von den Zeichen einer Macht und Weisheit, höher als seine eigene, umgeben. In allen Zeiten und unter allen Völkern haben Menschen von allen Stufen geistiger Bildung, ein Newton und Bacon wie der roheste Stamm von Menschenfressern, an das Dasein irgend eines höhern Geistes geglaubt. In so weit ist die Ansicht des Menschengeschlechtes eine fast einstimmige. Aber ob es einen oder viele Götter gebe, welche natürlichen und moralischen Eigenschaften dieses Wesen habe, in welcher Beziehung seine Geschöpfe zu ihm stehen, ob es sich uns auf eine andere Weise enthüllt habe, als durch die Zeichen, die in allen Theilen dieser herrlichen und wohlgeordneten Welt sichtbar sind, ob die Offenbarung in einer ewig gültigen Urkunde enthalten und wie diese selbst auszulegen sei, endlich ob es ihm gefallen habe, einen untrüglichen Ausleger für die Erde zu bestimmen, — das sind Fragen, die auf die allerverschiedenste Weise beahtwortet werden und in Beziehung auf die unser Geschlecht seit dem ersten Dämmerlichte der wirklichen Geschichte den bedauernswürdigsten Irrthümern verfallen ist.

Wir haben hier also zwei große Zwecke: der erste besteht darin, Person und Eigenthum des Bürgers gegen Unrecht zu schützen, der zweite darin, religiöse Wahrheit zu verbreiten. Es lassen sich nicht zwei Gegenstände denken, welche so ganz verschieden wären. Der erstere bewegt sich ausschließlich in der sichtbaren und greifbaren Welt,

in der wir leben, der zweite gehört jenem höhern Reiche an, das außerhalb des Bereichs unserer Sinne liegt. Der erste bezieht sich auf dieses, der zweite auf das künftige Leben. Menschen, die hinsichtlich des ersten Zwecks und der Mittel, wie derselbe zu erreichen ist, vollständig übereinstimmen, entfernen sich in der Auffassung der zweiten Aufgabe so weit als möglich von einander. Wir müssen uns daher zweimal bedenken, ehe wir zugeben, daß die Personen, mögen sie übrigens sein wer sie wollen, welche mit der Macht, die erste Aufgabe zu erfüllen, bekleidet wurden, auch stets verpflichtet seien, ihre Gewalt zur Erreichung des zweiten Zwecks zu benutzen.

Gladstone meint, daß die Pflichten der Regierungen väterlicher Natur seien, eine Lehre, an die wir nicht eher glauben werden, als bis er uns irgend eine Staatsgewalt zeigt, welche ihre Unterthanen so liebt wie ein Vater seine Kinder und zugleich an Intelligenz so hoch über ihnen steht, wie das Haupt der Familie über einem seiner Knaben. Er sagt uns in einer erhabenen, jedoch etwas unbestimmten Sprache, „die Regierung nehme in moralischer Beziehung die Stelle ein, welche die Naturwissenschaft dem All zuweise.“ Wenn die Regierung wirklich das All der moralischen Welt wäre, so wüßten wir nicht, weßhalb die Herrscher nicht alle die Verrichtungen, welche Plato ihnen anweist, an sich ziehen sollten. Was hielte sie dann ab, der Mutter das Kind zu nehmen, die Ammen zu wählen, den Schulbesuch zu regeln, den Spielplatz zu überwachen, die Stunden der Arbeit und der Erholung zu bestimmen, endlich vorzuschreiben, welche Lieder gesungen, welche Melodieen gespielt, welche Bücher gelesen, welche Arzneimittel eingenommen werden sollten? Müßte sie dann nicht auch unsere Frauen wählen, unsern Ausgaben Schranken setzen und uns zwingen, daß wir uns mit einer gewissen Anzahl Gerichte, Gläser Wein und Tassen Thee begnügten? Plato, unter dessen außerordentlichen Eigenschaften Kühnheit in der Speculation vielleicht die wunderbarste ist, und der vor Nichts zurückschreckt, zu dem seine Grundsätze ihn führen, geht wirklich so weit. So kühn ist Gladstone nicht. Er

begnügt sich damit, den Satz aufzustellen, daß jede Körperschaft, die in irgend einem Gemeinwesen mit der Beschützung der Personen und des Eigenthums beauftragt worden sei, auch in ihrer Eigenschaft als Corporation einen Glauben bekennen, zur Verbreitung desselben ihre Macht benutzen und Niemand anstellen solle, der nicht seine Uebereinstimmung mit dieser Religion erkläre. Er erklärt ausdrücklich, daß er diese Vorschrift nicht auf orthodoxe und nicht einmal auf christliche Regierungen beschränkt. Er sagt, wenn ein Glaube auch falsch sei, so werde dadurch doch Nichts in der Pflicht der Regierung als solcher, ihn aufrecht zu erhalten, geändert. Wenn sie diese Pflicht vernachlässige, fügt er hinzu, so könne er diesen Umstand nur als erschwerend für die betreffende, im Irrthum befangene Staatsgewalt erkennen. „Ich trage kein Bedenken," sagt er noch weiter, „zu behaupten, daß ein Mohamedaner, der von seiner Religion im Innersten glaubt, daß sie von Gott stamme und göttliche Wahrheit enthalte, auch überzeugt sein muß, daß die Wahrheit wohlthätig und für die Seele des Menschen segensreicher als alles Andere sei, und daher die Ausbreitung seines Glaubens zu wünschen und mit allen geeigneten, gesetzlichen Mitteln zu unterstützen hat, und daß dieser Mohamedaner, wenn er ein Fürst ist, zu diesen Mitteln auch die Anwendung alles Einflusses und Geldes, worüber er rechtmäßig verfügt, rechnen sollte."

Das ist gewiß ein starkes Wort. Ehe wir zugeben, daß der Kaiser Julian, als er die zu seiner Verfügung stehenden Mittel und Gelder zur Vertilgung des Christenthums verwendete, nicht mehr als seine Pflicht that, ehe wir zugeben, daß der Arianer Theodorich ein Verbrechen begangen haben würde, wenn er gestattet hätte, daß ein Einziger, der an die Gottheit Christi glaubte, in Italien ein Amt bekleide, ehe wir zugeben, daß die holländische Regierung alle Mitglieder der anglikanischen Kirche, der König von Baiern alle Protestanten, der Großtürke alle Christen, der König von Ava Alle, die an einen einzigen Gott glauben, von den öffentlichen Stellen ausschließen müßte, ehe wir das zugeben, halten wir uns berechtigt, einen vollen und strengen

Beweis zu fordern. Wenn eine Lehre zu so auffallenden Forderungen gelangt, dann dürfen wir wohl fordern, daß sie auf einem festen Grunde stehe.

Die folgende Stelle giebt uns ein Beispiel von den Gründen, mit denen Gladstone seinen großen Fundamentalsatz zu stützen glaubt.

„Wir wollen dieselbe Regel in einer allgemeineren Form wiederholen, in der sie sicherlich einstimmige Anerkennung finden wird. Wo es im Weltall eine Gewalt giebt, da ist diese das Eigenthum Gottes, des Königs des Weltalls — sein Besitz von Rechtswegen, wenn dieß auch zuweilen verkannt, oder mit der Macht selbst Mißbrauch getrieben werden mag. Nun wird diese Gewalt so wie sie soll in Thätigkeit gebracht, sie wird dem Willen des Eigenthümers gemäß benutzt, wenn sie zu den Zwecken dient, die er eingesetzt hat, und mit dem Streben nach Erbarmen, Gerechtigkeit, Wahrheit und Glauben, das er uns gelehrt hat, zur Anwendung kommt. Aber diese Grundsätze können in der menschlichen Brust nie wahr und dauernd leben, wenn sie nicht fortwährend auf ihre Quelle Bezug nehmen und durch die göttliche Gnade ergänzt werden. Mithin kann die Gewalt, welche Individuen, die als Regierung auftreten, innewohnt, so gut als diejenige, welche von Einzelmenschen als solchen ausgeübt wird, nur dann einen richtigen Gebrauch finden, wenn sie eine Religion zur Richtschnur nimmt."

Hier haben wir Sätze von einer ungemeinen und unbestimmten Ausdehnung, in einer Sprache vorgetragen, die eine gewisse dunkle Würde und Salbung besitzt, die für manche Gemüther gewiß etwas Anziehendes hat. Aber so wie wir diese Sätze genauer untersuchen, so wie wir sie prüfen, indem wir einige der in ihnen enthaltenen Einzelnheiten schnell durchdenken, da finden wir sie falsch und übertrieben. Die Lehre, „welche sicherlich einstimmige Anerkennung findet", ist die, daß jede Verbindung menschlicher Wesen, die irgend welche Gewalt ausübt, das heißt also jede Genossenschaft von Menschen, verpflichtet ist, als solche einen Glauben zu bekennen. Man denke sich die Folgen, die es haben müßte, wenn dieser Grundsatz nur vierundzwanzig Stun=

den lang thatsächlich zur Geltung gelangte. Wir greifen ein Beispiel aus Millionen heraus. Eine Landkutschen-Gesellschaft besitzt Gewalt über ihre Pferde. Diese Gewalt ist das Eigenthum Gottes. Sie wird nach Gottes Willen ausgeübt, wenn dabei Erbarmen waltet. Aber der Grundsatz des Erbarmens kann in der menschlichen Brust nicht wahr und dauernd leben, ohne daß eine fortwährende Bezugnahme auf Gott stattfindet. Mithin wird die Gewalt, welche Individuen, die als Landkutschen-Gesellschaft handeln, innewohnt, nur dann den richtigen Gebrauch finden, wenn sie eine Religion zur Richtschnur nimmt. Jede Landkutschen-Gesellschaft sollte daher in ihrer Eigenschaft als solche sich zu einem Glauben bekennen, ihre Artikel, ihren öffentlichen Gottesdienst und ihren Glaubenseid haben. Daß dieser Schluß und eine unzählige Menge anderer, eben so sonderbarer Folgerungen sich aus Gladstone's Grundsatz mit Nothwendigkeit ergeben, ist eben so gewiß, als daß zwei mal zwei vier ist. Wenn aber die richtigen Schlußfolgerungen widersinnig sind, dann muß in dem Grundsatze etwas Krankes liegen.

Wir wollen eine zweite Stelle derselben Art hieher setzen:

„Wir kommen nun zu der Frage: weßhalb soll die regierende Körperschaft eines Staats eine Religion bekennen? Hauptsächlich darum, weil sie aus einzelnen Menschen besteht, und weil diese, welche in einer bestimmten moralischen Eigenschaft aufzutreten berufen sind, die Handlungen, die sie in dieser Eigenschaft begehen, durch den Beistand der Religion heiligen müssen, insofern diese Thaten Gott nicht anders wohlgefällig sind und an und für sich nur sündhaft und straffällig sein würden. Wir können ja bei unserm Verfahren das Antlitz nie von Gott abwenden, ohne als Atheisten zu leben. Der Staatsmann muß also als Individuum bei der Erfüllung seiner Obliegenheiten ein frommer Mann sein. Aber seine Handlungen sind öffentlich, und dasselbe gilt von den Kräften und Instrumenten, mit denen er arbeitet. Indem er unter und mit der Autorität des Gesetzes handelt, setzt er mit seinem Worte zehntausend gehorsame Arme in Bewegung, und weil eine solche Machtfülle wesentlich öffentlicher Natur

ist und aus dem Kreise des blos individuellen Handelns gänzlich heraustritt, muß sie nicht blos durch die persönlichen Gebete und die Privatfrömmigkeit Derjenigen, welche in Staatsstellen sind, geheiligt werden, sondern auch durch öffentliche Acte der die Regierung bildenden Männer. Diese müssen in ihrem öffentlichen und Gesammtcharakter, in dem sie das Organ der Nation sind und die Collectivkräfte derselben handhaben, Gebete und Lobgesänge darbringen. Wo ein Handeln mit Nachdenken stattfindet, da ist mit diesem auch eine moralische Pflicht und Verantwortung verknüpft. Die Regierenden sind in ihren gemeinsamen Handlungen als solchen die denkenden Agenten der Nation. Deßhalb muß mit ihrem Handeln eine Religion verknüpft sein, ohne die ja keine Verantwortlichkeit denkbar ist. Diese Religion muß aber die des Herrschers, oder keine sein."

Da haben wir abermals Sätze von ungeheurer Tragweite und von einem orthodoxen, feierlichen Klange, der gewiß viele wackere Leute höchlich erbauen wird. Untersuchen wir aber die Worte genauer, so wird sogleich offenbar, daß es mit jeder Gesellschaft ein Ende nimmt, so wie man diese Grundsätze zugiebt. Es kann kein auf gegenseitiger Unterstützung beruhender Verein für Handel, öffentliche Arbeiten, Pflege der Armen und Kranken, Beförderung von Kunst und Wissenschaft gebildet werden, es sei denn, die Mitglieder der Genossenschaft stimmten in ihren theologischen Meinungen überein. Greifen wir einmal einen solchen Verein auf den Zufall hin heraus, zum Beispiel die London-Birminghamer Eisenbahn-Gesellschaft, uud beobachten wir, zu welchen Folgen Gladstone's Argumente nothwendig führen. „Weßhalb müssen die Directoren der Eisenbahn-Gesellschaft in ihrer Eigenschaft als solche einen Glauben bekennen? Hauptsächlich darum, weil die Direction aus einzelnen Menschen besteht, welche in einer bestimmten moralischen Eigenschaft aufzutreten berufen sind, nämlich für das Eigenthum, das Leben und die gesunden Glieder ihrer Mitmenschen emsige Sorge zu tragen, die Interessen ihrer Auftraggeber achtsam wahrzunehmen, ihre Diener menschlich und gerecht zu leiten und manchen

wichtigen Vertrag mit Treue zu erfüllen haben. Sie müssen daher ihre Handlungen durch den Beistand der Religion heiligen, oder diese werden an und für sich strafbar und sündhaft sein. Mithin muß jeder Director der London-Birminghamer Eisenbahn-Gesellschaft als Individuum bei der Erfüllung seiner Obliegenheiten ein frommer Mann sein. Aber seine Handlungen sind öffentlich; er tritt für eine Körperschaft auf; sein Wort setzt tausend gehorsame Arme in Bewegung. Weil diese Machtfülle aus dem Kreise des blos individuellen Handelns heraustritt, so muß sie durch öffentliche Acte der Frömmigkeit geheiligt werden. Die Eisenbahn-Directoren müssen in ihrem öffentlichen und Gesammtcharakter, in dem sie das Organ der Gesellschaft sind und die Collectivkräfte derselben handhaben, Gebete und Lobgesänge darbringen. Wo ein Handeln mit Nachdenken stattfindet, da giebt es auch eine moralische Verantwortung. Die Directoren sind die denkenden Agenten der Gesellschaft. Deßhalb muß mit ihrem Handeln eine Religion verknüpft sein, ohne die ja keine Verantwortlichkeit denkbar ist. Diese Religion muß aber die des Directors, oder keine sein. Es ist eine öffentliche Gottesverehrung und ein Glaubenseid einzuführen. Kein Jude, Socinianer, Presbyterianer, Katholik und Quäker darf das Organ der Gesellschaft sein und deren Collectivkräfte handhaben." Würde Gladstone diese Sätze wirklich vertheidigen? Wir sind überzeugt, er thut es nicht, aber wir wissen auch, daß seine Erwägungen unvermeidlich zu diesen und unzähligen andern Folgerungen führen.

Weiter:

„Der Wille und das Handeln einer Nation sind unbestreitbar eine Einheit, da sie die dissentirende Minderheit der Unterthanen in einer Weise binden, die sich nur dann rechtfertigen läßt, wenn man die Lehre annimmt, daß die Nation eine Person bilde. Ehre und Treue der Nation sind Worte, die Jedermann im Munde hat. Schließen sie weniger eine Persönlichkeit der Nation in sich, als die Pflicht gegen Gott, für die wir jetzt streiten? Sie unterscheiden sich streng und wesentlich von der Ehre und Treue der Individuen, welche die

Nation bilden. Frankreich ist für uns eine Person, und wir sind es für Frankreich. Eine diesem Lande von England geflissentlich zugefügte Beleidigung ist ein moralischer Act, der von den Handlungen aller der Individuen, welche das Volk ausmachen, durchaus verschieden ist. Auf solche augenfällige Thatsachen können wir uns stützen, ohne zu den mehr juristischen Beweisen, welche uns die Gesetze mit ihren Bestimmungen über Corporationen darbieten, unsere Zuflucht zu nehmen. Wenn mithin eine Nation Einheit des Willens, das Ganze durchdringende Sympathieen und das Vermögen, je nach ihren Handlungen Genuß oder Leiden zu empfinden, besitzt, wie können wir da ihre Verantwortlichkeit und ihr Bedürfniß, diese mit Beihülfe einer Religion zu ertragen, leugnen? Da eine Nation also eine Person ist, unterliegt sie gleich den Individuen, welche die Regierung bilden, der Verpflichtung, ihre Handlungen durch die Beihülfe des Glaubens zu heiligen, und so erhalten wir für das Bestehen einer Staatsreligion einen neuen und gebieterischen Grund."

Allerdings erhalten wir einen neuen Grund, ob aber einen gebieterischen, möchte zu bezweifeln sein. Ist es nicht vollkommen klar, daß dieses Argument ganz mit demselben Recht wie auf eine Regierung, auch auf jede Genossenschaft menschlicher Wesen, die einen gemeinschaftlichen Zweck verfolgt, angewendet werden kann? Giebt es irgend einen solchen Verein, mag er nun in rechtlichem Sinn eine Corporation sein oder nicht, welche nicht die Collectiv-Persönlichkeit bildete, aus der Gladstone so außerordentliche Folgerungen ableitet? Man nehme Banken, Versicherungs-Bureaux, Gesellschaften für Rhederei, Canäle, Gasbeleuchtung, Hospitäler, Laboratorien, Genossenschaften für Unterstützung der Armen und Besserung von Gefangenen, Einigungen von Studenten der Medicin für Herbeischaffung von Leichen, oder von Landjunkern für die Zucht von Jagdhunden, Lesegesellschaften, Vereine für mildthätige Zwecke, Clubs aller Art, von denen an gerechnet, welche Pall-Mall und die St. James-Straße mit einer Reihe von Palästen eingefaßt haben, bis zu den Frei-und-un-

gezwungen abwärts, die sich in dem schäbigen Oberzimmer eines Dorfwirthshauses versammeln. Giebt es unter diesen Vereinen einen einzigen, auf den Gladstone's Argument nicht eben so gut paßt, wie auf den Staat? In allen diesen Gesellschaften, zum Beispiel in der Bank von England und im Club des Athenäums, bilden der Wille und das Handeln des Vereins eine Einheit und binden die dissentirende Minderheit. Die Bank von England und das Athenäum haben einen guten Glauben und einen Rechtsinn, die von der Moralität der einzelnen Mitglieder verschieden sind. Die Bank ist für Diejenigen, welche ihre Barren bei ihr niederlegen, eine Person. Das Athenäum ist für den Fleischer und Weinhändler eine Person. Wenn das Athenäum bei der Bank Geld stehen hat, so sind die beiden Gesellschaften in ihren Beziehungen zu einander eben so gut Personen, als England und Frankreich. Die eine wie die andere kann ihre Schulden redlich bezahlen, oder ihre Gläubiger zu betrügen versuchen, an Wohlstand gedeihen, oder in Geldverlegenheit kommen. Wenn sie mithin Einheit des Willens haben und fähig sind, Gutes und Böses zu thun und zu leiden, können wir da, um mit Gladstone's Worten zu sprechen, „ihre Verantwortlichkeit leugnen, wie ferner ihr Bedürfniß nach Religion, um diese Pflicht erfüllen zu können?" Da Banken und Clubs „eine Persönlichkeit des Willens besitzen, so unterliegen sie auch der Nothwendigkeit, diese Persönlichkeit mit Beihülfe der Religion zu heiligen," und somit erhalten wir „einen neuen, gebieterischen Grund" für die Forderung, daß alle die Directoren und Beamten von Banken und alle Clubdiener sich zu ihrem Amte mittelst des Besuchs des Abendmahls befähigen.

Die Wahrheit ist, daß Gladstone einem Irrthum verfallen ist, der bei Männern von geringern Talenten, als die seinigen sind, sehr häufig vorkommt. Es ist nicht ungewöhnlich, daß Jemand, der einen einzelnen Satz beweisen will, einen Obersatz von gewaltiger Ausdehnung aufstellt, der jenen bestimmten Satz, aber noch viel mehr einschließt. Die verhängnißvolle Leichtigkeit, mit der Gladstone erhabene und wohl=

klingende Ausdrücke, die einen unbestimmten Sinn geben, auf einander häuft, befähigt ihn ganz besonders, diesen Kunstgriff an sich und seinen Lesern zu vollziehen. Er stellt breite allgemeine Grundsätze über die Gewalt auf, während er doch ausschließlich an die Gewalt der Regierungen denkt, und spricht von gemeinsamem Handeln, indem er nur das gemeinschaftliche Auftreten der Bürger eines Staats im Auge hat. Zuerst beschließt er, einen bestimmten Schluß zu ziehen. Darauf entwirft er einen Obersatz von der weitgreifendsten Bedeutung, und hat er sich überzeugt, daß dieser seinen Schluß enthält, so bekümmert er sich nicht darum, ob er auch noch Anderes in sich fasse. Untersuchen wir den Satz aber, so entdecken wir eine unendliche Menge von Schlüssen, deren jeder fabelhaft unsinnig ist.

Es ist vollkommen richtig, daß es eine sehr hübsche Sache sein würde, wenn alle Mitglieder sämmtlicher Vereine der Welt Männer von gesunden religiösen Ansichten wären. Wir bezweifeln nicht, daß ein guter Christ in seinem Verfahren als Director einer Canalgesellschaft oder als Aufwärter bei einem Wohlthätigkeits-Essen sich von christlichen Grundsätzen leiten lassen wird. Wenn er, um auf einen vorher besprochenen Fall zurückzukommen, Mitglied einer Landkutschen-Gesellschaft ist, so wird er in dieser Eigenschaft eingedenk sein, daß „der Gerechte sich seines Thiers erbarmt.“ Daraus folgt aber nicht, daß jede Genossenschaft von Menschen als solche eine Religion bekennen müßte. Es ist augenscheinlich, daß viele große und nützliche Zwecke sich in dieser Welt einzig und allein durch Zusammenwirken erreichen lassen. Ebenso liegt auf der Hand, daß kein wirksames Handeln in Gemeinschaft denkbar ist, wenn die Menschen nach dem Grundsatze verfahren, daß sie nur dann für einen Zweck vereint einstehen können, wenn sie über alle andern Gegenstände übereinstimmend denken. In unserm gesellschaftlichen System erscheint uns nichts schöner und bewunderungswürdiger, als die Leichtigkeit, mit der Tausende von Menschen, die vielleicht nur in einem einzigen Punkte gleich denken, ihre gemeinschaftlichen Bemühungen auf diesen einen Punkt richten können.

Wir sehen davon täglich Beispiele. Zwei Männer, von denen der eine gegen das Missionswesen auf's Stärkste eingenommen ist, während der andere in einer Missionsgesellschaft den Vorsitz führt, sitzen im Berathungszimmer eines Hospitals zusammen und betheiligen sich im herzlichen Einverständniß an den Maßregeln für die Gesundheit und Bequemlichkeit der Kranken. Zwei Männer, von denen der erste ein eifriger Anhänger und der zweite ein lebhafter Gegner des Lancaster'schen Systems ist, begegnen sich in der Gesellschaft gegen das Betteln und gehen Hand in Hand. Wir ziehen daraus mit Recht den allgemeinen Schluß, daß die Menschen verständig und praktisch handeln, wenn sie zur Erreichung eines guten Zwecks einen Verein schließen, ohne zu fragen, ob sie in andern viel wichtigeren Beziehungen von einander abweichen.

Es wird schwerlich geleugnet werden, daß die Sicherung von Personen und Eigenthum ein guter Zweck ist, und daß die beste, ja einzige Weise, dieß Ziel zu erreichen, darin besteht, daß sich die Menschen zu großen Verbänden, die man Staaten nennt, zusammenstellen. Diese Verbände sind höchst verschiedenartig und größtentheils sehr mangelhaft eingerichtet. In vielen von ihnen wimmelt es von entsetzlichen Mißbräuchen. Aber es erscheint trotzdem als verständig, zu behaupten, daß der schlechteste Staat, den es jemals gab, einer vollständigen Anarchie im Ganzen vorzuziehen ist.

Wenn wir nun nach der Analogie urtheilen, so müssen wir sagen, daß diese großen Verbände gleich allen andern Vereinen ihr Ziel wahrscheinlich am vollständigsten erreichen werden, wenn sie dasselbe ausschließlich verfolgen, und daß mithin eine Zurückweisung der Dienste derjenigen, welche sich zur Förderung des Staatszwecks vortrefflich eignen, die aus keinem andern Grunde erfolgte, als weil jene für die Begünstigung anderer Bestrebungen nicht gleich gut passen, sich auf den ersten Blick als eben so unverständig darstellt, als die Bestimmung sein würde, daß Niemand, der nicht Mitglied der Alterthumsgesellschaft sei, Vorsteher der Heilanstalt für Augenkranke sein dürfe, oder daß

Niemand, der nicht zu dem Verein für Ausbreitung des Christenthums unter den Juden gehöre, Verwalter der Kasse für Literaten werden könne.

Es ist unmöglich, einen Verein menschlicher Wesen zu nennen, bei denen Gladstone's Gründe mehr zuträfen, als bei einer Armee. Wo finden wir eine vollständigere Einheit des Handelns, als in einem Heer? Wo anders gehorchen so viele menschliche Wesen einem herrschenden Geiste mit dieser Unbedingtheit? Welche andere Masse bewegte sich so ganz wie ein Mensch? Wo üben die Befehligenden eine so ungeheure Gewalt, wo lastete eine entsetzlichere Verantwortlichkeit auf ihnen? Wenn Gladstone eine gebieterische Nothwendigkeit für eine Staatsreligion aufgewiesen hat, wie er glaubt, so hat er noch ungleich mehr dargethan, es sei unumgänglich erforderlich, daß jede Armee in ihrer Collectiv-Eigenschaft einen Glauben bekennen müsse. Ist er bereit, diese Folgerung anzunehmen?

Am Morgen des 13. August 1704 rüsteten sich zwei große Feldherrn, die einander an Autorität gleich waren, im Privatverkehr wie im öffentlichen Leben sich nahe standen, aber verschiedenen Glaubensbekenntnissen angehörten, zu einer Schlacht, von deren Erfolg die Freiheit Europa's abhing. Marlborough hatte einen Theil der Nacht im Gebet hingebracht und vor Tagesanbruch das Abendmahl nach dem Ritus der anglicanischen Kirche empfangen. Er vereinigte sich sodann mit Eugen, der wahrscheinlich einem katholischen Priester gebeichtet hatte. Die Generale beriethen mit einander, verständigten sich gemeinschaftlich über den Schlachtplan und gingen darauf jeder zu seinem Posten zurück. Marlborough ließ einen öffentlichen Gottesdienst halten. Die englischen Feldprediger lasen an der Spitze der Regimenter die Gebete. Die calvinistischen Kaplane der holländischen Armee, auf deren Häuptern nie die Hand eines Bischofs gelegen hatte, erhoben vor der Schlachtreihe ihrer Landsleute ihre Stimmen zu Gott. In der Zwischenzeit sprachen lutherische Geistliche zu den Dänen, und Capuziner ermuthigten die österreichischen Geschwader und flehten zu der Jungfrau,

daß sie die Waffen des heiligen römischen Reichs segne. Die Schlacht beginnt, und diese Männer von verschiedenen Religionen handeln sämmtlich wie Glieder eines Körpers. Der katholische und der protestantische General strengen alle Kräfte an, sich gegenseitig zu helfen und zu übertreffen. Vor Sonnenuntergang ist das Reich gerettet. Frankreich hat in einem Tage die Früchte achtjähriger Ränke und Siege verloren. Die Verbündeten haben in Gemeinschaft gesiegt, aber jetzt trennen sie sich, um Gott zu danken, ein Jeglicher nach seiner Weise. Will man das praktischen Atheismus nennen? Würde irgend Jemand, der den Gebrauch seiner Sinne hätte, sagen, weil in der verbündeten Armee Einheit des Willens und ein gemeinschaftliches Interesse vorhanden sei, und weil auf ihren Führern eine schwere Verantwortlichkeit liege, bestehe eine gebieterische Nothwendigkeit, daß das Heer als solches eine feste Religion habe, und daher müsse der Katholik Eugen seines Oberbefehls entsetzt werden, wie sämmtliche holländische und österreichische Obersten, da sie die neununddreißig Artikel nicht unterschrieben hätten, von ihren Regimentern zu entfernen seien? Gewiß nicht. Der unwissendste Grenadier auf dem Schlachtfelde würde das Einfältige einer solchen Behauptung erkannt haben. „Ich weiß," hätte er gesagt, „daß der Prinz von Savoyen zur Messe geht, und daß unser Corporal Johann sie nicht leiden kann, aber was hat die Messe damit zu thun, daß wir das Dorf Blenheim stürmen? Der Prinz will die Franzosen schlagen, und das ist auch Corporal Johann's Absicht. Wenn wir zusammen halten, so erreichen wir wahrscheinlich unsere Absicht. Schicken wir alle Papisten und Holländer fort, so wird Tallard uns bis auf den letzten Mann zusammenhauen." Gladstone würde, wie wir glauben, unserm Grenadier selbst Recht geben. Wenn dem so ist, was folgt daraus? Einfach dieß: daß alle allgemeinen Theorieen Gladstone's von Gewalt, Verantwortlichkeit, Persönlichkeit und gemeinsamem Handeln aufzugeben sind, und daß, wenn seine Ansicht überhaupt fußen kann, eine andere Grundlage für sie vorhanden sein muß.

Wir haben jetzt unserer Meinung nach bewiesen, daß es sehr wohl angeht, die Menschen zur Erreichung wichtiger Zwecke zu Genossenschaften zu vereinigen, in denen Einheit des Wollens und gemeinsame Interessen vorhanden sind, die unter der Leitung von Oberhäuptern stehen, denen eine große Gewalt und eine dieser entsprechende Verantwortlichkeit beiwohnt, daß es aber im höchsten Grade mißlich sein kann, diese Genossenschaften als solche ein religiöses Glaubenssystem annehmen und gemeinschaftlich Handlungen der Gottesverehrung vornehmen zu lassen. Weiß man so gewiß, ob nicht auch in einigen der großen Verbände, die man Staaten nennt, der Fall derselbe sein würde? Wir glauben fast, daß dem mit einigen Staaten wirklich so ist, daß es Gemeinwesen giebt, in denen die Vermischung der Theologie und der Regierung eben so unsinnig sein würde, als wenn bei Blenheim der rechte Flügel des verbündeten Heeres mitten in der Schlacht mit dem linken Flügel einen Streit über das Fegefeuer und die Verehrung von Bildern angefangen hätte.

Wie Gladstone uns sagt, haben die Personen, welche sie auch seien, die im Staat die höchste Gewalt ausüben, die Pflicht, ihre Macht so zu benutzen, daß dadurch Das gefördert wird, was ihnen als theologische Wahrheit erscheint. Ehe er unsere Zustimmung zu dieser Behauptung fordern darf, ist er verbunden, zu beweisen, daß diese Personen, indem sie ihre Gewalt in dieser Weise benutzen, wahrscheinlich mehr Gutes als Böses stiften werden. Die erste Frage ist die, ob eine Regierung, welche die Verbreitung religiöser Wahrheit zu einem ihrer Hauptzwecke macht, ihr Volk muthmaßlich auf den rechten und nicht auf den falschen Weg führen wird? Gladstone umgeht diese Frage, und weiser könnte er vielleicht nicht handeln.

„Wenn die Regierung", sagt er, „eine gute ist, so kann man ihr alle ihre natürlichen Pflichten und Gewalten einräumen, und ist sie keine gute, so muß man sie dazu machen. Wir schlagen mithin den richtigen Weg ein, wenn wir zuerst den Gedanken, oder den abstracten Begriff Regierung in's Auge fassen, wobei wir natürlich die in dem

Menschen liegende Schwäche und Sünde berücksichtigen, und dann untersuchen, ob in dem Begriff auch die Befähigung und demnach die Pflicht der Regierung enthalten ist, zu religiösen Zwecken Gesetze zu erlassen und Mittel ausfindig zu machen, kurz eine Staatsreligion zu wählen."

Gladstone hat selbstverständlich das unbestreitbare Recht, eine abstracte Frage zu erörtern, vorausgesetzt, daß er nie vergißt, es sei eine abstracte Frage, mit der er sich beschäftige. Ob eine vollendete Regierung ein geeignetes oder ungeeignetes Werkzeug für Verbreitung religiöser Wahrheit sei, das ist gewiß eine harmlose und vielleicht auch erbauliche Frage. Es kann Niemandem schaden, wenn man untersucht, welchen Lauf ein Stein in der Luft beschreiben würde, wenn das Gesetz der Schwere nicht wirkte. Die Folgen würden aber unangenehm werden, wenn der Forscher, sobald er seine Erörterungen beendet hätte, nach allen Richtungen Steine zu schleudern anfinge, ohne daran zu denken, daß sein Schluß auf einer falschen Annahme beruhe, und daß seine Wurfgeschosse, statt durch den unendlichen Raum fortzufliegen, schleunigst zurückfallen und den Nachbarn Fenster und Köpfe einschlagen würden.

Es läßt sich sehr leicht sagen, daß die Regierungen gut sind, oder wenn nicht, dazu gemacht werden müssen. Was versteht man unter einer guten Regierung? Wie will man es anfangen, alle schlechten Regierungen der Welt zu guten zu machen? Welchen Werth hat eine Theorie, welche auf einer im höchsten Grade ausschweifenden Annahme beruht?

Wir geben übrigens nicht zu, daß eine Regierung, die in Beziehung auf alle ihre weltlichen Zwecke so vollkommen wäre, als die menschliche Gebrechlichkeit gestattet, darum nothwendig geeignet sein müßte, die wahre Religion zu verbreiten. Denn wir sehen, daß die Befähigung einer Regierung, dem rechten Glauben zum Siege zu verhelfen, ihrer Tüchtigkeit für die weltlichen Zwecke ihres Amts durchaus nicht angemessen zu sein braucht. Blicken wir auf Einzelne, so entdecken wir, daß die Fürsten, unter deren Herrschaft die Nationen den

sichersten Schutz gegen innere und äußere Störungen fanden und in der Bildung die schnellsten Fortschritte machten, keineswegs gute Religionslehrer waren. Man nehme zum Beispiel den besten französischen Herrscher, Heinrich IV., einen König, der die Ordnung wieder herstellte, einen furchtbaren Krieg beendete, die Finanzen in die günstigste Lage brachte, sein Vaterland in ganz Europa gefürchtet und sich bei der großen Masse seines Volks beliebt machte. Und dieser Mann war zweimal Hugenott und zweimal Papist. Er stand, wie Davila sagt, im Argwohn, überhaupt gar keine religiöse Ueberzeugung zu haben. Man nehme den Czar Peter, die Kaiserin Katharina, Friedrich den Großen. Es läßt sich gewiß nicht bestreiten, daß diese Herrscher, trotz aller ihrer Fehler, sich in Beziehung auf die weltlichen Regierungszwecke hoch über das mittlere Verdienst erhoben. Als theologische Führer aufgefaßt, würde Gladstone sie wahrscheinlich unter die verächtlichsten Tröpfe des spanischen Zweiges des Hauses Bourbon stellen. Gehen wir von Einzelnen wieder zu Systemen über, so finden wir durchaus nicht, daß die Befähigung der Regierungen für Verbreitung religiöser Wahrheit ihrer Tüchtigkeit für weltliche Verrichtungen angemessen wäre. Ohne blinde Bewunderer der französischen oder amerikanischen Einrichtungen zu sein, halten wir es doch für ausgemacht, daß Eigenthum und Person des Bürgers in Frankreich und Neuengland wirksamer geschützt sind, als in den meisten Gesellschaften, die jetzt bestehen oder jemals bestanden haben, gewiß viel besser, als in dem römischen Reiche und unter der orthodoxen Herrschaft eines Constantin's und Theodosius'. Allein weder die französische, noch die neuenglische Regierung ist so eingerichtet, daß sie zur Verbreitung religiöser Wahrheit geeignet würde. Wir halten es nicht für unwahrscheinlich, daß in einem Staat, der in Beziehung auf weltliche Zwecke dem Ideal näher als irgend ein anderer der Welt kommt, die gröbsten Religionsirrthümer herrschen können.

Wir wollen aber diese abstracte Frage verlassen und auf die Welt, wie sie ist, blicken. Erzeugt da etwa die Weise, wie Regierungen ge-

wöhnlich ihre Macht erlangen, die geringste Wahrscheinlichkeit, daß die Staatsgewalt der Rechtgläubigkeit günstiger als der Ketzerei sein werde? Ein barbarisches Volk stürzt sich auf ein wohlhabendes und unkriegerisches Reich, knechtet die Bevölkerung, vertheilt das Land und verbindet die Einrichtungen, die es in den Städten vorfindet, mit denen, die es aus den Wäldern mitgebracht hat. Eine Handvoll kühner Abenteurer einer gebildeten Nation wandert in irgend ein wildes Land und macht die Urbevölkerung zu Leibeignen. Ein glücklicher General kehrt die Waffen gegen den Staat, dem er dient. Eine Gesellschaft, die durch Unterdrückung thierisch geworden ist, erhebt sich im Wahnsinn gegen ihre Herrscher, reißt alle alten Gesetze und Gebräuche nieder und sinkt, sowie der erste Wuthanfall vorüber ist, geduldig unter jede beliebige Staatsform nieder, die aus dem Chaos entstehen mag. Ein Parteiführer wird, wie in Florenz, unmerklich zum Herrscher und Gründer einer Dynastie. Ein Feldherr von Miethstruppen besetzt, wie in Mailand, eine Stadt und macht sich mit seinem Schwert zum Herrscher. Ein Wahlsenat usurpirt, wie in Venedig, dauernde und erbliche Gewalt. Aus solchen Ereignissen gehen die Regierungen gewöhnlich hervor, und wir erblicken in diesen Vorgängen nichts, was uns in dem Glauben bestärken könnte, daß auf solche Weise in's Dasein gerufene Staatsgewalten sehr geeignet sein könnten, zwischen Religionswahrheit und Ketzerei zu unterscheiden.

Blicken wir wieder auf die Verfassungen fest bestehender Regierungen, so entdecken wir keine große Sicherheit für die Orthodoxie der Herrscher. Ein Staatsoberhaupt besitzt seine Gewalt, weil sein Name aus einer Wahlurne hervorging, ein zweites, weil sein Vater vor ihm im Besitz war. Es giebt Repräsentativsysteme aller Arten, große, kleine Wahlkörper, allgemeines Stimmrecht, einen hohen Census. Wir sehen, daß viele dieser Verfassungen zu weltlichen Regierungszwecken sehr gut eingerichtet sind, und daß die schlechtesten vor der Anarchie den Vorzug verdienen. Wir entdecken zwischen dem traurigsten Staat und dem zeitlichen Wohlbefinden der Gesellschaft einen gewissen Zusammenhang.

Es geht aber über unsern Verstand, zu fassen, welche Verbindung zwischen irgend einer Regierung und theologischer Wahrheit bestehen soll.

Wie steht es nun mit den Thatsachen? Haben nicht fast alle Regierungen der Welt in religiösen Dingen geirrt? Gladstone würde, denken wir, sagen, daß keine Regierung jemals eine aufrichtige Freundin der reinen und apostolischen Kirche Christi gewesen sei, ausgenommen in der Zeit Constantin's, Jovian's und einiger anderen Kaiser, oder gelegentlich in England nach der Reformation. Wenn es mithin wahr ist, daß jeder Herrscher in seinem Gewissen verpflichtet ist, seine Macht für die Ausbreitung seines eigenen Glaubens zu benutzen, so folgt daraus, daß auf einen Herrscher, der dieser Verbindlichkeit zum Vortheil der Wahrheit folgte, tausend kommen, die in ihrem Gewissen verbunden waren, mit ihrer Gewalt den Irrthum zu fördern. Dieß ist gewiß ein Schluß, vor dem der schlichte Verstand zurückbebt. Lehrt die Erfahrung, daß ein bestimmtes Werkzeug, wenn zur Erreichung eines gewissen Zweckes benutzt, seine Aufgabe unter tausend Malen nur einmal erfüllt, aber in der ungeheuren Mehrzahl der Fälle das gerade Gegentheil hervorruft, so können wir nicht Unrecht haben, wenn wir sagen, daß dieses Werkzeug nicht die Hauptbestimmung habe, auf diese Weise gebraucht zu werden.

Wenn sich der Regent damit begnügte, dem Volke seine Meinungen und Gründe vorzulegen, und es dann diesem überließe, unbeirrt durch Furcht und Hoffnung selbst zu urtheilen, so würden wir wenig Veranlassung zu der Besorgniß sehen, daß seine Einmischung zu Gunsten des Irrthums den Interessen der Wahrheit ernstlichen Schaden bringen könnte. Wir würden, wie sich später zeigen wird, gegen dieses Verfahren gar keinen Einwand erheben, angenommen nämlich, daß eine wirksame Erfüllung der specielleren Regentenpflichten damit vereinbar wäre. Dieß wird Gladstone indessen nicht zufrieden stellen. Er würde verlangen, daß der Herrscher zu Mitteln griffe, welche eine große Tendenz haben, Unzufriedene, Heuchler, Gleichgültige zu machen, und nicht im Entferntesten im Stande sind, eine ehrliche

und vernünftige Ueberzeugung zu schaffen. Für uns unterliegt es keinem Zweifel, daß ein Forscher, der nur den einen Wunsch hegt, die Wahrheit zu erkennen, wahrscheinlicher zu diesem Ziele gelangen wird, als ein zweiter, der weiß, daß er Belohnung findet, wenn er so, und Strafe, wenn er anders entscheidet. Nun würde Gladstone fordern, daß die Regierungen ihre Meinungen durch Ausschließung aller Andersdenkenden von bürgerlichen Aemtern verbreiteten. Das heißt, die Regierungen würden ihre Ansichten durch ein Verfahren ausbreiten, das mit der Wahrheit oder Falschheit dieser Ueberzeugungen in gar keiner Beziehung stände, nämlich durch die Verbindung gewisser weltlicher Vortheile mit einer Klasse von Meinungen, und bestimmter zeitlicher Nachtheile mit einer andern Gattung. Es liegt in der innersten Natur jedes Beweisgrundes, den Interessen der Wahrheit zu dienen; wenn aber Belohnungen und Strafen denselben Erfolg haben, so ist das ein bloßer Zufall. Es ist viel leichter, für die göttliche Wahrheit der Bibel Beweise aufzustellen, als die göttliche Wahrheit des Korans darzuthun. Aber es ist ganz eben so leicht, einen Juden durch Geld oder die Folter zum Christenthum, wie zum Islam zu bekehren.

Allerdings schreckt Gladstone's menschlicher Geist vor der Folter und allen anderen Strafen zurück, die sich gegen Eigenthum, Freiheit und Leben von Ketzern richten lassen. Er behauptet nichts weiter, als daß Uebereinstimmung mit der Staatsreligion ein unumgängliches Erforderniß zur Erlangung jedes Staatsamtes sein müßte, und er würde, wenn wir ihn nicht anders gröblich mißverstanden haben, die Test-Acte wieder einführen, streng verschärfen und auf wichtige Klassen ausdehnen, die früher von den Wirkungen derselben verschont blieben.

Dieß ist in der That eine berechtigte Forderung aus seinen Grundsätzen. Aber weßhalb dabei stehen bleiben? Weßhalb nicht Andersdenkende an langsamem Feuer rösten? Alle die allgemeinen Erörterungen, auf denen diese Theorie ruht, führen augenscheinlich auf blutige Verfolgungen hin. Wenn die Verbreitung religiöser Wahrheit ein Hauptzweck der Regierung als solcher ist, wenn die Regierung die

Pflicht hat, ihre verfassungsmäßige Gewalt auf diesen Zweck zu richten; wenn die verfassungsmäßige Gewalt der Regierung, wie dieß unzweifelhaft der Fall ist, sich auf das Erlassen eines Gesetzes für das Verbrennen von Ketzern ausdehnt; wenn das Verbrennen, wie sich nicht bestreiten läßt, eine höchst wirksame Art ist, Meinungen zu unterdrücken, — warum soll da nicht verbrannt werden? Wenn die Beziehung der Regierung zum Volke väterlicher Natur ist, wie Gladstone uns sagt, so werden wir unwiderstehlich zu dem Schlusse hingezogen, daß Verfolgungen zu rechtfertigen sind. Denn das Recht, Meinungen durch Strafen einzuimpfen, gehört den Eltern eben so unbestreitbar zu, als die Befugniß, Unterricht zu ertheilen. Ein Knabe ist verpflichtet, der Familienandacht beizuwohnen; es wird ihm untersagt, gottlose Bücher zu lesen; wenn er seinen Katechismus nicht lernt, so schickt man ihn ohne Abendessen in's Bett; streift er während der Kirchenzeit umher, so wird ihm eine Arbeit aufgegeben. Verriethe er die Frühreife seiner Gaben dadurch, daß er vor Brüdern und Schwestern gottlose Meinungen aufstellte, so würden wir den Vater nicht tadeln, wenn er dem Streite mit der Reitpeitsche ein Ende machte. Alle die Gründe, welche uns zu der Ansicht leiten, daß die Eltern besonders geeignet sind, die Erziehung ihrer Kinder zu übernehmen, und daß diese Unterweisung ihre Hauptaufgabe ist, führen uns auch zu der Ueberzeugung, daß Vater und Mutter im Nothfall Züchtigungen verhängen dürfen, um ihre Kinder, die noch kein eigenes Urtheil besitzen, zu zwingen, Religionsstunden und Andachtsübungen beizuwohnen. Wie kann man also dieses Recht, zu strafen, das ein so entschieden väterliches ist, einer väterlichen Regierung versagen? Ferner erscheint es uns als der Höhenpunkt des Unsinns, um der Verbreitung einer Meinung willen Rechtsnachtheile einzuführen und davor zurückzuschrecken, zur Erreichung desselben Zweckes andere Strafen aufzulegen. Denn es kann nichts klarer sein, daß man streng strafen muß, wenn man überhaupt züchtigen will. Das durch die Strafe erzeugte Leiden ist ein reines unvermischtes Uebel und sollte nie anders verhängt werden, als um

Gutes zu wirken. Es ist eine rein thörichte Grausamkeit, ein Wehe hervorzurufen, das den Schuldigen peinigt, ohne das Verbrechen zu verhüten. Nun ist es möglich, durch blutige, unnachsichtig fortgesetzte Verfolgungen Meinungen zu unterdrücken. Auf diese Weise wurden die Albigenser und die Lollarden zu Boden geschlagen. So machte man in Italien und Spanien die schönen Verheißungen der Reformation zunichte. Wir fordern aber Gladstone kühn heraus, ein einziges Beispiel zu nennen, wo das System, das er empfiehlt, sein Ziel erreichte.

Warum ist er nun so weichherzig? Welchen Grund kann er dafür angeben, daß man einen Mörder hängen und ein Oberhaupt von Ketzern sogar ohne Geldstrafe durchschlüpfen lassen soll? Ist der Lehrer von Ketzereien ein minder verderbliches Mitglied der Gesellschaft, als der Mörder? Ist nicht der Untergang einer Seele ein größeres Uebel, als der Verlust vieler Leben? Die Zahl von Mordthaten, die der blutdürstigste Bravo, der jemals in Italien seinen Dolch vermiethete, oder der wildeste Buccanier, der jemals bei den Inseln unter dem Winde raubte, verübte, ist aber in der That gering im Vergleich zu der Menge von Seelen, die ein gewandter Ketzer in seinen Netzen fängt. Wenn also das Ketzer-Oberhaupt unendlich größeres Unheil stiftet, als der Mörder, weßhalb soll es nicht eben so wie dieser ein Gegenstand der peinlichen Gesetzgebung sein? Wir können einen kurzen, einfachen, entscheidenden und unwiderleglichen Grund angeben. Wir unterschätzen das Unheil nicht, das der Ketzer stiftet, aber wir sagen, daß es zu einer Gattung gehört, die zu bewachen nicht die Aufgabe der Regierung ist. Wir begreifen nicht, daß Gladstone, der die Hülfe der Regierung gegen die Erscheinung der Ketzerei anruft, die augenscheinlichen Folgen seiner Lehre übersehen kann. Die Welt enthält parallele Fälle in Fülle. Eine Orangen-Verkäuferin verstopft den Weg mit ihrem Schiebkarren, und ein Polizeidiener führt sie in Haft. Ein Geiziger, der eine Million aufgehäuft hat, läßt einen alten Freund und Wohlthäter in einem Armenhause sterben, und kann

wegen seiner Gemeinheit und Undankbarkeit nicht vor Gericht gezogen werden. Geschieht dieß deßhalb, weil der Gesetzgeber glaubte, daß das Benehmen der Orange=Verkäuferin schlechter wäre, als das des Geizigen? Durchaus nicht. Es geschieht darum, weil das Hemmen des Verkehrs auf einem Fußwege einer der Nachtheile ist, gegen die der Staat seine Bürger schützen muß, und weil Herzlosigkeit nicht zu diesen Uebeln gehört. Es würde der Gipfelpunkt der Thorheit sein, wenn man sagen wollte, der Geizige sollte zwar gestraft werden, jedoch nicht so streng wie die Orangen=Verkäuferin.

Der ketzerische Constantius verfolgt Athanasius, und warum auch nicht? Soll der Kaiser den Räuber bestrafen, der eine Börse gestohlen hat, und den Elenden schonen, der Millionen gelehrt hat, dem Geschöpf die Ehre zu erweisen, die dem Schöpfer gebührt? Der orthodoxe Theodosius verfolgt die Arianer, und mit gleich gutem Grunde. Wenn eine der kaiserlichen Majestät zugefügte Beleidigung mit dem Tode gesühnt wird, soll es da keine Strafe für den Menschen geben, der den allmächtigen, unendlichen Schöpfer zum Range eines Geschöpfes herabwürdigt? Wir haben auf Beides eine kurze Antwort: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist! Der Kaiser ist für die Bestrafung von Räubern und Aufrührern da. Es ist nicht seine Aufgabe, die Lehre der Gleichwesenheit des Vaters und Sohnes zu verbreiten, oder auszurotten." — „Nicht so," sagt Gladstone. „Der Kaiser ist in seinem Gewissen verbunden, das, was er in dieser Frage für wahr hält, auszubreiten. Constantius hat die Pflicht, die arianische Gottesverehrung in seinem ganzen Reiche einzuführen und die tapfersten Führer seiner Legionen, die tüchtigsten Beamten seines Schatzes abzusetzen, wenn sie dem Glaubensbekenntniß von Nicäa anhangen. In gleicher Weise ist Theodosius verpflichtet, jeden öffentlichen Diener, den seine arianischen Vorgänger angestellt haben, zu entfernen. Wenn aber Constantius den Athanasius um einen einzigen aureus büßt, wenn Theodosius einen arianischen Geistlichen eine Woche einkerkert, so ist dieß die

ungerechteste Unterdrückung." Unsere Leser werden neugierig sein, zu erfahren, wie dieser Unterschied begründet wird.

Die Gründe, die Gladstone gegen eine Verfolgung des Lebens, der Glieder und des Eigenthums anführt, lassen sich in zwei Klassen theilen. In der ersten Klasse stehen Gründe, denen nur die größte Höflichkeit diesen Namen gestatten wird, die ein Mann von Gladstone's Fähigkeiten nur in der äußersten Noth benutzen konnte. Die zweite Klasse enthält wirkliche Gründe, die eine solche Kraft haben, daß sie nicht nur Gladstone's Ausnahme beweisen, sondern auch seine allgemeine Regel aufheben. Sein Geschütz besteht bei dieser Gelegenheit aus zwei Arten, aus Stücken, welche gar nicht losgehen, und aus solchen, die, indem sie sich entzünden, mit der vernichtendsten Wirkung gegen ihn selbst zurückrollen.

„Wir, als dem Irrthum unterworfene Geschöpfe," sagt Gladstone, „haben kein Recht, auf reine und von uns selbst aufgestellte Theorieen gestützt, sei es nun aus socialen oder aus religiösen Gründen, gegen unsere Mitmenschen Leiden und Strafen zu verhängen. Wir haben das Recht, die Landesgesetze mittelst solcher Leiden und Strafen aufrecht zu erhalten, weil es uns ausdrücklich von Dem gegeben worden ist, der erklärt hat, daß die Gewalt das Schwert tragen soll, um die Bösen zu züchtigen und die Guten zu ermuthigen. Hätte es Gott gefallen, der Kirche oder dem Staate auch in geistlichen Dingen diese Gewalt zu ertheilen, damit sie gegen die Diener Beider oder gegen alle Menschen fortwährend ausgeübt werde, so würden wir das Recht haben, sie zu benutzen, aber diese Macht scheint nicht verliehen worden zu sein und darf demnach auch nicht angewendet werden."

Wir würden betrübt sein, wenn wir glauben müßten, daß die Sicherheit unseres Lebens und Eigenthums gegen Verfolgung auf keiner bessern Grundlage als dieser ruhte. Ist ein Ketzerlehrer nicht ein Uebelthäter? Bestehen nicht in vielen Ländern, auch in England, gegen die Ketzerei Landesgesetze, von denen Gladstone ja sagt, daß sie durch Strafen eingeschärft werden dürften? Wenn in dem Texte, auf

den Gladstone anspielt, ein Ketzer nicht ausdrücklich erwähnt wird, so gilt dasselbe auch von dem Mörder, Seelenverkäufer und Straßenräuber, und wenn das Stillschweigen des Neuen Testamentes über die Pflicht der Regierung, die Verbreitung von Irrlehren zu verhindern, ein Grund ist, Ketzer nicht um Geld zu büßen oder einzukerkern, so ist es sicherlich ein eben so gutes Argument, sie nicht von Aemtern auszuschließen.

„Gott", sagt Gladstone, „hat es angemessen gefunden, die Anwendung von Gewalt in dem einen Falle zu gestatten, in dem andern nicht; denn es war bei der Gelegenheit einer Züchtigung, wo eine ihm selbst zugefügte Beleidigung mit dem Schwerte zurückgewiesen wurde, daß der Erlöser erklärte, sein Reich sei nicht von dieser Welt, womit er wahrscheinlich ausdrücklich sagen wollte, daß seine Gesetze auf andere Weise aufrecht erhalten werden sollten, als nach der Weise dieser Welt."

Hier ist Gladstone, indem er aus dem Gedächtniß citirte, in einen Irrthum verfallen. Die höchst bemerkenswerthen Worte, die er anführt, stehen zu der Wunde, die Petrus dem Malchus schlug, in gar keiner Beziehung. Sie wurden an Pilatus gerichtet, als Antwort auf seine Frage: „Bist Du der König der Juden?" Wir müssen gestehen, wir sind erstaunt, daß Gladstone mit einem Citate nicht sorglicher verfuhr, von dem Eigenthum, Freiheit und Leben von Hunderten von Millionen seiner Mitmenschen, von Götzendienern, Muselmännern, Katholiken und Dissentern, hauptsächlich abhängen.

Gladstone's menschenfreundlichen Auslegungen der Schrift fehlt es auf eine klägliche Weise an einer Empfehlung, der er selbst den höchsten Werth beilegt: sie stimmen durchaus nicht mit den allgemeinen Vorschriften und Gewohnheiten überein, denen die Kirche von der Zeit an, als sie stark genug wurde, um verfolgen zu können, bis auf eine sehr nahe Vergangenheit treu geblieben ist. Ein der Duldung günstiges Dogma ist gewiß kein solches, das immer, überall und für Alle gegolten hätte. Bossuet konnte nur zu wahr sagen, nur in dem einen Punkte, daß die bürgerliche Gewalt die Wahrheit mit dem Schwerte

ausbreiten müsse, seien alle Christen lange Zeit einstimmig gewesen; selbst Ketzer hätten sich hierin orthodox gezeigt und erst die Anabaptisten und Socinianer die Befugniß in Frage gezogen. Wir maßen uns nicht an, zu entscheiden, wie der fragliche Text am besten ausgelegt werde, aber das wissen wir, daß Gladstone's Erklärung die schlechteste ist. Nach ihm soll die Regierung Andersdenkende von Aemtern ausschließen, aber nicht in Haft führen, weil Christi Reich nicht von dieser Welt ist. Wir sehen nicht ein, weßhalb die Grenzlinie nicht eben so gut an hundert andern Stellen gezogen werden könnte, als an der von ihm gewählten. Wir verstehen nicht, weßhalb Lord Clarendon, als er das Gesetz von 1664 gegen Conventikel empfahl, nicht hätte sagen können: „Einige meinen, daß diese Klasse von Menschen nicht blos eingekerkert, sondern auch an den Schandpfahl gestellt werden sollten. Ich glaube aber, Mylords, daß wir den Schandpfahl nicht anwenden dürfen, weil geschrieben steht: Mein Reich ist nicht von dieser Welt.“ Erzbischof Laud konnte, als er in der Sternkammer über Burton zu Gericht saß, sagen: „Ich bin für den Schandpfahl und würde sogar behaupten, daß alle diese Kerle verbrannt werden müßten, wenn unser Herr nicht gesagt hätte, daß sein Reich nicht von dieser Welt sei.“ Gardiner konnte ferner dem Sheriff von Oxfordshire schreiben: „Sorgt dafür, daß Master Ridley und Master Latimer ganz nach dem Urtheil hingerichtet werden, denn Ihr seid der Königin Gnaden mit Eurem Kopfe dafür verantwortlich. Wenn sie aber etwas Pulver zu haben wünschen, damit ihre Pein abgekürzt werde, so könnt Ihr ihnen das geben, denn es steht geschrieben: Regnum meum non est de hoc mundo, das heißt: Mein Reich ist nicht von dieser Welt.“

Gladstone hat aber andere Gründe gegen Verfolgungen, die so entscheidender Natur sind, daß sie nicht blos gegen Strafen, sondern gegen seine ganze Theorie sprechen. „Die Regierung“, sagt er, „ist nicht berechtigt, Religionsmeinungen genau und beständig zu überwachen.“ Daraus schließt er, „daß eine Regierung aus ihrem Gebiet heraustritt, wenn sie für verschiedene Religionsansichten, je nachdem

sie sich von dem herrschenden Glauben mehr oder weniger entfernen, eine Stufenfolge von Strafen aufstellt. Secten einen fördernden Schutz zu versagen, ist eine einfache Regel, die einzige, die wir zulassen. Die Anhänger derselben je nach ihren verschiedenen Irrthümern zu bestrafen, unterliegt, wenn auch keinem andern, doch dem Einwande, daß der Staat rein kirchliche Functionen annehmen müßte, wozu er seinem innersten Wesen nach nicht geeignet ist."

Dieß ist nach unserer Meinung vollkommen wahr. Wie stimmt es aber mit Gladstone's Theorie? Wie, die Regierung sollte unfähig sein, auch nur einen solchen Grad von Beaufsichtigung religiöser Meinungen auszuüben, als nothwendig ist, um die entsetzlichste Ketzerei bestrafen zu können? Die Regierung wäre ihrem innersten Wesen nach nicht geeignet, über die verhältnißmäßige Strafbarkeit theologischer Irrthümer zu urtheilen? Die Regierung wäre in Beziehung auf Gegenstände dieser Art so unwissend, daß sie nicht blos subtile Ketzereien, die blos dem Auge eines Cyril oder Bucer erkennbar sind, sondern selbst Socianismus, Deismus, Mohamedanismus, Götzendienst und Atheismus unbestraft lassen müßte? Wem schreibt Gladstone das Amt zu, unter Hunderten von Religionen, deren jede die wahre sein will, eine Staatsreligion auszuwählen? Eben derselben Regierung, die jetzt für so unfähig zu theologischen Untersuchungen erklärt wird, daß sie nicht wagen darf, einen Mann zu strafen, der einen Steinklumpen mit einem Dutzend Hände und Füße anbetet. Wir können uns nicht erinnern, jemals ein solches Beispiel von Unbeständigkeit gesehen zu haben. Wenn Gladstone zu beweisen wünscht, daß die Regierung einen Glauben zum herrschenden machen, aussteuern und mittelst einer Test-Acte schützen sollte, so ist die Staatsgewalt das All der moralischen Welt. Diejenigen, welche sie auf weltliche Zwecke beschränken wollen, haben von ihrer Natur eine niedrige Meinung. Dem Handeln der Regierung muß sich ein Glaube gesellen, und dieser kann nur der des Regenten sein, oder keiner. Dem Staatsoberhaupt geziemt es, zu entscheiden zwischen Papisten und Protestanten, Jansenisten und Molinisten, Arminia-

nern und Calvinisten, Bischöflichen und Presbyterianern, Sabellianern und Tritheisten, Homoousianern und Homoiousianern, Nestorianern und Eutychianern, Monotheliten und Monophysiten, Pädobaptisten und Anabaptisten. Es kommt ihm zu, die Beschlüsse von Nicäa und Rimini, Ephesus und Chalcedon, Konstantinopel und St. Johann im Lateran, Trient und Dortrecht zu verwerfen. Ihm steht es zu, zwischen der griechischen und lateinischen Procession zu wählen und zu entscheiden, ob das geheimnißvolle filioque im Glaubensbekenntniß der Nation einen Platz haben soll oder nicht. Wenn es ihm in den Sinn kommt, darf er die ganze Nation besteuern, um Leute zu bezahlen, die seine Ansichten von den Kanzeln verbreiten. Er darf seinem eigenen Urtheil folgen, obgleich es vielleicht von dem von neun Zehntheilen der Gesellschaft abweicht. Er darf nach seinem Urtheil handeln, und sollte er auch das furchtbarste Mißvergnügen hervorrufen. Er darf über die große Mehrzahl der Bevölkerung Verfolgungen verhängen, die Gladstone freilich nicht so nennt, die aber doch als solche empfunden werden. Er darf wegen Meinungsverschiedenheiten, die oftmals so geringfügig sind, daß sie der Beachtung der gewöhnlichen Fassungskraft entgehen, den Staat der Dienste der tüchtigsten Männer berauben. Er darf das Gemeinwesen, dem er vorsteht, von einer Nation zu einer Secte erniedrigen und entwürdigen. In unserm Vaterlande zum Beispiel müssen Millionen von Katholiken und protestantischen Dissentern von allen Aemtern und Ehren ausgeschlossen werden. Ein große feindliche Flotte ist in See, aber Nelson darf im Kanal nicht befehligen, wenn er im Mysterium der Dreieinigkeit die Personen verwechselt. Ein feindliches Heer ist in Kent gelandet, aber Wellington darf nicht an der Spitze der Armee stehen, wenn er die Natur Christi trennt. Und nach alle dem sagt uns Gladstone, daß es Unrecht sein würde, einen Juden, Muselmann oder Buddhisten nur einen Tag lang einzukerkern, weil eine Regierung von solchen Gegenständen nichts verstehen könne und sich nicht in Fragen mischen dürfe, die der Kirche zukämen. In der That, diese Regierung ist ein sonderbarer Theologe! So gelehrt,

daß sie befähigt ist, Grotius, weil er dem Semi-Pelagianismus folgt, vom Amt auszuschließen, und dann wieder so ungelehrt, daß ihr nicht gestattet werden darf, einen Hindu, der eine Wallfahrt nach Dsaggernath gemacht hat, um eine Rupie zu büßen.

„Einander zu bitten und zu überreden," sagt Gladstone, „sind Rechte, welche uns Allen zukommen. Der weise und bessere Mann ist verpflichtet, dem weniger weisen und guten zu rathen, aber er ist nicht blos nicht verpflichtet, sondern auch im Allgemeinen nicht berechtigt, ihn zu zwingen. Es ist mithin unrichtig, daß dieselben Betrachtungen, welche eine Regierung verbinden, dem Volke einen Glauben zu freier Wahl vorzulegen, sie rechtfertigen, diese Religion aufzuzwingen."

Zugegeben. Es ist aber gewiß, daß alle dieselben Erwägungen, welche eine Regierung berechtigen würden, eine Religion mittelst bürgerlicher Rechtsnachtheile zu verbreiten, ihr auch die Befugniß geben müssen, zu demselben Zweck Strafgesetze anzuwenden. Bitten! heißt es bitten, einem katholischen Herzog zu sagen, daß er seinen Glauben abschwören, oder das Oberhaus verlassen muß? Ueberreden! heißt es Ueberredung, einem Anwalt von ausgezeichneter Beredtsamkeit und Gelehrsamkeit zu sagen, daß er, während seine Zöglinge in Hermelin gekleidet über ihm sitzen, in seiner Amtstracht alt und grau werden soll, weil er die verfluchenden Klauseln des athanasianischen Glaubensbekenntnisses nicht zu verdauen vermag? Würde Gladstone meinen, daß ein Religionssystem, welches er für falsch hält, zum Beispiel der Socinianismus, seiner freien Wahl anheim gestellt würde, wenn man ihm folgendes sagte: „Wenn Sie an dem Glauben der Väter von Nicäa hartnäckig festhalten, so wird man Sie nicht in Smithfield verbrennen, nicht in Dorchester hängen, und nicht einmal doppelte Grundsteuer bezahlen lassen. Aber man wird Sie von allen Stellen ausschließen, wo Sie Ihre Talente mit Ehre für sich selbst und zum Nutzen des Landes ausüben können. Das Unterhaus, der Richterstuhl sind nicht für Leute Ihrer Art. Jüngere Männer, an Rang und Talenten tief unter Ihnen, werden zu den höchsten Würden aufsteigen

und die Blicke der Völker auf sich ziehen, während Sie zu Vernachlässigung und Dunkelheit verurtheilt bleiben. Wenn Sie einen viel versprechenden Sohn haben, den andere Väter mit Entzücken betrachten würden, so wird die Entwicklung seiner schönen Gaben und seines edlen Ehrgeizes eine Qual für Sie sein. Sie werden fühlen, daß er wie Sie mitten unter dem großen englischen Volke das verächtliche Leben eines Römers oder Neapolitaners führen wird. Alle die hohen Ehren, köstlicher als die theuersten Geschenke von Despoten, mit denen ein freies Land seine erlauchten Bürger schmückt, werden für ihn sein, was sie auch für Sie gewesen sind, nicht Gegenstände eines erfolgreichen, tugendhaften Strebens, sondern einer hoffnungslosen, neidischen Sehnsucht. Erziehen Sie ihn, wenn Sie wünschen, daß er seine Entwürdigung fühlt. Erziehen Sie ihn, wenn Sie wünschen, sein Verlangen nach Gütern, deren er nie genießen wird, zu steigern. Erziehen Sie ihn, wenn Sie die Barbarei jenes keltischen Tyrannen nachahmen wollen, der seine Gefangenen mit gesalzenen Speisen nährte, bis sie wüthend nach Wasser schrieen, und dann ein leeres Trinkgefäß in den Kerker hinabwarf und sie verdursten ließ." Heißt das bitten, überreden, einen Glauben der freien Wahl des Volkes anheimstellen? Würde eine Geldstrafe von tausend Pfund, oder ein sechsmonatliches Gefängniß in Newgate, unter ehrenvollen Umständen zu bestehen, Gladstone den Schmerz verursachen, der ihn gewiß befiele, wenn man ihm sagte, daß er in der Weise behandelt werden sollte, wie er mit der einen Hälfte seiner Landsleute verfahren will?

Wir sind keineswegs erstaunt, bei einem Mann von Gladstone's Talenten solche Widersprüche zu finden. Jedermann ist in einem hohen Grade ein Geschöpf seiner Zeit. Es hilft ihm nichts, daß er dem Einflusse widersteht, den die ungeheure Masse, in der er nur ein Stäubchen ist, auf ihn ausübt. Er mag immerhin versuchen, ein Mann des zehnten Jahrhunderts zu sein, er kann es nicht. Mag er wollen oder nicht, er muß ein Mann des neunzehnten Jahrhunderts sein. Er nimmt so gut an der Bewegung der moralischen Welt wie an der

physischen Theil. Er kann eben so wenig unduldsam sein, als er zu den Zeiten der Tudors gewesen sein würde, als er am Abend genau da zu stehen vermag, wo er am Morgen stand. Die Erde bewegt sich rundum von Westen gegen Osten, und er muß sich mit drehen. Wenn er sagt, er sei noch da, wo er war, so meint er blos, daß er sich mit derselben Geschwindigkeit wie Alle rund um ihn bewegt habe. Wenn er sagt, daß er ein gutes Stück gegen Westen gegangen sei, so soll das blos heißen, er habe sich nicht so schnell wie seine Nachbarn gegen Osten bewegt. In dieser Beziehung ist Gladstone's Buch ein höchst erbauliches Beispiel. Es ist das Maß dessen, was ein Mann thun kann, um hinter der Welt zurückzubleiben. Es ist die kräftige Bemühung eines wahrhaft starken Geistes, so weit als möglich im Hintertreffen des allgemeinen Fortschrittes zu bleiben. Und doch kann Gladstone mit der größten innerlichen Anstrengung nicht umhin, in einigen wichtigen Punkten weiter als selbst Locke zu gehen, und wie sehr er auch Laud bewundern mag, so ist es doch gut für ihn, die Versicherung geben wir ihm, daß er nicht in den Tagen jenes zelotischen Primas schrieb, denn dieser würde wahrscheinlich seine Erörterungen über die Stellen der Schrift, die wir angezogen haben, mit den empfindlichsten Argumenten, die es für menschliche Ohren geben kann, widerlegt haben.

Dieß ist nicht der einzige Fall, wo Gladstone vor den Folgerungen seiner eigenen Theorie höchst bemerkbar zurückschreckt. Wenn es in der ganzen Welt einen Staat giebt, auf den sich seine Theorie anwenden läßt, so ist dieß das brittische Reich in Indien. Selbst wir, die wir die väterlichen Regierungen im Allgemeinen verabscheuen, müssen zugestehen, daß die Pflichten der indischen Regierung bis zu einer starken Ausdehnung väterlicher Natur sind. Dort besteht eine unleugbare Ueberlegenheit der Regierenden über die Regierten in allen ethischen Wissenschaften. Die Bekehrung des ganzen Volkes zu der traurigsten Form, in die sich das Christenthum in den dunkelsten Zeiten jemals kleidete, würde ein höchst glückliches Ereigniß sein. Man

braucht kein Christ zu sein, um die Ausbreitung des Christenthums in Indien zu wünschen. Diesen Wunsch muß jeder Europäer hegen, der unter dem gewöhnlichen europäischen Niveau des Verstandes und der Menschenliebe nicht gar zu tief steht. Mit der Wichtigkeit der hier in Frage stehenden Interessen verglichen, sinken alle die schottischen und irischen Fragen, die in Gladstone's Buch einen so großen Raum einnehmen, zur Unbedeutendheit zusammen. Seit Theodosius Tagen ist in keinem Theile der Welt eine so starke heidnische Bevölkerung einer christlichen Regierung unterthan gewesen. In keinem Theile der Welt ist das Heidenthum grausamer, wollüstiger, fruchtbarer an unsinnigen Gebräuchen und verderblichen Gesetzen. Gewiß, wenn es die Pflicht der Regierung ist, ihre Macht und ihr Einkommen zu benutzen, um sieben Millionen irischer Katholiken zur protestantischen Kirche überzuführen, so ist die Staatsgewalt noch viel stärker verbunden, mit allen Kräften dahin zu wirken, daß siebenzig Millionen Götzendiener zu Christen werden. Wenn es darum eine Sünde ist, Johann Howard oder Wilhelm Penn zu einem Amt zu lassen, weil sie mit der Staatskirche nicht in Gemeinschaft leben, so muß es in der That ein schreiendes Unrecht sein, Männer in hohe Stellen einzuführen, die in Tempeln, die mit Emblemen des Lasters bedeckt sind, vor scheußlichen Bildern sinnlicher oder boshafter Götzen niederknieen.

Doch nein. Die Orthodoxie fühlt sich, wie es scheint, durch die Priester Roms weit mehr verletzt, als durch die Pfaffen Kali's. Die schlichten Gebäude von Ziegeln, die Adullams-Höhle, oder Ebenezer-Kapelle, wo ungebildete Männer halbgebildete Redner von dem Gesetz der christlichen Liebe und der Hoffnung des Christen auf ein ewiges Leben reden hören, sind der Nachsicht unwürdig, die dem Schrein vorbehalten bleibt, wo der Thug einen Theil der Spolien ermordeter Reisenden aufhängt, und dem Karren, der mit knirschenden Rädern über die Gebeine selbstmörderischer Pilger dahinfährt. „Es wäre eine thörichte Uebertreibung,“ sagt Gladstone, „wenn man behaupten wollte, die englische Regierung Indiens hätte als solche die Aufgabe, jedem

ihrer Unterthanen die Handreichungen eines neuen und gänzlich unbekannten Glaubens vor die Thür zu bringen.“ Allerdings soll die Regierung den Wunsch haben, das Christenthum zu verbreiten, aber die Ausdehnung, in der sie dieß thun müsse, „werde durch den Grad begrenzt, in dem das Volk willig sei, die Christuslehre anzunehmen.“ In Irland schlägt er keine solche Begrenzung vor. Er will den Irländern eine protestantische Kirche geben, mögen sie diese lieben oder nicht. „Wir glauben,“ sagt er, „daß das, was wir ihnen bringen, ob sie es nun kennen oder nicht, auf ihre Wohlfahrt berechnet ist, und daß sie diese Ueberzeugung, die sie noch nicht haben, durch unsere aufrichtige Darreichung gewinnen werden. Sollen wir nun ihren Beifall auf Kosten ihrer wesentlichen, ja ewigen Interessen gewinnen?“

Und weßhalb gestattet Gladstone dem Hindu ein Privilegium, das er dem Iren verweigert? Weßhalb bewahrt er den scheußlichsten Irrthümern seine größte Freisinnigkeit auf? Weßhalb achtet er die Meinung des am wenigsten gebildeten Volkes am meisten? Weßhalb verweigert er gerade der Regierung, welche von allen am ersten väterliche Autorität üben kann, diese Gewalt? Wir wollen den Grund mit seinen eigenen Worten anführen.

„In brittisch Indien“, sagt er, „übt eine kleine Zahl von Personen von höherer Bildung über eine unermeßliche Masse minder erleuchteter Wesen die Regierungsgewalt nicht mittelst Zwanges, sondern mit freier Zustimmung der Regierten. Nun dürfen die Regierungsrechte unter so eigenthümlichen Umständen offenbar weder nach der absolutistischen Theorie der väterlichen Regierung, noch nach einem ursprünglichen oder fingirten unbedingten Unterwerfungs-Vertrage beurtheilt werden, sondern nach einem ausdrücklichen und wohlbekannten Uebereinkommen, das aus positiven Bestimmungen und nicht aus dem Naturrechte hervorgegangen ist.“

Wo Gladstone dieses Uebereinkommen gesehen hat, vermögen wir nicht zu errathen, denn obgleich er es ein bekanntes nennt, setzen wir doch unsern guten Namen zum Pfande, daß es sowohl in Kalkutta

wie in Madras, in der Leadenhall=Straße wie in Cannon Row gänzlich unbekannt ist, daß es in keinem der ungeheuren Foliobände indischer Papiere steht, welche die Bibliotheken von Parlamentsmitgliedern füllen, daß es den Nachforschungen aller Geschichtsschreiber unseres östlichen Reichs vollständig entgangen ist, daß in den langen und interessanten, in ihrem werthvollsten Theile durch die Sorgfalt der Sprecher vortrefflich aufbewahrten Debatten, welche 1813 über die Zulassung von Glaubensboten in Indien stattfanden, keine Anspielung auf diese wichtige Urkunde gefunden werden kann. Die Wahrheit ist, daß es ein solches Uebereinkommen gar nicht giebt. Durch die Gewalt und das Schwert, nicht durch die freie Zustimmung der Regierten, sind die Engländer zu den Herren Indiens geworden, und kein Vertrag bindet uns, mit Bengalen nicht so zu verfahren, wie mit Irland. Wir können einen Bischof von Patna und einen Dekan von Hugly ernennen, in Benares Pfründner und in Murschidabad Chorherrn mit Staatsgeldern erhalten, das Land in Pfarren theilen und in jeder einen Prediger besolden — und dies Alles, ohne gegen eine bestimmte Vereinbarung zu handeln. Wenn es ein solches Uebereinkommen giebt, so wird es Gladstone nicht schwer werden, das Datum, die Bedingungen desselben und hauptsächlich die genaue Ausdehnung des Gebiets anzugeben, das dem praktischen Atheismus zu überlassen wir uns sündhaft verpflichteten. Der letzte Punkt ist von großer Wichtigkeit, denn da die Provinzen unsers indischen Reichs zu verschiedenen Zeiten und auf eine abweichende Weise erworben wurden, so werden statt eines Vertrags zehn das System rechtfertigen, das unsere Regierung dort einschlägt.

In Wahrheit verhält sich die Sache wie folgt. Niemand, der seinen Verstand hat, wird daran denken, Gladstone's Theorie in Indien anzuwenden, weil dadurch unser Reich unfehlbar zu Grunde ginge und damit die beste Gelegenheit verschwände, das Christenthum unter den Eingeborenen auszubreiten. Dieß hat Gladstone gefühlt. Es war nöthig, seine Theorie auf irgend eine Weise zu retten und die

ungeheuerlichen Folgerungen derselben zu beseitigen. Daß er einer absichtlichen Täuschung unfähig ist, davon sind wir überzeugt. Aber wir können ihn nicht von jener unbewußten Unredlichkeit freisprechen, von der selbst der aufrichtigste Mann sich selten ganz frei erhält, wenn er sich einer Meinung völlig hingiebt. Wir glauben, daß er vor den vernichtenden Folgen, die sein System in Indien haben würde, zurückschreckte, dieß aber nicht gestehen wollte, um nicht den Vorwurf zu hören, daß er einen Grundsatz der Räthlichkeit, vor welchem Worte seine ganze Schule den äußersten Abscheu hegt, opfere. Deßhalb kam er auf die Idee eines Vertrags, die bei ihm, wie wir denken, durch irgend einen rhetorischen Ausdruck, den er unvollkommen verstand, erzeugt wurde. Es giebt einen vortrefflichen Weg, wie man das Ziehen eines falschen Schlusses aus einem falschen Obersatze vermeiden kann: man stellt einen falschen Untersatz auf. Für unverständige Theorieen giebt es kein trefflicheres Verbesserungsmittel, als ungenaue Geschichte. So steht es auch im gegenwärtigen Falle. Man stellt eine schlechte allgemeine Regel auf und verficht sie so lange hartnäckig, als ihre Folgerungen der menschlichen Frömmelei nicht zu ungeheuerlich werden. Wenn sie aber so furchtbar werden, daß selbst die Christkirche erschrickt, selbst Oriel Furcht bekommt, dann entschlüpft man der Regel mittelst eines erdichteten Vertrags. Eine eingebildete Verpflichtung wird gegen die andere gestellt. Gladstone predigt der Regierung zuerst die Pflicht, ein Unternehmen zu wagen, das gerade so vernünftig ist wie ein Kreuzzug, und dispensirt sie wieder auf Grund eines Vertrags hin, der genau so authentisch ist, wie Constantin's Schenkung an Papst Sylvester. Sein System gleicht täuschend einer gefälschten Schuldverschreibung, auf deren Rückseite eine gefälschte Quittung steht.

Mit scheinbareren Gründen basirt er die Ansprüche der schottischen Kirche auf einen Vertrag. Er tadelt übrigens dieses Uebereinkommen auf das Entschiedenste und spricht von der Anerkennung der schottischen Kirche so, als wäre sie für Wilhelm's III. Regierung der schimpflichste Flecken. Wenn es nicht so traurig wäre, so würde es unterhaltend

sein, zu sehen, wie ein tugendhafter und begabter Mann mit den Leiden, die eine nach falschen Grundsätzen geordnete Staatskirche über das Reich gebracht hat, noch nicht zufrieden ist und es bedauert, daß sich Schottland nicht in demselben Zustande wie Irland befindet, daß kein schottischer Agitator Jahresbeiträge sammelt und Parlamentsmitglieder ein- und absetzt, daß kein presbyterianischer Bund mit der Regierung die höchste Gewalt theilt, daß keine Versammlungen von Vorläufern und Repealern die Abhänge des Calton-Hügels bedecken, daß man nicht 25,000 Mann braucht, um nördlich von der Tweed die Ordnung zu erhalten, daß der Jahrestag der Schlacht an der Brücke von Bothwell nicht regelmäßig mit Beleidigungen, Tumulten und Mordthaten gefeiert wird. Wir wüßten gegen Gladstone's System kaum einen stärkern Beweis zu finden, als den Schottland uns darbietet. Die in diesem Lande zur Geltung gekommene Politik ist das gerade Gegentheil derjenigen, welche er empfiehlt. Die Folge davon ist aber die, daß Schottland, früher eines der rohesten, ärmsten und unruhigsten Länder Europa's, gegenwärtig zu den aufgeklärtesten, blühendsten und ruhigsten Reichen zählt. Von den Schändlichkeiten, die zur Zeit der Herrschaft einer unbeliebten Kirche an der Tagesordnung waren, weiß man nichts mehr. Trotz einer gegenseitigen Abneigung, die so bitter war, als sie nur jemals ein Volk von dem andern getrennt hat, sind die beiden Königreiche, aus denen unsere Insel besteht, unzertrennbar mit einander verbunden worden. Von dem alten Nationalgefühl ist noch genug geblieben, um manche nützliche und schöne Erscheinung hervorzurufen, genug, um den Dichter zu begeistern und in dem Herzen des Kriegers einen edlen und freundschaftlichen Wetteifer hervorzurufen. Aber bei allen Regierungszwecken stehen die beiden Völker wie eines da. Und warum das? Die Antwort ist einfach. Die Völker stehen darum in Beziehung auf alle Regierungszwecke wie eines da, weil man bei ihrer Vereinigung nur die wahren Regierungszwecke im Auge hatte. Die Völker sind eines, weil es zwei Kirchen giebt.

Darum gleicht die Einigung Schottlands und Englands der Verbindung der Glieder eines gesunden und kräftigen Körpers, die alle durch einen Willen in Bewegung gesetzt werden und auf ein gemeinschaftliches Ziel hinwirken. Gladstone's System würde eine Einigung erzeugt haben, wie die, von der das phantastische persische Mährchen erzählt. König Zohak, so erzählt Southey die Geschichte, erlaubte dem Teufel, seine Schultern zu küssen. Augenblicklich wuchsen zwei Schlangen hervor, die seinen Kopf mit der Wuth des Hungers angriffen und sein Gehirn essen wollten. Zohak wehrte sie ab und verwundete sie mit seinen Nägeln. Da fühlte er, daß sie unzertrennliche Theile seines Körpers bildeten und daß er sein eigenes Fleisch verletzte. Vielleicht fänden wir, wenn wir in der Welt umherblickten, manche politische Einigung gleich dieser, manches scheußliche Staats-Ungeheuer, dessen Fluch ein einziges Empfindungsvermögen neben einem doppelten Wollen ist, das sich selbst schilt und quält, weil es aus Theilen besteht, die sich von einem wahnsinnigen Impulse getrieben gegenseitig Leiden zufügen, und doch Alles fühlen, was sie einander thun, die durch einen unauslöschlichen Haß getrennt und doch in einer unlöslichen Einheit verbunden sind. Gladstone ist in Folge seines zärtlichen Mitgefühls für Zohak unzufrieden, daß der Teufel bis jetzt blos eine Schulter geküßt hat, und beklagt, daß nicht auch die linke Seite eine zerfleischende Schlange hat, die ihrer Schwester auf der rechten Seite das Gleichgewicht hielte.

Doch wir müssen in unserer Untersuchung seiner Theorie fortfahren. Nachdem er, wie er glaubt, bewiesen hat, daß es die Pflicht jeder Regierung sei, sich zu einem Glauben, gleichviel ob falsch oder wahr, zu bekennen und diesen zum herrschenden zu machen, gelangt er zu der Frage, welche Religion den Vorzug verdiene, und entscheidet zu Gunsten der Form des Christenthums, die in der Hochkirche Englands besteht. Diese letztere ist ihm die reine katholische Kirche Christi, welche die apostolische Nachfolge besitzt und in deren Bezirk jene Einheit gefunden wird, welche zum Wesen der Wahrheit gehört. Er for-

dert für ihre Entscheidungen einen weit höhern Grad von Ehrfurcht, als sie selbst jemals in einem ihrer Formulare beansprucht hat, weit mehr, als die gemäßigte Schule Bossuet's für den Papst verlangt, und kaum weniger, als jene Schule dem Papst und dem allgemeinen Concil zusammen beilegen würde. Sich von ihrer Gemeinschaft trennen, ist Abfall. Ihre Ueberlieferungen oder ihre Auslegungen der Schrift verwerfen, ist sündhafte Anmaßung.

Gladstone nennt das Recht des eigenen Urtheils, so wie es allgemein im protestantischen Europa verstanden wird, einen abscheulichen Mißbrauch. Er erklärt allerdings, daß er eigenes Urtheil zulasse, macht aber dabei ganz eigene Bedingungen. Wir haben nach seiner Behauptung das Recht, alle Lehren der englischen Kirche für wahr zu halten, dürfen indessen keine einzige derselben für falsch erklären. Er hat nichts dawider, versichert er, wenn man sich mit Religionsfragen lebhaft beschäftigt. Im Gegentheil, er hält solche Untersuchungen für höchst wünschenswerth, so lange sie nicht zu Meinungsverschiedenheiten führen, was ganz dasselbe ist, als wollte man nur solches Feuer gestatten, das keine Häuser anzündet, und nur solchen Branntwein, der nicht betrunken macht. Er hält es für vollkommen möglich, daß die Menschen ihren Verstand an theologischen Gegenständen kräftig und frei üben und doch Alle zu Schlußfolgerungen gelangen, mit denen die englische Kirche übereinstimmt. Für diese Meinung giebt er, so viel wir haben entdecken können, gar keinen Grund an, den ausgenommen, daß Jedermann, der sich mit Euklid's Theoremen beschäftigt, sie annimmt. „Die Thätigkeit des eigenen Urtheils", bemerkt er richtig, „und die Einheit und Kraft mathematischer Ueberzeugung weichen direct von einander ab." Auf dieser unzweifelhaften Thatsache baut er ein Argument auf, das sich stark bestreiten läßt. Jeder freie Forscher, sagt er, stimmt mit Euklid überein. Aber die Kirche hat eben so Recht, als Euklid. Weßhalb sollte also der freie Forscher nicht auch mit der Kirche übereinstimmen? Wir könnten manche ähnliche Frage stellen. Entweder die Affirmative oder die Negative der

Annahme, daß König Karl das Eikon Basilike schrieb, ist so richtig, als der Satz, daß zwei Seiten eines Dreiecks größer sind, als die dritte. Wie kommt es nun, daß Dr. Wordsworth und Hallam zugeben, zwei Seiten eines Dreiecks seien größer, als die dritte, und doch über die Echtheit des Eikon Basilike verschiedener Ansicht sind? Der Zustand der exacten Wissenschaften beweist, wie Gladstone sagt, in Beziehung auf die Religion, daß man Unrecht hat, wenn man als nothwendige Folge der freien Forschung Meinungsverschiedenheit entstehen läßt. Wir könnten das Argument mit demselben Recht umdrehen, um aus der Verschiedenheit der Religionsansichten zu folgern, daß es nothwendiger Weise feindliche mathematische Secten geben müsse, von denen die eine behaupte und die andere leugne, daß das Quadrat der Hypotenuse gleich den Quadraten der beiden Katheten ist. Wir legen aber weder auf die eine noch auf die andere Analogie den geringsten Werth. Unser Verfahren, die Tendenz der freien Forschung kennen zu lernen, besteht einfach darin, daß wir unsere Augen öffnen und die Welt ansehen, in der wir leben. Da erblicken wir denn, daß die freie Forschung bei mathematischen Gegenständen Uebereinstimmung und bei moralischen Zwiespalt der Meinungen hervorruft. Es würde unzweifelhaft weniger Meinungsverschiedenheit bestehen, wenn die Forscher fleißiger und wahrer wären. Doch auch unter den sorgsamsten und redlichsten Forschern wird es Abweichungen geben, so lange als die Beschaffenheit des menschlichen Geistes und die Natur moralischer Beweise unverändert bleiben. Daß Freiheit und Einigkeit nicht zusammen gehen, ist eine recht traurige Sache, aber die ist es auch, daß wir keine Flügel haben, und wir sind ebenso wenig geeignet, den einen Mangel entfernt zu sehen wie den andern. Diese Abweichung findet sich nicht in der Religion allein. Sie tritt in allen Materien ein, die von moralischen Beweisen abhängen, zum Beispiel bei richterlichen Entscheidungen und politischen Fragen. Wenn alle Richter ein Exempel der Regel de tri rechnen, bringen sie dasselbe Resultat heraus. Daraus folgt nicht, daß sie, und wenn sie die redlichsten und arbeitsamsten Männer

sind, in dem Falle von Douglas derselben Meinung sein müssen. So ist es auch eine vergebliche Hoffnung, daß es eine Verfassung geben könnte, unter der jeder Abgeordnete einstimmig gewählt und jedes Gesetz einstimmig angenommen würde, und ein Staatsmann machte sich lächerlich, wenn er sich wunderte und beklagte, weil Menschen, die alle sagen, daß zwei mal zwei vier macht, hinsichtlich des neuen Armengesetzes, oder der Verwaltung von Canada nicht übereinstimmen.

Es giebt zwei verständliche und folgerichtige Verfahrensarten, die man in Beziehung auf Denkfreiheit einschlagen kann, die Methode des Romanisten, der das eigene Urtheilen wegen seiner unausbleiblichen Folgen untersagt, und die des Protestanten, der es trotz seiner unvermeidlichen Nachtheile gestattet. Beide sind vernünftiger, als Gladstone, der die Denkfreiheit ohne ihre unzertrennlichen Consequenzen haben will. Der Romanist ruft durch Verdummung Ruhe hervor. Der Protestant ermuntert zur Thätigkeit, obgleich er weiß, daß, wo viel gehandelt, auch viel gestritten wird. Gladstone wünscht die Einigkeit des funfzehnten Jahrhunderts neben der Lebendigkeit und dem Forschungsgeiste des sechszehnten. Eben so gut könnte er wünschen, an zwei Stellen zugleich zu sein.

Wenn Gladstone sagt, daß „wir Meinungsverschiedenheit eifrig fördern, Irrthum, Falschheit und Blindheit suchen und verlangen, um uns, indem wir uns auf unsere Zwietracht berufen, mit einer Freiheit brüsten zu können, die doch blos dann Werth hat, wenn sie sich auf Einigkeit in der Wahrheit richtet," so spricht er sich mit mehr Kraft als Genauigkeit aus. Niemand liebt die Zwietracht um ihrer selbst willen. Wer aber die volle Ueberzeugung hegt, daß die freie Forschung dem Interesse der Wahrheit im Ganzen dient, und daß in Folge der Unvollkommenheit der menschlichen Fähigkeiten Meinungsverschiedenheit und freie Forschung ohne einander nicht vorkommen können, der wird ohne Unschicklichkeit urtheilen können, daß Zwietracht, obwohl an sich ein Uebel, doch ein gutes Zeichen sei. Es ist eine höchst betrübende Thatsache, daß es in London zehntausend Diebe giebt. Dennoch können

wir uns in einer Beziehung darüber freuen, denn welche andere Stadt könnte zehntausend Diebe ernähren? Wie groß muß die Masse des Reichthums sein, wo die von gesetzlosen Räubern aufgelesenen Brosamen einen so hohen Ertrag erreichen? St. Kilda würde nicht einen einzigen Taschendieb erhalten können. Die Anzahl der Diebe ist bis zu einem gewissen Grade ein Anzeichen, wie viel nützliche Industrie und verständige Speculation vorhanden ist. Wie wir aber aus der großen Anzahl von Schurken einer Stadt folgern können, daß dort auf redliche Weise viel verdient werden müsse, so vermögen wir oft aus der Quantität Irrthum auf den Eifer zu schließen, mit dem sich der öffentliche Geist den Untersuchungen zuwendet, die allein zu einer vernünftigen Erkenntniß der Wahrheit führen.

Gladstone scheint sich einzubilden, die meisten Protestanten hielten es für möglich, daß dieselbe Lehre zugleich falsch und wahr sein könne, oder sie erklärten es für unwesentlich, ob Jemand in einer Religionsfrage zu einem richtigen oder irrthümlichen Schlusse gelange. Wenn es Protestanten giebt, die eine so unsinnige Meinung hegen, so überlassen wir sie seinem Tadel.

Die protestantische Lehre von dem Rechte des eigenen Urtheils, welche die gemeinsame Grundlage der anglicanischen, lutherischen und calvinistischen Kirche bildet, wie ferner jede dissentirende Secte durch sie ihren Abfall rechtfertigt, will nach unserer Auffassung nicht sagen, daß zwei entgegengesetzte Meinungen beide richtig sein könnten, auch nicht, daß Wahrheit und Falschheit beide gleich gut seien, noch auch, daß jeder speculative Irrthum nothwendiger Weise unschuldig sei, sondern, daß es auf der Erde keine sichtbare Körperschaft gebe, deren Entscheidungen die Menschen ihr Urtheil in Glaubenssachen unterwerfen müßten.

War stets eine solche sichtbare Körperschaft vorhanden? Gab es im Jahre 1500 eine solche? Und wenn nicht, weßhalb sollen wir dann glauben, daß im Jahre 1839 eine solche Behörde da ist? Wenn es sie im Jahre 1500 gab, was war sie? War sie die römische Kirche?

Und wie kann die englische Kirche orthodox sein, wenn damals die römische Kirche dieß war?

„In England", sagt Gladstone, „war der Fall ein ganz anderer, wie auf dem Festlande. Die Einheit und Nachfolge der Kirche in deren apostolischer Geistlichkeit wurde durch unsere Reformatoren nicht zerstört, sondern erfolgreich aufrecht erhalten. Unter uns leben mithin noch immer die verordneten Zeugen der Wahrheit, welche diese uns mittelst einer ununterbrochenen Reihenfolge von unserm Herrn Jesus Christus und seinen Aposteln an zuführen. Dieß ist für uns die ordnungsmäßige Stimme der Autorität und die letztere bleibt gleich vernünftig und gleich wahr, mögen wir sie nun hören, oder von uns abweisen."

Gladstone's Beweisführung ist nicht so klar, als man wünschen muß. Unter uns, sagt er, leben die verordneten erblichen Zeugen der Wahrheit, und ihre Worte enthalten für uns die Stimme der Autorität. Gewiß, wenn sie die Zeugen der Wahrheit sind, dann ist ihre Stimme die der Autorität. Damit wird aber nicht viel mehr gesagt, als daß die Wahrheit die Wahrheit sei. Die Wahrheit ist auch darum nicht wahrer, weil sie in einer ununterbrochenen Reihenfolge von den Aposteln herkommt. Das Glaubensbekenntniß von Nicäa ist nicht wahrer, wenn es der Erzbischof von Canterbury, als wenn es der Moderator der allgemeinen Kirchenversammlung spricht. Wenn unsere Ehrfurcht vor der Autorität der Kirche blos aus unserer Ueberzeugung von der Wahrheit ihrer Lehren hervorgehen soll, so gelangen wir sofort zu jenem abscheulichen Mißbrauche, der protestantischen Gewohnheit, selbst zu denken. Wenn Gladstone aber meint, wir sollten darum glauben, die englische Kirche spreche die Wahrheit, weil sie die apostolische Nachfolge hat, so zweifeln wir, ob er diese Behauptung wird aufrecht erhalten können. Zuerst, welchen Beweis haben wir für die Thatsache? Wir haben allerdings sagen hören, daß die Vorsehung sicherlich eingeschritten sei, um die apostolische Nachfolge in der wahren Kirche zu erhalten. Doch dieß ist ein Beweis, der für einen Verstand geringerer

Art paßt, nicht für Gladstone's geistige Kraft. Er wird uns kaum vorsagen, daß die englische Kirche darum die wahre sei, weil sie die Nachfolge habe, und daß sie darum die Nachfolge habe, weil sie die wahre Kirche sei.

Welchen Beleg haben wir ferner für die Thatsache der apostolischen Nachfolge? Wir können hier die Wahrheit mit denselben Gründen gegen Oxford vertheidigen, mit denen Oxford in alten Zeiten gegen Rom in die Schranken trat. In diesem Abschnitte unseres Kampfes mit Gladstone brauchen wir wenige Waffen außer denen, welche wir in den wohl vorgesehenen und gut geordneten Arsenalen Chillingworth's finden.

Die Uebertragung der Weihen von den Aposteln auf einen englischen Geistlichen der Gegenwart muß durch eine sehr große Anzahl von Mittelspersonen gegangen sein. Nun ist es wahrscheinlich, daß kein einziger anglikanischer Prediger seine geistliche Genealogie von Bischof zu Bischof bis zur Eroberung zurückführen kann. Es giebt mehrere Jahrhunderte, in denen die Geschichte der Uebertragung seiner Weihen in das tiefste Dunkel begraben ist. Ob er als Priester der Nachfolger der Apostel ist, das hängt von der Frage ab, ob während jener langen Periode einige tausend Ereignisse eingetreten seien, von denen eines, wie man ohne grobe Unwahrscheinlichkeit annehmen kann, vielleicht nicht stattgefunden hat. Nicht für ein einziges dieser Ereignisse haben wir ein Tüttelchen von Beweis. Wir kennen nicht einmal Namen und Heimath der Männer, von denen als erwiesen angenommen wird, daß mit ihnen diese Ereignisse vorgegangen seien. Wir wissen nicht, ob die geistlichen Vorfahren irgend eines unserer Zeitgenossen Spanier oder Armenier, Arianer oder Orthodoxe waren. Bei dem gänzlichen Mangel an allen speciellen Nachweisen dürfen wir gewiß fordern, daß es auf das Strengste erhärtet werde, es sei in jedem Menschenalter die genaueste Regelmäßigkeit beobachtet worden, und es übe Niemand bischöfliche Verrichtungen aus, der nicht durch Nachfolge von den Aposteln her dazu berechtigt sei. Solche Beweise haben wir

aber nicht. Zuerst besitzen wir keine volle und genaue Belehrung über die Politik der Kirche während des Jahrhunderts, das auf Nero folgte. Daß während dieser Zeit die Obern aller der kleinen christlichen Genossenschaften, die durch das römische Reich zerstreut waren, ihre geistliche Autorität kraft heiliger, von den Aposteln abgeleiteter Weihen besaßen, kann durch kein gleichzeitiges und durch kein irgend entscheidendes Zeugniß bewiesen werden. Die Frage, ob die ursprüngliche Kirchenverfassung mehr dem anglikanischen oder dem calvinistischen Muster geähnelt habe, ist mit Wuth erörtert worden. Männer von großer Frömmigkeit, von ausgezeichneten Gaben und Kenntnissen wichen und weichen in diesem Punkte weit von einander ab. In dieser Frage hat sich seit der Reformation mindestens die volle Hälfte des Geistes und der Gelehrsamkeit des protestantischen Europa's den anglikanischen Ansprüchen entgegengestellt. Wir sind überzeugt, selbst Gladstone würde so aufrichtig sein, zuzugestehen, daß, wenn man keine anderen Zeugnisse zulasse, als wie sie die echte christliche Literatur der beiden ersten Jahrhunderte liefere, das Urtheil nicht zu Gunsten der Prälatur ausfallen könnte. Betrachtete er den Gegenstand so kühl, als er auf einen Streit über die römischen Comitien oder die angelsächsischen Wittenagemote blicken würde, so urtheilte er wahrscheinlich, daß der Mangel an gleichzeitigen Zeugnissen während einer so langen Periode ein Fehler sei, den spätere Aussagen, wie zahlreich sie auch sein möchten, nur unvollkommen ergänzen könnten. Es ist höchst unpolitisch, die Lehren der anglikanischen Kirche auf eine geschichtliche Theorie zu stützen, die von hundert Protestanten neunundneunzig für trügerischer halten, als jene Doctrinen selbst. Dieß ist noch nicht Alles. Ueber der Geschichte des Mittelalters schwebt das tiefste Dunkel, und die Thatsachen, die sich hinter diesem Schleier erkennen lassen, beweisen, daß die Kirche außerordentlich schlecht geleitet wurde. Wir lesen von Bischofssitzen von der höchsten Wichtigkeit, welche öffentlich verkauft, in Volkstumulten vorwärts und rückwärts übertragen, oftmals von einer üppigen Frau ihrem Buhlen, oder von einem kriege=

rischen Baron einem noch im Knabenalter stehenden Verwandten verliehen wurden. Wir lesen von Bischöfen, die zehn, fünf Jahre alt waren, von Päpsten, die als Knaben zu ihrer Würde gelangten und einen Caligula an Ueppigkeit übertrafen, ja selbst von einer Päpstin. Diese letzte Geschichte, an die einst ganz Europa glaubte, ist freilich durch die genauen Untersuchungen der modernen Kritik widerlegt worden, aber doch müssen die tüchtigsten der Forscher, die sie als nichtig erwiesen haben, zugeben, daß sie an sich nicht unwahrscheinlich sei. Auf unserer eigenen Insel klagte Alfred, daß es südlich von der Themse nicht einen einzigen, und im Norden des Flusses sehr wenige Priester gebe, die Lateinisch oder Englisch lesen könnten. Und dieser ungebildete Klerus übte sein Amt inmitten einer rohen und halb heidnischen Bevölkerung, in der dänische Seeräuber, die entweder gar nicht oder zu Hunderten auf einem Schlachtfelde getauft worden waren, sich mit sächsischen Bauern mischten, die in der Religion kaum einen besseren Unterricht hatten. Irlands Zustand war noch schlimmer. „In ganz Hibernien hat sich die Kirchenzucht gelöst, und an die Stelle christlicher Gewöhnung ist eine wilde Barbarei getreten", sind Worte des heiligen Bernhard. Wir begreifen daher nicht, wie ein Geistlicher überzeugt sein kann, daß er seine Weihen direct überkommen habe. Ob er wirklich ein Nachfolger der Apostel sei, das hängt von einer unermeßlichen Anzahl Zufälligkeiten ab, wie folgende: ob unter König Ethelwolf ein einfältiger Priester, während er mehrere Dutzende dänischer Gefangenen, die eben zwischen dem Wasser und dem Galgen ihre Wahl getroffen hatten, taufte, nicht so unaufmerksam war, bei einem dieser gottlosen Proselyten die Vollziehung des Ritus zu vergessen; ob sich im siebenten Jahrhundert nicht ein Betrüger, der nie die Weihe erhalten hatte, einem rohen schottischen Stamme als Bischof aufdrängte; ob ein Bursche von zwölf Jahren bei einer Ceremonie, die er in einem Zustande von Trunkenheit, der ihm nicht erlaubte, zu wissen, was er that, oberflächlich vollzog, auf einen Knaben von zehn Jahren wirklich den bischöflichen Charakter übertrug.

Seit dem ersten Jahrhundert haben aller Wahrscheinlichkeit nach nicht weniger als hunderttausend Personen das Amt eines Bischofs bekleidet. Daß viele von diesen nicht kraft apostolischer Nachfolge Bischöfe gewesen sind, ist völlig gewiß. Hooker giebt zu, daß häufig Abweichungen von der allgemeinen Regel vorgekommen seien, und erklärt mit einer Kühnheit, die seines hohen und staatsmännischen Verstandes würdig ist, daß diese Ausnahmen oft gerechtfertigt werden könnten. „Es mag", sagt er, „zuweilen ein sehr richtiger und ausreichender Grund vorhanden gewesen sein, eine Ordination ohne einen Bischof zu gestatten. Wenn die Kirche durchaus Jemand weihen mußte, und ein Bischof weder vorhanden noch zu bekommen war, in solchen dringenden Fällen mag man oftmals von der Regel abgewichen sein und hat Recht daran gethan. Darum sind wir nicht so einfältig, zu fordern, daß die Weihe in jedem einzelnen Falle durch eine ununterbrochene Reihe von Bischöfen von den Aposteln her übertragen worden sein müsse." Wir glauben, es kann wenig Zweifel bestehen, daß die Nachfolge, wenn sie je existirte, häufig auf eine weniger achtbare Weise unterbrochen worden ist. Stellen wir zum Beispiel eine Annahme, die kein wohlunterrichteter Mann für unwahrscheinlich halten wird, die nämlich, daß ein Mann mit einigen Talenten und ohne Grundsätze, der im Laufe eines verbrecherischen und verächtlichen Lebens auch einmal in Antiochien Catechumene gewesen und dort mit christlichen Lehren und Gebräuchen bekannt geworden ist, später nach Marseille kommt und dort eine reiche, freigebige und leichtgläubige christliche Gemeinde findet. Er behauptet, ein Christ zu sein, zieht durch seine Fähigkeiten und seinen verstellten Eifer die Aufmerksamkeit auf sich und wird zur bischöflichen Würde erhoben, ohne jemals getauft gewesen zu sein. Daß ein solches Ereigniß vorkommen konnte und sogar sehr möglich war, wird Niemand bestreiten, der das Leben des Peregrinus gelesen hat. In der That mußten die Tugenden, welche die ersten Christen auszeichneten, sie auch Kniffen aussetzen, durch die sich Jeder hätte täuschen lassen:

Selbst Uriel, der in der Sonne herrscht,
Dess' Blick der schärfste ist im ganzen Himmel.

Dieser ungetaufte Betrüger ist augenscheinlich kein Nachfolger der Apostel. Er ist nicht einmal ein Christ, und alle von einem solchen angeblichen Bischof abgeleiteten Weihen sind gänzlich nichtig. Wissen wir von dem Zustande der Welt und der Kirche im dritten Jahrhundert genug, um mit Zuversicht sagen zu können, ob es damals nicht zwanzig solcher Bischöfe gab? Ein jeder solcher Fall macht in die apostolische Nachfolge eine Bresche.

Nehmen wir nun an, daß eine solche Lücke, wie sie Hooker als gewöhnlich und entschuldbar zugiebt, oder eine solche, wie wir sie als das Resultat von Betrug und Geldgier angeführt haben, in der Kette sich finde, welche die Apostel mit einem der Glaubensboten, die das Christenthum zuerst in den wilderen Theilen von Europa ausbreiteten, verbindet — wer kann da sagen, welche ausgedehnte Wirkung diese einzige Lücke üben müßte? Nehmen wir an, daß z. B. St. Patrick, wenn es je einen solchen Mann gab, oder Theodorus von Tarsus, der im siebenten Jahrhundert die ersten Bischöfe vieler englischen Sitze geweiht haben soll, nicht der wahre Nachfolger der Apostel gewesen sei. Würde dieser Umstand nicht die Weihe manches jetzt lebenden Geistlichen nahe berühren? Selbst wenn der unmögliche Beweis zu liefern wäre, daß die Kirche des dritten Jahrhunderts die apostolische Weihe gehabt habe, würde sich doch in keiner Art darthun lassen, diese Weihe habe sich im zwölften Jahrhundert nicht so weit verloren, daß kein Geistlicher der gesetzlichen Abstammung seines geistlichen Charakters sicher sein kann. Wenn dem so wäre, so würden keine späteren Vorkehrungen dem Uebel abhelfen können.

Chillingworth faßt den Schluß, zu dem er in Beziehung auf diesen Gegenstand gelangt ist, in die höchst bemerkenswerthen Worte: „Daß von zehntausend Wahrscheinlichkeiten nicht eine falsch sein, von zehntausend Erfordernissen, die alle zutreffen müssen, nicht eines fehlen sollte, das ist mir außerordentlich unwahrscheinlich und selbst der Un=

möglichkeit nahe verwandt. Diese Bürgschaft gleicht einer Maschine, die aus einer unzähligen Menge von Stücken besteht, von denen es kaum denkbar ist, daß alle in Ordnung sein sollten. Ist aber eines fehlerhaft, so fällt das ganze Gebäude auf den Boden, und wer die Stücken zusammensetzen soll und dabei reiflich erwägt, wie viel Arten möglich waren, daß ein Priesterthum in der römischen Kirche fehlerhaft und nichtig gemacht wurde, der wird sich zu dem Gedanken hinneigen, es stehe wie hundert zu eins, daß unter hundert scheinbaren Priestern nicht ein wahrer sich befand, ja es sei nicht einmal unwahrscheinlich, daß unter den vielen Millionen, welche die römische Hierarchie bilden, nicht zwanzig echte sind." Wir wissen nicht, in wie weit die Oxforder Kanonisten mit den römischen hinsichtlich der Umstände übereinstimmen, durch die eine Weihe nichtig wird. Wir wollen daher nicht so weit als Chillingworth gehen. Wir sagen blos, daß wir die Thatsache, die englische Kirche besitze die apostolische Nachfolge, für nicht genügend erwiesen ansehen. Und wenn nun Gladstone nach allem Diesem die apostolische Nachfolge noch beweisen könnte, was wäre damit geholfen? Er sagt, daß „unter uns die verordneten erblichen Zeugen der Wahrheit leben, welche diese in einer ununterbrochenen Reihenfolge von unserem Herrn Jesus Christus und seinen Aposteln auf uns gebracht haben." Ist dieß Thatsache? Kann irgend ein Zweifel bestehen, daß die englische Kirche ihre Weihen von der römischen überkommen hat? Erklärt die englische Kirche nicht, und giebt nicht Gladstone selbst zu, daß die römische Kirche viel Irrthum lehrt und viel Wahrheit verwirft? Und ist es nicht völlig klar, daß die englische Kirche, insoweit ihre Lehren von denen Roms abweichen, insoweit die Wahrheit in einer unterbrochenen Reihenfolge empfangen hat?

Daß die weltlichen und geistlichen Gründer der englischen Kirche, von den Lehren Roms nur die, welche einer Verbesserung bedurften, abänderten, und nicht mehr, mag vollkommen wahr sein. Wir können aber den Umstand, daß die englische Kirche die apostolische Nachfolge besitzt, nicht als einen Beweis ihrer Vollkommenheit ansehen. Kein

Strom kann höher steigen, als seine Quelle ist. Die Aufeinanderfolge der Geistlichen der englischen Kirche kann, da sie von Rom abgeleitet ist, für die englische nicht mehr beweisen, wie für die römische. Dieß ist aber nicht Alles. Die arianischen Kirchen, die einst in den Königreichen der Ostgothen, Westgothen, Burgunder, Vandalen und Lombarden vorherrschten, waren sämmtlich bischöfliche Kirchen und konnten einen bessern Anspruch auf die apostolische Nachfolge erheben, als die englische Kirche, weil sie den apostolischen Zeiten näher standen. Im Orient kann die griechische Kirche, die in ihren Glaubenspunkten von allen westlichen Religionsgenossenschaften abweicht, die apostolische Nachfolge gleichfalls für sich geltend machen. Dasselbe gilt von den Kirchen der Nestorianer, Eutychianer und Jakobiten, die sämmtlich ketzerisch und zum Theil von Kirchenversammlungen, die auch protestantische Geistliche allgemein mit Achtung ansehen, verdammt worden sind. Wenn nun von den Lehrern, welche die apostolische Weihe besitzen, die große Mehrheit Irrlehren und ein Theil todeswürdige Ketzerei vorgetragen hat, wenn auf der andern Seite, wie Gladstone selbst zugiebt, Kirchen, welche die apostolische Weihe nicht besitzen, zum Beispiel die schottische, dem Muster der Orthodoxie näher stehen, als die Mehrzahl der Lehrer, welche Nachfolger der Apostel sind, wie kann man da von uns verlangen, daß wir der Kirche unser Urtheil deßhalb, weil sie die apostolische Weihe hat, unterwerfen sollen?

Gladstone spricht viel von der Wichtigkeit der Einheit der Lehre. Einheit, sagt er, gehört zum Wesen der Wahrheit. Das ist ganz unbestreitbar. Wenn er nun aber weiter geht und uns sagt, daß diese Einheit der englischen Kirche charakteristisch, daß diese in Körper und Geist eins sei, so müssen wir uns ganz anderer Meinung erklären. Die apostolische Nachfolge mag sie haben, oder nicht. Aber Einheit hat sie gewiß nicht und hat sie nie gehabt. Es ist allgemein bekannt, daß ihre Formulare so abgefaßt sind, um zu ihren höchsten Stellen Männer zuzulassen, die so weit von einander abweichen, wie ein Mitglied der herrschenden Kirche von einem Katholiken, und ein Geist-

licher der unterdrückten Kirche von einem Presbyterianer sich entfernt. Es ist ferner bekannt, daß diese Kirche bei einigen wichtigen Fragen bald auf diese bald auf jene Seite geneigt hat. Ein Beispiel liefern uns die zwischen den Calvinisten und Arminianern schwebenden Streitpunkte. Finden wir in der englischen Kirche in Beziehung auf diese Fragen die Einheit, welche zum Wesen der Wahrheit gehört? Fand sie sich in dieser Kirche jemals? Ist es nicht gewiß, daß die Vorsteher dieser Kirche im sechszehnten Jahrhundert Lehren aufstellten, die so calvinistisch waren, als sie nur je ein Cameronianer hegte, und sie nicht allein verfocht, sondern auch Jeden verfolgte, der von ihnen abwich? Und ist es nicht eben so unzweifelhaft, daß die Leiter der Kirche in ganz neuer Zeit den Calvinismus als einen Ausschließungsgrund von allen höhern Stellen, wenn nicht gar von den Weihen überhaupt, betrachtet haben? Man sehe die ganz im Geiste Wilhelm Huntington's gestellten Fragen, die der Erzbischof Whitgift Barret vorlegte, und vergleiche damit die siebenundachtzig Punkte, die der Bischof Marsh, an den wir uns noch erinnern können, die Candidaten für die Ordination beantworten ließ. Es würde verkehrt sein, wenn man behaupten wollte, daß sich einer dieser Prälaten in eine Kirche, deren Lehren er verabscheuet, eingedrängt und darum seiner Amtstracht entkleidet zu werden verdient habe. Dennoch ist es gewiß, daß einer von beiden gröblich geirrt haben muß. Da haben wir ferner Johann Wesley und Johann Newton, Cowper's Freund, die beide Presbyteren ihrer Kirche waren. Beide besaßen Talent, beide waren streng rechtliche Männer und würden ein Glaubensbekenntniß, mit dem sie nicht übereingestimmt hätten, nicht um das reichste Bischofsthum der Welt unterzeichnet haben. Und doch neigte Newton bei der Frage der Vorherbestimmung stark zu Lehren, die Wesley als Gotteslästerung bezeichnete, die einem Christen die Ohren klingen lasse. Es kann in der That nicht bezweifelt werden, daß die Geistlichkeit der Staatskirche in diesem Punkte getheilter Meinung war, und daß ihre Formulare nicht so eingerichtet waren, um Männer der einen oder der andern Ansicht vom

Altar auszuschließen. Das billigen wir von ganzem Herzen. Was wird aber aus der Einheit der Kirche, und was aus der Wahrheit, zu deren Wesen Einheit gehört? Gladstone sagt uns, daß das Regium Donum ursprünglich orthodoxen presbyterianischen Geistlichen gegeben wurde, daß aber ein Theil desselben jetzt von heterodoxen Nachfolgern bezogen wird. „Dieß zeigt uns die Schwierigkeiten," setzt er hinzu, „in die sich eine Regierung verwickelt, wenn sie sich mit willkürlichen Meinungssystemen und nicht mit der Kirche allein vergleicht. Die Meinung schwindet, aber die Schenkung bleibt." Ist es aber nicht klar, daß, wenn ein strenger Supralapsarianer unter Whitgift's Primat den Bischöfen ein großes Legat für kirchliche Zwecke in der Hoffnung, daß die Leiter der Kirche bei Whitgift's Meinung bleiben würden, hinterlassen hätte, dieser Mann sein Geld in Wahrheit zur Unterstützung von Meinungen, die er verabscheute, ausgegeben haben würde? Die Meinung wäre verschwunden, das Legat geblieben.

Dieß ist blos ein einzelnes Beispiel. Welche große Meinungsverschiedenheiten herrschten über die Wirkung der Sacramente bei Bischöfen, Doctoren und Presbyteren der englischen Kirche, also bei lauter Männern, die ihre Zustimmung zu den Artikeln der Kirche nach Pflicht und Gewissen erklärt hatten, sämmtlich nach Gladstone verordnete erbliche Zeugen der Wahrheit waren und mit ihren Stimmen das Organ der echten und vernünftigen Autorität bildeten! Hier hat also die Kirche wieder keine Einheit, auch keine Wahrheit, weil Einheit zum Wesen derselben gehört.

Nehmen wir jetzt eben die Frage, die wir mit Gladstone erörtern. In welchem Umfange gestattet die englische Kirche das Recht des eigenen Urtheils? Welchen Grad von Autorität fordert sie für sich selbst kraft der apostolischen Nachfolge ihrer Diener? Gladstone, ein höchst verständiger und redlicher Mann, urtheilt über diesen Gegenstand ganz anders, als Andere, denen er dieselben Eigenschaften zugestehen wird. Leute, die von ihm durchaus abweichen, essen das Brod der Kirche, predigen auf ihren Kanzeln, verwalten ihre Sacramente,

theilen ihre Weihen aus und übertragen jene apostolische Nachfolge, deren Natur und Wichtigkeit sie nach ihm nicht verstehen. Ist das Einheit? Ist das Wahrheit?

Man wird bemerken, daß wir hier nicht von unredlichen Männern sprechen, die um des Gewinnstes willen fälschlich behaupten, die Lehren einer herrschenden Kirche zu glauben. Wir haben die Fälle in Augen, wo Männer, die so aufrichtig sind als möglich, in den wichtigsten theologischen Fragen von einander abweichen, dieß selbst gestehen und doch Priester und Prälaten derselben Kirche sind. Wir sagen daher, daß die Kirche in Beziehung auf einige Punkte, die für Gladstone von entscheidender Wichtigkeit sind, entweder gar nicht, oder, was bei praktischen Zwecken auf dasselbe hinausläuft, in einer Sprache geredet hat, die selbst für redliche und scharfsinnige Geistliche unverständlich ist. Die Religion der englischen Kirche ist so weit davon entfernt, jene Einheit der Lehre zu besitzen, in der Gladstone ihre glorreiche Auszeichnung erblickt, daß sie im Gegentheil ein Bündel unzähliger Glaubenssysteme ist. Sie umfaßt das Religionssystem des Bischofs Tomline, die Doctrin Johann Newton's und alle zwischen beiden liegenden Stufen. Sie umfaßt das Glaubenssystem Newman's, die Theorie des Erzbischofs von Dublin und alle zwischen beiden stehenden Auffassungen. Alle diese verschiedenen Meinungen werden von Männern, deren Redlichkeit und Verstand sich nicht in Zweifel ziehen lassen, innerhalb des Kreises der Kirche aufgestellt, bekannt, gepredigt und durch die Presse verbreitet.

Machen wir der englischen Kirche aus dieser Verschiedenheit einen Vorwurf? Wir sind weit davon entfernt. Wir würden uns jedem Versuch, ihre Basis schmaler zu machen, mit aller Macht widersetzen. Wollte Gott, daß hundertundfunfzig Jahre früher ein guter König und ein guter Primas wie die Macht, so auch den Willen besessen hätten, diese Basis zu erweitern! Eines Wilhelm's und Tillotson's wäre ein so edles Unternehmen würdig gewesen. Was wird aber aus allen beredten Ermahnungen, mit denen Gladstone Einheit des Glau=

bens predigt? Ist es nicht reiner Hohn, in Form und Namen so viel auf Einheit zu geben, wo im Wesen davon so wenig vorhanden ist, bei dem Gedanken an zwei Kirchen, die mit einem Staate im Bunde ständen, zu schaudern und das Schauspiel des Kampfes von hundert Secten innerhalb der einen Kirche ruhig zu ertragen? Und ist es nicht klar, daß Gladstone nach allen seinen Grundsätzen verpflichtet ist, die Vertheidigung einer Kirche aufzugeben, in der sich keine Einheit findet? Liegt es nicht auf der Hand, daß er das Unterhaus gegen jede Geldbewilligung stimmen muß, die dem Klerus der Staatskirche der Colonien zu gut kommen soll? Er ist gegen die Dotirung von Maynooth, weil es abscheulich, den Einen dafür zu bezahlen, daß er Wahrheit, und den Andern dafür, daß er diese Wahrheit als Falschheit darstelle. Es ist aber ein bloßer Zufall, ob eine Geldsumme, die er für die Staatskirche irgend einer Colonie votirt, einem Arminianer, oder einem Calvinisten, einem Mann wie Froude, oder einem zweiten Dr. Arnold ausbezahlt wird. Es ist mithin ein bloßer Zufall, ob das Geld einen Lehrer der Wahrheit unterstützt, oder einen solchen, der jene Wahrheit als Falschheit darstellt.

Dieses Argument reicht nach unserer Meinung allein hin, über den ganzen Abschnitt von Gladstone's Buch zu entscheiden, der sich auf die Bewilligung von Staatsgeldern für dissentirende Kirchengemeinden bezieht. Alle solche Bewilligungen verwirft er. Wenn es aber Unrecht ist, Leute, welche solche Lehren predigen, mit dem Gelde des Volkes zu unterstützen, so ist es sicherlich nicht minder zu tadeln, die Geistlichen der herrschenden Kirche mit Staatsgeldern zu versehen. Mag nun Calvin oder Arminius, Laud oder Burnet Recht haben, so viel bleibt immer vollkommen gewiß, daß von den Geistlichen der Staatskirche viele falsche Lehren gepredigt werden. Wenn man sagt, daß man über die Punkte, in denen der Klerus der Kirche von England von einander abweicht, um der vielen wichtigen Gegenstände willen, in denen er übereinstimmend denkt, hinwegsehen müßte, weßhalb wendet man dann dasselbe Argument nicht auf die anderen Secten an,

welche die Grundlehren des Christenthums mit der Staatskirche gemeinsam haben? Der Grundsatz, daß ein Herrscher in seinem Gewissen verbunden sei, religiöse Wahrheit zu verbreiten und für den Irrthum nichts zu thun, fällt zusammen, sobald man zugiebt, daß ein Mann von Gladstone's Ansichten recht handle, wenn er einem Pfarrer, der sich zu Paley's oder Simeon's Meinungen bekennt, Geld bewillige. Es handelt sich dann nur noch um den Grad der Abweichung. Natürlich verdient kein Individuum und keine Regierung Entschuldigung, wenn sie den Irrthum geflissentlich als solchen fördert. Aber sowohl Individuen als Regierungen müssen mit den Werkzeugen arbeiten, die sie haben, und es giebt nichts, was Menschen gemacht haben, wo nicht die Wahrheit einen Zusatz von Irrthum hätte. Wir glauben unwiderleglich bewiesen zu haben, daß die englische Kirche kein solches Werkzeug ist. Die Frage ist also die, welchen Grad von Unvollkommenheit wir uns an unsern Werkzeugen gefallen lassen können? Wie sich auf diese Frage eine allgemeine Antwort geben ließe, vermögen wir nicht einzusehen. Wir müssen uns von den Umständen leiten lassen. Ein Protestant würde zum Beispiel höchst strafbar sein, wenn er Geld beitragen wollte, damit jesuitische Glaubensboten unter einer protestantischen Bevölkerung auftreten könnten. Wir glauben aber nicht, daß ein Protestant Tadel verdiente, wenn er die Jesuiten bei der Bekehrung der Siamesen mit Geld unterstützte. Daß Unkraut unter dem Weizen wächst, ist sehr zu bedauern, aber es ist besser, daß Unkraut und Weizen zusammen in Halme schießen, als daß die Verheißungen des Jahres vernichtet werden.

Gladstone tadelt die englisch-indische Regierung, wie wir mit tiefem Bedauern wahrnehmen, weil sie in Indien unter die katholischen Priester, welche unsern irischen Soldaten geistlichen Beistand leisten, eine kleine Summe vertheilt. Wir wollen ihm jetzt einen Fall vorlegen. Ein protestantischer Herr wird von einem katholischen Diener in einen Theil des Landes begleitet, wo es auf viele Meilen keine katholische Gemeinde giebt. Der Diener wird krank, und die Aerzte

geben ihn auf. Er verlangt mit großer Seelenangst nach den letzten Sacramenten seiner Kirche. Sein Herr schickt einen Boten in einem vierspännigen Wagen nach einer beträchtlich entfernten Stadt, um von dort einen Beichtiger zu holen. Hier giebt ein Protestant Geld aus, um durch einen katholischen Priester religiösen Unterricht und Trost ertheilen zu lassen. Hat er eine Sünde begangen? Handelte er nicht wie ein guter Herr und guter Christ? Würde Gladstone ihn anklagen, daß er „in seinen religiösen Grundsätzen schlaff" sei, „Wahrheit mit Falschheit vermenge" und „die Unterstützung des Glaubens als ein Almosen an Einzelne, nicht als eine Huldigung der Wahrheit betrachte?" Wie nun aber, wenn jener Diener um seines Herrn willen eine Reise unternahm, die ihn von dem Orte entfernte, wo er leicht religiösen Beistand finden konnte? Wie, wenn sein Tod durch eine Wunde herbeigeführt wurde, die er bei der Vertheidigung seines Herrn empfing? Würden wir dann nicht sagen, daß der Herr blos eine heilige Pflicht erfüllt habe? Nun behauptet Gladstone selbst, „daß die Persönlichkeit des Staates nicht kräftiger sei und keine stärkeren Verpflichtungen umschließe, wie die des Individuums." Wie verhält es sich also mit der indischen Regierung? Da ist ein armer Bursche, der sich in Clare oder Kerry anwerben läßt, fünfzehntausend Meilen weit über das Meer geführt und in einem erschlaffenden, pesthauchenden Klima eingebürgert wird. Er ficht und siegt für die Regierung, wird für sie verwundet; man legt ihn auf seine Streu, wo er unter einer fürchterlichen Sonne, ohne einen Freund zur Seite zu haben, im Fieber dahinschmachtet. Er sehnt sich nach den Tröstungen jener Religion, die er vielleicht in kräftigen und gesunden Tagen vergaß, die aber jetzt im Geleit überwältigender Erinnerungen an seine Jugend und an die Heimath, die er nie wieder sieht, zu seinen Gedanken zurückkehrt. Weil nun der Staat, für den er stirbt, einen Priester beauftragt, an seinem Lager zu stehen und ihm in einer Sprache, die zugleich seine Liebe und sein Vertrauen hat, von dem gemeinsamen Vater, von dem gemeinsamen Erlöser, von der gemeinsamen Hoffnung auf Unsterblichkeit

zu erzählen, weil der Staat, für den er stirbt, ihn in seinen letzten Augenblicken nicht heidnischen Dienern überläßt, und ihm keinen Diener eines anderen Glaubens schickt, der seinen scheidenden Geist mit einer Streitfrage über die Kirchenversammlung von Trient quälen würde, darum findet Gladstone, daß Indien „ein düsteres Bild darbiete" und daß in dem dort herrschenden Systeme „falschen Grundsätzen zu große Zugeständnisse gemacht würden!" Wir hoffen auf das Ernstlichste, daß unsere Bemerkungen Gladstone bestimmen werden, über diesen Theil seines Werkes nochmals nachzudenken, und ihn bewahren mögen, in jener hohen Versammlung, welche ihn stets mit Aufmerksamkeit hört, Meinungen auszusprechen, die seines Charakters so unwürdig sind.

Wir haben jetzt fast Alles gesagt, was wir über Gladstone's Theorie bemerken zu müssen glaubten. Vielleicht wäre es weise gehandelt, wenn wir nun inne hielten. Es ist viel leichter, einzureißen als aufzubauen. Um indessen Gladstone Genugthuung zu geben, wollen wir unsere eigene Meinung von dem Bunde zwischen Staat und Kirche mit kurzen Worten aussprechen.

Wir gesellen uns zu Warburton und bleiben so lange bei ihm, bis er zu seinem Vertrage kommt, den Gladstone mit vollem Recht für eine Fiction erklärt. Uns ist der Hauptzweck der Regierung ein rein weltlicher: die Beschützung der Personen und des Eigenthums der Menschen.

Wir glauben, daß die Regierung, wie jede andere Erfindung menschlicher Weisheit von der höchsten bis zur niedrigsten, ihrem Hauptzweck am besten entsprechen wird, wenn sie ihr Aufmerken auf ihn allein richtet. Gladstone, der Plato liebt, wird uns nicht schelten, wenn wir unsern Satz nach der Art des griechischen Weisen, durch ein Beispiel aus dem gewöhnlichen Leben erläutern. Wir wählen das Messerschmieden. Eine Klinge, die zugleich schneiden und schaben soll, wird bestimmt nicht so gut schneiden wie ein Bartmesser, und nicht so gut schaben wie ein Radirmesser. Eine Maler-Akademie, die

zugleich eine Bank sein sollte, würde höchst wahrscheinlich die abscheulichsten Gemälde liefern und die schlechtesten Wechsel discontiren. Eine Gasgesellschaft, die zugleich als Lehrkörper aufträte, würde die Straßen schlecht beleuchten und die Kinder übel unterrichten. Von diesem Grundsatze geleitet meinen wir, daß die Organisation der Regierung nur den Hauptzweck des Staats in's Auge fassen und keinen Theil der dahin zielenden Einrichtungen aufgeben sollte, um andere, wenn auch noch so löbliche Unternehmungen zu fördern.

Folgt daraus etwa, daß die Regierung nie ein anderes Ziel, als ihren Hauptzweck, verfolgen dürfte? In keiner Weise. Obgleich es wünschenswerth ist, daß jegliche Einrichtung sich ein Hauptziel stecke und so gebildet werde, um für dieses im höchsten Grade tüchtig zu sein, so läßt sich doch nicht absehen, warum die Regierung, wenn sie, ohne ihrer eigentlichen Aufgabe zu schaden, noch einen andern löblichen Zweck verfolgen könnte, dies nicht thun sollte. So baut man ein Spittel, um die Kranken zu pflegen, nicht um die Straße zu verschönern. Die Gesundheit der Pfleglinge dem Glanz der Architectur zu opfern, das Gebäude blos darum in eine schlechte Luft zu stellen, damit es einem öffentlichen Platze eine gebietendere Stirnreihe darbiete, die Zimmer heißer oder kühler zu machen, als sie sein sollten, damit die Fenster und Säulen der Außenwand den Vorübergehenden einen gefälligeren Anblick gewährten — das würde Alles verächtlich sein. Wenn man aber, ohne den Hauptzweck zu opfern, das Hospital zu einer Zierde der Hauptstadt machen könnte, so wäre es einfältig, wenn man das nicht thäte.

So soll auch eine Regierung ein anderes gutes Werk fördern, wenn sie dieß thun kann, ohne ihren Hauptzweck zu opfern. So gehört z. B. die Ermuthigung der schönen Künste nicht zu den vorzüglichsten Zielpunkten des Staats, und man handelte unsinnig, wenn man bei der Entwerfung einer Verfassung darauf Rücksicht nähme, ob diese oder jene Form leichter Raphael's und Domenichino's bilden werde. Daraus folgt aber keineswegs, daß es unangemessen wäre,

eine National=Gemäldegalerie zu errichten. Dasselbe läßt sich sagen von der Unterstützung von Gelehrten, der Oeffnung von Archiven, dem Aufstellen von Bibliotheken, Menagerieen, Pflanzen, Versteinerungen, Alterthümern, von der Begünstigung von Reisen zu Zwecken geographischer Entdeckungen und astronomischer Beobachtungen. Die Regierung ist nicht um dieser Zwecke willen gebildet worden. Es kann aber leicht geschehen, daß eine Regierung Hülfsquellen zu ihrer Verfügung hat, welche sie befähigen, diese Nebenzwecke, ohne darum ihrer eigentlichen Aufgabe zu schaden, wirksamer zu fördern, als ein Einzelner oder ein Privatverein zu thun vermag. Wenn dem so ist, so soll die Regierung jene Nebenzwecke in die Hand nehmen.

Noch augenscheinlicher ist es die Pflicht der Regierung — immer vorausgesetzt, daß die erste aller Aufgaben dem Ganzen übergeordnet bleibt — Alles zu fördern, was als Mittel zur Erreichung des Hauptzwecks dienen kann. So gehört zum Beispiel die Verbesserung der Dampfschifffahrt durchaus nicht zu den Hauptzwecken der Regierung. Da aber Dampfschiffe die Vertheidigung des Landes begünstigen und den Verkehr mit entfernten Provinzen erleichtern, mithin die Kraft des Reiches stärken, so kann es die wohlverstandene Pflicht der Regierung sein, erfinderische Männer bei ihren Vervollkommnungen einer Erfindung, die so unmittelbar dahin zielt, den Staat zur Erreichung seines Hauptzweckes tüchtiger zu machen, zu unterstützen.

Aus denselben Gründen darf die Erziehung des Volks die Aufmerksamkeit der Regierung mit Recht beanspruchen. Daß das Volk gut erzogen werde, ist an und für sich eine herrliche Sache, und der Staat soll daher diesen Zweck unterstützen, wenn es ohne Aufopferung seiner ersten Aufgabe geschehen kann. Leitet man die Volkserziehung nach den sittlichen Grundsätzen, die allen Formen des Christenthums gemeinsam sind, so ist sie für die Beförderung des Hauptzwecks der Regierung sehr geeignet und verdient aus diesem Grunde die Aufmerksamkeit der Herrscher vollkommen. Wir wollen hier nicht auf allgemeine Erziehungsfragen eingehen, sondern unsere Bemerkungen auf

den unmittelbar vor uns liegenden Gegenstand, also auf den Religionsunterricht, beschränken.

Wir wollen unsere Ansicht über die Politik, welche die Regierung in Beziehung auf Religionsunterricht befolgen sollte, an dem Beispiel eines Hospitals erläutern. Glaubensbelehrung ist nicht der Hauptzweck, weßhalb ein Hospital gebaut wird, und es würde die verrückteste Thorheit sein, wollte man in einem solchen Gebäude unter dem Vorwande, dem Seelenheil zu dienen, Regeln aufstellen, die der Gesundheit der Pfleglinge nachtheilig wären, zu einem Manne, dem der Arzt eben befohlen hat, ruhig zu sein und den Versuch zu machen, ob er nicht ein wenig Schlaf finden könne, einen lärmenden Priester zu schicken, einem Genesenden, der viel stärkende Sachen essen soll, Fasten vorzuschreiben, oder das Beispiel des frömmelnden Pius V. nachzuahmen und Jedem, der den geistlichen Beistand ablehne, ärztliche Hülfe zu versagen. Daraus folgt aber durchaus nicht, daß man keinen Kranken-Seelsorger haben und aus den Hospitalgeldern besolden dürfte. Ob es angemessen ist, einen solchen Geistlichen anzustellen, und aus welcher Glaubensgenossenschaft man ihn zu wählen hat, hängt von den Umständen ab. Es kann eine Stadt geben, wo es unmöglich ist, ein gutes Hospital ohne die Beihülfe von Leuten der verschiedensten Meinungen zu erhalten, und die Religionsparteiung kann einen solchen Grad erreicht haben, daß viele Leute wohl für die Kranken steuern wollen, aber in der Wahl eines Geistlichen weit auseinander gehen. Der Hochkirchenmann verlangt, daß wenn man einen Kaplan wählt, dieser ein Anglikaner sein muß. Der Evangelische besteht auf einem Lehrer seine Kirche. Hier würde es augenscheinlich unsinnig und grausam sein, einen nützlichen und menschenfreundlichen Plan, den Jedermann billigt, darum aufzugeben, weil in einem Nebenpunkte keine Einigung zu erzielen ist. Die Leiter müßten entweder zwei Geistliche anstellen und bezahlen, oder gar keinen, und jeder von ihnen hätte das Recht, den Kranken den geistlichen Trost zu verschaffen, den er nach seiner Ueberzeugung für den nützlichsten hielte.

Dasselbe sagen wir von der Regierung. Diese ist so wenig als das Georgs-Hospital ein Institut für Ausbreitung des Glaubens, und es würden die unsinnigsten und verderblichsten Folgen entstehen, wenn sie einen Nebenzweck, der an und für sich viel wichtiger ist als das Hauptziel, zu der ersten ihrer Aufgaben machte. Dagegen wird eine Regierung, welche die religiöse Unterweisung des Volks als Nebenzweck behandelt und diesen Grundsatz treulich befolgt, viel Gutes und wenig Unheil stiften.

Wir wollen die Folgen, zu denen dieser Grundsatz führt, rasch mustern und zeigen, wie er einige Probleme löst, die nach Gladstone's Hypothese keine befriedigende Entwirrung zulassen.

Jede gegen die Personen und das Eigenthum der Menschen gerichtete Verfolgung ist nach unsern Grundsätzen durchaus verwerflich. Denn da das Hauptziel der Regierung in der Beschützung des Eigenthums und der Personen besteht, und die religiöse Unterweisung nur einen Nebenzweck ausmacht, so würde man das Hauptziel dem Nebenzweck aufopfern, wenn man Leben, Glieder und Besitz der Menschen unsicher machte, um sie gegen Ketzerei zu schützen. Das wäre eben so widersinnig, als wenn die Leiter eines Hospitals die Wunden von Arianern und Socinianern so verbinden ließen, daß sie eiterten.

Nach unsern Grundsätzen lassen sich eben so wenig Unfähigkeitserklärungen rechtfertigen, die man aus religiösen Gründen ausspricht. Denn alle diese Rechtsnachtheile machen die Regierung zu ihrem Hauptzweck untüchtiger, beschränken sie in der Auswahl geeigneter Männer für die Verwaltung und Vertheidigung des Staats, entfremden ihr die Herzen der Leidenden und berauben sie bei allen Kämpfen mit fremden Völkern eines Theils ihrer wirksamen Kraft. Ein solches Verfahren wäre eben so unsinnig, als wenn die Verwalter eines Hospitals einen geschickten Wundarzt, der ein Ketzer wäre, verwerfen und statt seiner einen orthodoxen Pfuscher anstellen wollten.

Nach unsern Grundsätzen sollte die Regierung ferner dem Volke keine religiöse Unterweisung, so gesund sie auch sein mag, in einer

solchen Weise aufdrängen, daß dadurch eine der öffentlichen Ordnung gefährliche Unzufriedenheit entstände. Denn hier würde die Regierung wieder ihr Hauptziel einem Streben opfern, das, freilich an sich von der höchsten Wichtigkeit, für den Staat als solchen nur ein Nebenzweck sein dürfte. Diese Regel entfernt sogleich jene Schwierigkeit hinsichtlich Indiens, über die Gladstone nicht anders hinweg kommt, als indem er einer eingebildeten Pflicht einen eingebildeten Dispens entgegensetzt. Es giebt sicher kein Land, wo die Verbreitung des Christenthums wünschenswerther wäre. Aber es giebt auch kein Land, wo die Regierung der Aufgabe weniger gewachsen wäre. Benutzten wir unsere Macht, um Proselyten zu machen, so riefen wir die Auflösung der Gesellschaft hervor und richteten alle die Interessen zu Grunde, um deren Beschützung willen Regierungen existiren. Hier verträgt sich zur Zeit der Nebenzweck nicht mit dem Hauptziele und muß deßhalb aufgegeben werden. Einzelne und Privatvereine können durch christliche Unterweisung viel Gutes wirken. Tritt die Regierung ein, so stiftet sie nichts als Unheil. Darin stimmen wir mit Gladstone vollkommen überein, daß die englischen Behörden Indiens an keinem götzendienerischen Ritus Antheil nehmen sollten, denn wir sind innig überzeugt, daß eine solche Betheiligung nicht blos unchristlich, sondern auch unweise und höchst unwürdig ist.

Nehmen wir an, die Lage eines Landes sei so, daß die Regierung unsern Grundsätzen gemäß berechtigt würde, dem Volk religiöse Unterweisung zu ertheilen, so entsteht zunächst die Frage, welche Religion gelehrt werden solle. Bischof Warburton antwortet: Der Glaube der Mehrheit. Wir stimmen insofern mit ihm überein, als wir uns kaum Umstände denken können, die es rechtfertigten, die Ueberzeugung der Minderheit zur ausschließlichen Staatsreligion zu erheben. Ein solcher Vorzug ließe sich kaum geben, ohne die ernstlichste Unzufriedenheit zu erzeugen und die Interessen, die zu schützen die Hauptaufgabe des Staats ist, zu gefährden. Wir können aber nie zugeben, daß ein Herrscher ein Meinungssystem deßhalb auszubreiten helfen dürfe, weil die Mehr=

heit ihm anhänge. Ebensowenig können wir mit Gladstone gehen, der natürlich antworten würde, daß der Herrscher nur den Glauben, zu dem er sich selbst bekenne, verbreiten dürfe. Dieß ist in Wahrheit eine Unmöglichkeit. Ja, Gladstone selbst, wie wir gezeigt haben, fördert, wenn er der englischen Kirche Geld bewilligt, nicht allein seinen eigenen Glauben, sondern noch mehrere andere, wie viel weiß er selbst nicht, der unzähligen Meinungen, die zwischen dem Pelagianismus und dem Antinomianismus, dem Papstthum und dem Presbyterianismus liegen. Nach unserer Meinung sollte der Herrscher den Religionsunterricht unterstützen, von dem er die Ueberzeugung hätte, daß das Volk durch ihn den meisten Nutzen und den wenigsten Schaden haben würde. Er brauchte also nicht gerade seinen eigenen Glauben zu wählen. Natürlich wird er glauben, daß seine eigene Religion die reinste sei. Aber die Frage, die er zu erwägen hat, ist nicht die, wie viel Gutes seine Religion enthält, sondern wie viel Treffliches das Volk, wenn es in ihr unterrichtet wird, aus ihr entnehmen kann. Er mag Lehre und Verfassung englischender Kirche jenen der schottischen vorziehen. Wenn er aber weiß, daß eine Versammlung von Schotten, wenn ein Erskine oder Chalmers die Fundamentalgesetze des Christenthums erklärt, mit tiefer Aufmerksamkeit und Ehrfurcht zuhört, und daß der Anblick eines einzigen Chorhemdes oder eine Zeile Liturgie das Zeichen zu Gezisch und Tumult geben und wahrscheinlich Stühle und Ziegelstücken dem Geistlichen um die Ohren fliegen lassen würde, so handelt er weise, wenn er den Schotten ihr religiöses Wissen lieber durch die Vermittlung ihrer unvollkommnen Kirche, von der sie viel lernen werden, zukommen läßt, als ihnen die vollkommene Kirche aufzwingt, die ihnen wenig Nutzen bringen kann. Der einzige Zweck des Unterrichts ist ja, die Menschen zu belehren, und es ist müßig, von der Pflicht, Wahrheit zu verbreiten, zu reden, wenn man dabei auf eine Weise verfahren will, welche die Menschen nur um so mehr am Irrthum hängen läßt.

Von diesen Grundsätzen geleitet, begreifen wir, daß ein Staatsmann, der die englische Kirche vielleicht durchaus nicht mit der Achtung

wie Gladstone betrachtet, doch allen Versuchen, sie zu vernichten, fest entgegentreten kann. Ein solcher Staatsmann ist vielleicht mit ihrem Ursprunge zu genau bekannt, um sie mit abergläubischer Scheu ansehen zu können. Er weiß, daß sie aus einem Vergleiche hervorging, den lebhaft eifrige Reformatoren mit gierigen, ehrgeizigen, der Zeit dienenden Politikern übereilt abschlossen. Er findet vielleicht auf jeder Seite ihrer Jahrbücher Manches zu tadeln. Er fühlt, daß er es mit seinem Gewissen nicht vereinigen könnte, alle ihre Artikel zu unterschreiben. Er bedauert wahrscheinlich, daß bisher alle Versuche fehlgeschlagen sind, ihre Thore großen Klassen von Nonconformisten zu öffnen. In ihrer bischöflichen Verfassung sieht er eine rein menschliche Einrichtung. Er kann sie nicht aus dem Grunde vertheidigen, daß sie die apostolische Nachfolge besäße, denn er weiß nicht, ob nicht diese angebliche Nachfolge eine bloße Fabel ist. Er kann sie nicht vertheidigen, weil sie Einheit der Lehre hätte, denn es ist ihm wohlbekannt, daß ihre äußersten Parteien einander ferner stehen, als das eine Extrem der römischen und das andere der Genfer Kirche steht. Aber er denkt vielleicht, daß sie mehr Wahrheit mit einer geringeren Beimischung von Irrthum lehrt, als diejenigen vertragen würden, welche, wenn man sie zerstörte, ihren Platz einnehmen könnten. Er urtheilt, daß ihr schöner Gottesdienst und ihre Kanzel auf die Nation höchst wohlthätig eingewirkt haben. Er sagt sich, daß ihr bildender Einfluß bis in die entferntesten Bezirke fühlbar wird. Er erwägt, daß, wenn sie verschwände, ein großer Theil derer, welche jetzt ihre Versammlungen besuchen, alle religiösen Pflichten vernachlässigen, ein noch größerer Theil aber dem Einflusse von geistlichen Marktschreiern verfallen würde, die entweder nach Geld jagten, oder von Fanatismus trunken wären. Wenn er auch mit Vergnügen zugäbe, daß in der jetzigen Körperschaft der dissentirenden Geistlichen alle Eigenschaften christlicher Pastoren zu finden wären, so würde er sich doch vielleicht zu der Ansicht neigen, daß diese exemplarische Menschenklasse ohne den mittelbaren Einfluß der Staatskirche nicht auf diesen hohen Standpunkt gehoben sein und dort er-

halten würde. Es würde ihm vielleicht nicht gefallen, daß, wenn jene Kirche einst aufhörte, der Platz eines Sumner und Whateley von einem Doddridge und Hall ausgefüllt werden würde. Er denkt vielleicht, daß die von uns angeführten Vortheile erreicht wurden, oder mit einer leichten Abänderung des bestehenden Systems erzielt werden konnten, ohne daß man einen der Hauptzwecke opferte, welche jede Regierung im Auge haben sollte. Ja, er ist vielleicht der Meinung, daß eine Einrichtung, die in den Herzen und Geistern von Millionen so tief wurzelt, nicht umgestürzt werden kann, ohne die Grundlagen der menschlichen Gesellschaft zu lockern und zu erschüttern. Mit ziemlich derselben Leichtigkeit würde er Gründe für die Vertheidigung der schottischen Kirche finden. Um die Verbindung der beiden Kirchen mit einer Regierung zu rechtfertigen, brauchte er sich auf keinen Staatsvertrag zu beziehen. Er würde meinen, daß, wer für eine Kirche eifert, in der sowohl Dr. Herbert Marsh als Dr. Daniel Wilson Bischöfe sind, in diesem Punkte keine Gewissenszweifel hegen darf. In der That würde er seine Grundsätze gern noch weiter ausdehnen. Er würde 1825 für Lord Francis Egerton's Antrag, den katholischen Klerus in Irland aus Staatsmitteln zu besolden, gestimmt haben und tief bedauern, daß 1829 eine solche Maßregel nicht angenommen wurde.

Auf diese Weise könnte ein Staatsmann, von unseren Grundsätzen geleitet, urtheilen, daß es im höchsten Grade unangemessen sein würde, die schottische oder die englische Kirche aufzuheben.

Wenn es aber in irgend einem Theile der Welt eine Nationalkirche gäbe, die von vier Fünftheilen des ihrer Sorge übergebenen Volkes für ketzerisch gehalten würde, eine Kirche, gegründet und erhalten durch das Schwert, eine Kirche, die großen Reichthum und viel Macht besäße, auch an Strafgesetzen lange einen Rückhalt gefunden hätte, aber doch im Laufe vieler Menschenalter unfähig gewesen wäre, ihre Lehren auszubreiten, oder auch nur ihren Boden festzuhalten, eine

Kirche, die ein solcher Haß verfolgte, daß List und Gewaltthat, gegen ihre klaren Besitzrechte geübt, allgemein als erlaubt gälten; eine Kirche, deren Diener vor leeren Bänken predigten und kaum mit Hülfe von Bajonnetten ihr gesetzliches Einkommen beitreiben könnten — so würde eine solche Kirche, wie wir offen gestehen, nach unseren Grundsätzen nicht vertheidigt werden können. Wir würden sagen, daß der Staat, der sich mit einer solchen Kirche verbände, sein Hauptziel einem Nebenzwecke opfere, und daß die eingetretenen Folgen von jedem scharfsinnigen Beobachter vorauszusehen gewesen sein würden. Weder der Haupt- noch der Nebenzweck sind erreicht worden. Die geistlichen und weltlichen Interessen des Volkes leiden auf gleiche Weise. Die Gemüther der Menschen werden der Kirche nicht zugeführt und dem Staate entfremdet. Nachdem die Staatsgewalt Ordnung, Frieden, Einigkeit, alle die Interessen, welche zu beschützen ihre erste Pflicht ist, dem Zwecke, den reinen Glauben zu fördern, geopfert hat, muß sie nach jahrhundertlanger Erfahrung zugestehen, daß sie in Wahrheit den Irrthum begünstigt hat. Je gesunder die Lehren einer solchen Kirche sind, und ein je widersinnigerer und schädlicherer Aberglaube ihr entgegensteht, um so stärkere Gründe ergeben sich gegen eine Politik, die der guten Sache alle natürlichen Vortheile raubt. Diejenigen, welche den Herrschern die Pflicht predigen, ihre Macht zur Verbreitung der Wahrheit zu verwenden, sollten wohl im Gedächtniß behalten, daß der Irrthum, obgleich er gegen die Wahrheit allein nicht aufkommen kann, der Wahrheit und Macht zusammen mehr als einmal gewachsen gewesen ist.

Ein Staatsmann, der nach unseren Grundsätzen urtheilte, würde sich ohne Zögern dahin aussprechen, daß eine Kirche, wie wir sie eben beschrieben haben, niemals gegründet worden sein sollte. Weiter wagen wir in seinem Namen nicht zu gehen. Er würde ohne Zweifel erwägen, daß die Welt voll von Einrichtungen ist, die man besser nie eingeführt hätte, die aber, da sie einmal in der Welt sind, nicht mit rauher Hand niedergeschlagen werden dürfen, und daß es oft in der Praxis weiser ist, sich mit der Milderung eines Mißbrauches zu be-

gnügen, den wir vom theoretischen Standpunkte aus vernichtet zu sehen wünschen müssen.

Wir sind fertig, und es bleibt uns nichts mehr übrig, als uns von Gladstone mit der Höflichkeit eines Gegners, der keinen Groll kennt, zu verabschieden. Wir weichen von seinen Meinungen ab, allein wir bewundern seine Talente, achten seine Ehrlichkeit und gute Absicht und hoffen, daß ihm die Politik nicht alle Muße für literarische und philosophische Studien rauben werde.

Macaulay, Thomas Babington,

Thomas Babington Macaulay's ausgewählte Schriften geschichtlichen und literarischen Inhalts Deutsch von Fr. Steger und Alex. Schmidt

Bd.: 3

Braunschweig 1853